

Karolin Heckemeyer

**LEISTUNGSKLASSEN
UND GESCHLECHTERTESTS
DIE HETERONORMATIVE
LOGIK DES SPORTS**

Karolin Heckemeyer
Leistungsklassen und Geschlechtertests

Karolin Heckemeyer (Dr. phil.), Soziologin und Sportwissenschaftlerin, lehrt als Dozentin an der Pädagogischen Hochschule FHNW, Schweiz. Sie forscht zu Fragen geschlechtlicher Vielfalt, Diversität und sozialen Ungleichheiten im Sport.

KAROLIN HECKEMEYER

Leistungsklassen und Geschlechtertests

Die heteronormative Logik des Sports

[transcript]

Die digitale Buchpublikation wurde publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) zur Förderung wissenschaftlicher Forschung.

Zugleich Dissertation an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutschland.



This work is licensed under the Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 License (CC BY-NC-ND 4.0)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Lektorat: Andrea Bronstering

Satz: Francisco Bragança, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-4216-2

PDF-ISBN 978-3-8394-4216-6

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Inhalt

Dank | 7

1. Einleitung – Geschlechterordnungen im Sport | 9

**2. Die Geschlechterordnung des Sports
praxeologisch erforschen** | 19

- 2.1 Soziale Praktiken als Ort der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport | 22
- 2.2 Der Logik der Praxis auf der Spur – Frauen in Männersportarten als empirischer Zugang | 33
- 2.3 Qualitative Interviews als soziale Praktiken – Methodisches Vorgehen und forschungsethische Überlegungen | 49

3. Der Leistungssport als heteronormativ strukturiertes Feld | 59

- 3.1 Heteronormative Inklusion – Sportkörper als eindeutige Männer- und Frauenkörper | 65
- 3.2 Die männliche Herrschaft im Leistungssport – Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterhierarchie | 92

4. Strategien der Vergeschlechtlichung und die (Re-)Produktion heteronormativer Ordnung im Sport | 107

- 4.1 Gleichberechtigung fordern – Frauenkörper als Sportkörper | 114
- 4.2 Das Image aufpolieren – Sportlerinnenkörper heteronormalisieren | 145

5. Abschied von der Leistungsklasse Geschlecht? | 169

6. Literatur | 177

Dank

Mein besonderer Dank gilt den 21 Athletinnen, die sich bereit erklärten, mit mir über die Welt des Leistungssports zu sprechen. Ohne ihre Erzählungen und Berichte wäre das Nachdenken über die Inhalte dieser Arbeit nur halb so spannend und aufschlussreich gewesen.

Herzlich danken möchte ich auch den Betreuerinnen dieser Arbeit, Prof. Dr. Nina Degele und Prof. Dr. Petra Gieß-Stüber, sowie den Teilnehmer_innen des inspirierenden, kritisch-konstruktiven Geschlechterforschungs- und Soziologie-Kolloquiums an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Darüber hinaus haben mich zahlreiche Menschen innerhalb und außerhalb der Akademie in den vergangenen Jahren begleitet und unterstützt. Euch allen fühle ich mich verbunden. In tiefer Liebe, Zuneigung und Freund_innenschaft möchte ich insbesondere den folgenden Personen danken: Yv E. Nay, Stephanie Bethmann, Wibke Backhaus, Andrea Althaus, Tobias Ohnewald, Nik Forrest, Paula Winkler, Arn Thorben Sauer, Sonja Dudek, Katja Kailer, Kerstin Walser, Jutta Heckemeyer, Friedhelm Heckemeyer, Jost Henrich Heckemeyer, Arnd Christian Heckemeyer und der gesamten famiglia Nay.

1. Einleitung – Geschlechterordnungen im Sport

In den vergangenen Jahren haben Nachrichten über Rekordbeteiligungen von Frauen an Olympischen Spielen und über hohe Einschaltquoten bei Frauenfußballweltmeisterschaften, über synchronschwimmende Männer und sich als schwul outende Basketball- und Fußballprofis den Eindruck genährt, dass die Geschlechterordnung des Sports in Bewegung geraten ist. Nicht nur das numerische Geschlechterverhältnis scheint sich verschoben zu haben, auch Vorstellungen über Mannsein und Frausein verändern und erweitern sich. Traut man den Zahlen, Bildern und Berichten, dann ist der Sport nicht länger jenes unangefochten heterosexuelle Männerreservat, als das er lange Zeit galt und als das er in sportsoziologischen und geschlechtertheoretischen Analysen beschrieben wurde (Birrell/Cole 1994, Dunning 2003, Kröner 1992, Messmer/Sabo 1990). Der Sport ist im historischen Vergleich inklusiver geworden – auch im Bereich des Spitzensports. Mehr Frauen denn je sind an sportlichen Großereignissen beteiligt¹, ihr Anteil an Führungspositionen wächst², und es gibt Organe, die sie vertreten und weiterhin für mehr Geschlechtergerechtigkeit kämpfen³. Zudem bekennen sich international bedeutsame Sport-

1 | Siehe das IOC Factsheet Women in the Olympic Movement (International Olympic Committee 2016a).

2 | Siehe die Forschungsberichte des IOC (Henry/Robinson 2010) und des Deutschen Olympischen Sportbunds (DOSB) (Doll-Tepper/Pfister 2004).

3 | Auf internationaler Ebene ist es unter anderem die *Women in Sport Commission* des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), die sich für die Gleichberechtigung von Männern und Frauen im Sport einsetzt, in Deutschland wiederum tut dies die Frauenvollversammlung des Deutschen Olympischen Sportbunds

organisationen wie das Internationale Olympische Komitee (IOC) zur Förderung des Frauensports und zu Prinzipien der Antidiskriminierung. In der *Olympischen Charta* und dem *Ethikkodex des IOC* heißt es inzwischen, niemand dürfe aufgrund von Geschlecht oder sexueller Orientierung von Wettkämpfen ausgeschlossen werden.⁴ Nicht nur Frauenrechtler_innen⁵, auch Aktivist_innen der LGBT-Community⁶ und Organisationen wie die Gay and Lesbian International Sports Association (GLISA) und die European Gay and Lesbian Sports Foundation (EGLSF) können also Erfolge verzeichnen. Das zeigte sich zuletzt im November 2015, als das IOC eine überarbeitete Fassung der *Transgender Guidelines*⁷ veröffentlichte und da-

(DOSB). Darüber hinaus finden sich national und international weitere Organisationen, die sich für die Belange von Mädchen und Frauen im Sport einsetzen, so zum Beispiel die International Association of Physical Education and Sport for Girls and Women (IAPESGW) (www.iapesgw.org) und die von der ehemaligen Tennisspielerin Billie Jean King gegründete US-amerikanische Women in Sports Foundation (www.womenssportsfoundation.org).

4 | Siehe IOC Olympic Charter 2017 und IOC Code of Ethics 2016 (International Olympic Committee 2016b und 2016c).

5 | Die vorliegende Arbeit bemüht sich um eine durchgehend geschlechtergerechte und antidiskriminierende Sprache. Sie greift dabei zum einen auf die hier verwendete Schreibweise mit dem Unterstrich zurück. Sie hat das Anliegen, Personen auch jenseits der zweigeschlechtlichen Norm sichtbar zu machen (Herrmann 2005: 64). Im Kontext der folgenden Analysen sind dies vor allem jene, die aufgrund ihrer Geschlechtlichkeit vom strikt zweigeschlechtlich organisierten Sport ausgeschlossen werden. Zum anderen verwende ich jedoch auch geschlechtsver-eindeutigende Schreibweisen, die Akteur_innen explizit als Männer und Frauen benennen. Diese klare geschlechtliche Markierung ermöglicht mir im Rahmen meiner Analyse, die geschlechtersegregierende Struktur des Sports und damit verwobene soziale Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen zur Sprache zu bringen. Schreibe ich im Folgenden von Sportlerinnen und Athletinnen, so sind damit Personen gemeint, die im Sport in der Leistungsklasse der Frauen an den Start gehen (dürfen). Die Schreibweisen Sportler und Athleten gebrauche ich entsprechend für Personen, die in der Leistungsklasse der Männer an den Start gehen.

6 | Die Abkürzung LGBT steht für Lesbian, Gay, Bisexual und Transgender.

7 | Die Transgender Guidelines sind in dem folgenden Dokument enthalten: IOC Consensus Meeting on Sex Reassignment and Hyperandrogenism (International Olympic Committee 2015).

rin den Zugang von Transpersonen zum Wettkampfsport vereinfachte. Eine weitere Hürde im Kampf für mehr geschlechtliche Vielfalt und Geschlechtergerechtigkeit im Sport scheint überwunden zu sein.

Zugleich bleibt die Freude derjenigen, die sich seit vielen Jahren gegen Diskriminierungen und für geschlechtliche Gleichstellung im Sport einsetzen, gedämpft. Denn trotz aller Veränderungen liegt der Frauenanteil in vielen nationalen Verbänden deutlich unter 50 Prozent⁸, und auch in der Sportberichterstattung sind Frauen noch immer deutlich unterrepräsentiert (Horky/Nieland 2013). Gerade einmal 9 Prozent der gesamten Presseberichte widmeten sich 2011 den Erfolgen von Sportlerinnen, und auch fünf Jahre später zeigt der Blick in den Sportteil der Tageszeitungen, dass sich dieser Prozentsatz nicht wesentlich verändert hat (vgl. Davis/Tuggle 2012, Weber/Carini 2013). Zudem weist der Frauensport nach wie vor einen wesentlich geringeren Professionalisierungsgrad auf als der Männersport, und Athletinnen müssen sich im Vergleich zu Athleten häufig mit deutlich geringeren Gehältern, nicht selten auch mit einer schlechteren Trainingsinfrastruktur und Betreuungssituation zufriedengeben (vgl. Leeds/Leeds 2013, Klein/Deitersen-Wieber/Lelek 2013). So haben deutsche Fußballbundesligaspielerinnen während ihrer aktiven Sportkarriere mittlerweile zwar ein finanzielles Auskommen, das es ihnen ermöglicht, sich gänzlich auf den Sport zu konzentrieren, im Vergleich zu den hohen Summen des Männerfußballs verdienen sie jedoch nur einen Bruchteil und können sich für die Zeit nach dem Leistungssport nur begrenzt finanziell absichern (Meyer 2011).

Dass Frauen und Männer im Sport noch immer unterschiedlich wahrgenommen, bewertet und anerkannt werden, manifestiert sich ferner darin, dass Sportlerinnen bis heute Gefahr laufen, als unweiblich oder gar vermännlicht zu gelten – und zwar vor allem dann, wenn sie sich in Sportarten vorwagen, die als klassische Männerdomänen gelten. Muskulöse, breitschultrige Frauen sind nach wie vor keine Selbstverständlichkeit. Ihre Körper und Verhaltensweisen sind nicht ohne Weiteres mit herkömmlichen Weiblichkeitsvorstellungen kompatibel (vgl. Kleindienst-Cachay/Heckemeyer 2008, Mennesson 2004, Bunsell 2013). Ebenso wenig selbstverständlich sind das Thema Homosexualität im Sport und die Präsenz gleichgeschlechtlich liebender Athlet_innen. Zwar tauchen

8 | Siehe für den bundesdeutschen Raum die Bestandserhebung des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) 2016.

in den vergangenen Jahren immer wieder Medienberichte auf, in denen homophobe Strukturen des Spitzensports angesprochen und kritisiert werden, vor allem aber der Männersport scheint sich in dieser Hinsicht nur sehr langsam zu verändern. Die Sportler, die sich in den vergangenen Jahren als schwul outeten, sind nach wie vor mutige Ausnahmen. Sie sprachen über ihre gleichgeschlechtlichen Beziehungen erst nach der Sportkarriere oder stiegen nur wenige Monate nach ihrem ›Coming-out‹ aus dem Profisport aus. Sichtbar ist homosexuelle Männlichkeit im Sport also noch immer nicht, sie bleibt tabuisiert und kommt nur im Kontext der Out- und Gaygames explizit vor (vgl. Anderson 2015, Degele 2013). Ähnliches gilt für lesbische Athletinnen, wenngleich Homosexualität im Frauensport anders verhandelt wird als im Männersport. So ist zwar allgemein bekannt, dass im deutschen Frauenfußballnationalteam lesbisch lebende Spielerinnen aktiv sind, bis auf wenige Ausnahmen wird dieser Fakt jedoch nicht öffentlich thematisiert. Freundinnen und Lebenspartnerinnen der Spielerinnen tauchen in Fernsehberichten anlässlich großer Turniere in der Regel nicht auf – Hochzeitsvorbereitungen heterosexuell lebender Fußballerinnen hingegen schon (Meuren 2014). Ebenso wie Schwule bleiben also auch Lesben im Sport weitgehend unsichtbar – dies vor allem dann, wenn es um die Außendarstellung und mediale Repräsentation von Teams, Vereinen und Sportarten geht (vgl. Groll/Diehr 2012, Kian 2014).

Um Anerkennung und Aufmerksamkeit kämpfen schließlich auch Athlet_innen, deren Körper und Geschlechtlichkeit nicht ohne Weiteres mit dem strikt binären Wettkampfsystem des Leistungssports vereinbar sind. Wie kein anderer gesellschaftlicher Kontext fordert der Sport von allen Wettkämpfenden ein an medizinisch-biologischen Kriterien orientiertes, eindeutiges Mannsein oder Frausein ein. Menschen, die nicht in dieses Raster passen, sehen sich vom Leistungssport ausgeschlossen oder dazu gezwungen, Hormontherapien zu durchlaufen, um als legitime Teilnehmende bei nationalen und internationalen Männer- oder Frauenwettbewerben an den Start gehen zu dürfen. Daran haben auch die eingangs angesprochenen *Transgender Guidelines* nichts geändert. Dem in ihren Statuten formulierten Anspruch, Wettkämpfende nicht entlang von Geschlecht zu diskriminieren, werden Sportorganisationen wie die International Association of Athletics Federations (IAAF) also nicht gerecht. Ganz im Gegenteil: Sie tun sich im Umgang mit geschlechtlicher Vielfalt schwer.

Lässt sich also einerseits beobachten, dass der Sport im Vergleich zu früheren Zeiten inklusiver geworden ist, so zeigt sich andererseits, dass er nach wie vor von einer binären, hierarchischen Geschlechterordnung geprägt ist. Trotz der gewachsenen Präsenz von Frauen und der seit vielen Jahren andauernden Kämpfe von LGBT-Personen um Teilhabe und Anerkennung ist er in vielerlei Hinsicht eine Sphäre männlicher, genauer noch heterosexuell-männlicher Dominanz geblieben. Wie aber lässt sich diese Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz geschlechtlicher Verhältnisse im Sport erklären? Wie kommt es, dass jahrzehntelange Bemühungen um mehr Geschlechtergerechtigkeit und Geschlechtervielfalt den Sport zwar verändern, ihn als Ort männlicher Dominanz jedoch nicht grundsätzlich infrage stellen? Die vorliegende Arbeit geht diesen Fragen und Zusammenhängen anhand eines empirischen Phänomens nach, das die angesprochene Gleichzeitigkeit von Wandel und Beharrlichkeit ungleicher Geschlechterverhältnisse in besonderer Weise zu fassen erlaubt, nämlich die Präsenz von Frauen in sogenannten Männersportarten. Im Zentrum der Analysen steht dabei ein Korpus von insgesamt 21 qualitativen Interviews mit hochleistungssportlich aktiven Athletinnen aus Fußball, Eishockey, Ringen und Gewichtheben. Alle vier Sportarten lassen sich im bundesdeutschen Kontext als ›Männerdomänen‹ beschreiben, in die Frauen in den vergangenen Jahrzehnten zwar Einzug gehalten haben, die jedoch nach wie vor überwiegend von Männern betrieben werden und deren Techniken und Anforderungsprofile noch immer als ›typisch männlich‹ gelten. Es handelt sich also um Sportarten, die formal betrachtet für Frauen mittlerweile problemlos zugänglich sind, in denen Frauen aber bis heute ein Sonderstatus zukommt und in denen sie um Anerkennung und Wertschätzung kämpfen. Die mir vorliegenden Interviews ziehe ich nun zusammen mit Regelwerken, formalen Bestimmungen und anderen schriftlichen Dokumenten nationaler und internationaler Sportverbände heran, um Prozessen und Mechanismen der Herstellung und Aufrechterhaltung geschlechtlicher Ordnung im Sport auf die Spur zu kommen.

Mit diesem Anliegen und Vorgehen schließe ich an geschlechtertheoretische Forschungen an, die sich – zumeist im disziplinären Kontext der Sportwissenschaften – seit den 1980er Jahren mit Geschlechterverhältnissen im Sport und im Zuge dessen vor allem mit den Entwicklungen des Frauensports beschäftigen (vgl. Buschmann/Kröner/Becker 1988, Pfister 1999, Hargreaves 2001, Gori et al. 2008, Pfister/Sisjord 2013).

Diese Forschungen haben in den vergangenen Jahren zum einen auf die wachsende Präsenz von Frauen in Männersportarten und auf damit verbundene Pluralisierungen und Verschiebungen der im Sport gängigen Weiblichkeitsvorstellungen verwiesen; zum anderen haben sie aber auch gezeigt, dass sich gerade die als Männerbastionen bekannten Sportarten in besonderem Maße als veränderungsresistent und konservativ erweisen. Im deutschsprachigen Raum sind es vor allem Forschungen zum Fußball, die dies verdeutlichen (Degele 2013, Sobiech/Ochsner 2012). So stellt heute zwar niemand mehr infrage, dass auch Frauen kicken und ihr eigenes, erfolgreiches Nationalteam haben, im Sport insgesamt aber bleiben der Frauenfußball und die dort aktiven Spielerinnen in einer marginalisierten Position. Noch immer greifen Schließungs- und Abwehrmechanismen, das heißt strukturelle Benachteiligungen und negative Sanktionen, die zeigen, dass Frauen im Fußball nicht der gleiche Status zukommt wie Männern.

Im Kontext des Frauensports zeigt sich also eindrücklich das, was ich zuvor als Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel geschlechtlicher Verhältnisse im Sport beschrieben habe. Die US-amerikanische Sporthistorikerin Susan K. Cahn spricht in diesem Zusammenhang von einem »paradox of progress in women's sport« (Cahn 2015: 283). Frauen sei es zwar gelungen, Barrieren niederzureißen und sich ihr Recht auf Teilhabe an (fast) allen Bereichen des Sports zu sichern. Der Männersport aber sei von diesen Veränderungen weitgehend unangetastet geblieben. Für Jungen und Männer sei der Sport nach wie vor eine Welt, die mit ihrer Männlichkeit kongruent ist, während Mädchen und Frauen noch immer ihren Status als »normale Frau« riskierten, wenn sie sportliche Höchstleistungen erbringen, Kraft und Ehrgeiz zeigen (ebd.). Eine Revolution habe demnach nicht stattgefunden, stellt Cahn fest, und fügt hinzu: »The question is how to understand changes that have so radically transformed individual lives but failed to fundamentally alter the larger episteme and its established hierarchies.« (Ebd.: 31)

Diese Frage nehme ich im Folgenden zum Ausgangspunkt, um mein Forschungsanliegen in zweifacher Hinsicht zu präzisieren. Erstens problematisiert Cahn mit ihrer Frage die Trennung in mikro- und makrostrukturelle Perspektiven. Sie verweist darauf, dass die Frage nach der Reproduktion geschlechtlicher Ordnung im Sport unmittelbar mit der nach dem Verhältnis von Individuum und Struktur verbunden ist. Der von ihr gewählte Begriff des »episteme« verweist dabei auf ein Verständnis von

Struktur im Sinne von Wissensordnungen und Wissensbeständen, die nicht losgelöst von Individuen gedacht werden können, sondern vielmehr konstitutiv für diese sind. Momente des Wandels und der Persistenz im Sport zu verstehen, ist vor diesem Hintergrund nur möglich, wenn dem Zusammenhang zwischen individuellen Erfahrungen und Konstruktionen einerseits und überindividuellen Gegebenheiten andererseits Rechnung getragen wird. Diese Überlegungen greife ich im Rahmen meiner Analysen auf, indem ich eine an die Arbeiten Pierre Bourdieus angelehnte praxistheoretische Perspektive auf das mich interessierende Phänomen entwickle. Damit schließe ich an eine Reihe soziologischer Forschungen an, die die Herstellung sozialer Ordnungen im Sport in den Blick nehmen und dabei der Aufforderung Thomas Alkemeyers nachkommen, sich nicht nur für die Rahmenbedingungen sportlicher Praxis zu interessieren, sondern auch dafür, wie der Sport »tatsächlich gemacht« wird (Alkemeyer 2006: 265). Zugleich aber ziele ich mit einer praxistheoretischen Perspektive auch auf eine Erweiterung geschlechtertheoretischer Arbeiten, die auf Prozesse des ›doing gender‹ im Sport abheben und dabei den breiteren strukturellen Rahmen dieses ›Tuns‹ in den Hintergrund geraten lassen. Denn dies führt zu eben jenem Erkenntnisproblem, das Cahns in ihren Analysen ausmacht, nämlich zu der Frage, wie eigentlich individuell gelebtes und erlebtes Empowerment und das Fortbestehen hierarchischer Geschlechterverhältnisse im Sport ineinandergreifen. In diesem Sinne sehe ich in einer praxistheoretischen Perspektive einen »Neubeschreibungswert« respektive die Möglichkeit, Momente der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport ›anders‹ zu erklären (Alkemeyer 2015: 9).

Jenseits dieser ersten theoretischen Zuspitzung führt mich Cahns (2015) Frage zweitens zu einer Präzisierung meiner geschlechtertheoretischen Perspektive. Cahns Anliegen ist es, die der Geschlechterordnung des Sports zugrunde liegende Logik (»the larger episteme«) zu analysieren und deren Reproduktion zu verstehen. Gemeint ist damit die für den Sport bis heute konstitutive Verknüpfung von Sport und Männlichkeit, die die sportwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung in zahlreichen Arbeiten herausgestellt hat. Der moderne Sport, so das zentrale Argument, folge aufgrund seiner historischen Entwicklung einer männlichen Semantik: Die im Sport sichtbaren Körperpraktiken und Körperpräsentationen sowie die insbesondere im Leistungssport erfolgsbestimmenden physischen und psychischen Fähigkeiten wie Leis-

tungswillen, Körperkraft und Aggressivität, Konkurrenz und Kompromisslosigkeit sind eng verwoben mit Vorstellungen über Männlichkeit, Mannsein, Männerkörper (vgl. Lenskyj 1990, Bryson 1994, Wellard 2009). Die Welt des Sports bietet folglich Raum zur »Produktion und Reproduktion männlicher Identität« (Dunning 2003: 475). Sie ermöglicht es Männern, ihr Mannsein unter Beweis zu stellen. Die Verknüpfung von Sport und Männlichkeit führt im Umkehrschluss zu einem Ambivalenzverhältnis von Sport und Weiblichkeit respektive Sport und Frausein. Wo Männer also geschlechtliche Zugehörigkeit affirmieren, überschreiten Frauen Geschlechtergrenzen.

Dieser Zusammenhang dient zahlreichen Arbeiten als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen und Analysen. Der Sport wird von den Autor_innen – zum Teil explizit, zum Teil implizit – als eine männliche Sphäre thematisiert, in die Frauen Einzug erhalten und in der sie sich mit Benachteiligungen und Sanktionen auseinandersetzen müssen. Zentral ist dabei die Frage, wie es Sportlerinnen gelingt, sich in einem historisch bedingt männlich konnotierten Kontext zu verorten und dort zu bestehen. Die im Sport vorherrschenden Geschlechterverhältnisse verändern sich in dieser Perspektive vor allem dadurch, dass Frauen sich ehemals ausschließlich männliche Praktiken sowie die damit verbundenen Räume aneignen und dass sich in der Folge Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit verschieben. Wenngleich ich diesen Analysen weitgehend zustimme, möchte ich im Rahmen dieser Arbeit einen Aspekt hervorheben, der dabei aus dem Blick gerät, nämlich die Frage, wie überhaupt die Verknüpfung von Sport und Männlichkeit (re-)produziert wird. Mit anderen Worten, mich interessiert weniger der Umgang sozialer Akteur_innen mit dem Sport als Männerdomäne, als vielmehr die Frage, wie der Sport als Männerdomäne sozial hergestellt und aufrechterhalten wird. Es geht also darum, die Verknüpfung von Sport und Männlichkeit als soziale Konstruktion in den Fokus zu rücken und sie nicht als Gegebenheit vorauszusetzen, sie folglich nicht zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen zur Geschlechterordnung des Sports zu machen, sondern als zu analysierende Grundlage dieser Ordnung zu begreifen.

Die (Re-)Produktion der Verknüpfung von Sport und Männlichkeit zu analysieren, setzt dabei allerdings voraus, nicht nur nach Geschlechterdifferenzierungen im Sinne einer immer schon binären Unterscheidung zwischen Männern und Frauen, Männlichkeit und Weiblichkeit zu fragen, sondern weit grundsätzlicher nach Prozessen der Herstellung von

Zweigeschlechtlichkeit im Sport. Denn die als Grundproblem der im Sport vorherrschenden Geschlechterhierarchie identifizierte Verknüpfung von Sport und Männlichkeit lässt sich nur in Verbindung mit der Frage verstehen, wie der Sport überhaupt die Grundlage seiner hierarchischen Ordnung schafft, nämlich eine als natürlich geltende Geschlechterbinarität. Wie also produziert der Sport die beiden Geschlechter, Männer und Frauen, die er dann in ein hierarchisches Verhältnis zueinander setzt? Wie bereits angedeutet, zielt diese Frage darauf, Ein- und Ausschlüsse im Sport sichtbar zu machen, die in der sportwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung vor allem im deutschsprachigen Raum bisher kaum berücksichtigt werden, allen voran die von Trans- und Interpersonen respektive all jener Menschen, die den im Sport gültigen medizinisch begründeten biologischen Kriterien für Männer- und Frauenkörper nicht entsprechen.

Darüber hinaus geht es bei der Frage nach der (Re-)Produktion von Zweigeschlechtlichkeit auch um die Bedeutung sexueller Orientierung für die im Sport vorherrschende Geschlechterordnung. Denn Vorstellungen über natürliche Männer und Frauen sind, so argumentiere ich im Anschluss an bisher nur peripher in der sportwissenschaftlichen Forschung rezipierte heteronormativitätstheoretische Ansätze, immer auch verbunden mit Annahmen über deren Sexualität, genauer gesagt mit der Annahme einer natürlichen Heterosexualität. Homophobe Praktiken respektive die Diskriminierung gleichgeschlechtlich liebender Athlet_innen, wie sie in den vergangenen Jahren auch hier wiederum vor allem mit Blick auf den Fußball thematisiert worden sind (vgl. Degele 2014, Degele/Janz 2012, Walther-Ahrens 2011), lassen sich vor diesem Hintergrund als Mittel zur Aufrechterhaltung einer als natürlich erachteten Zweigeschlechtlichkeit verstehen.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen gliedert sich die vorliegende Arbeit in weitere vier Kapitel. Im nun folgenden zweiten Kapitel präzisiere ich die angesprochene praxeologische Perspektive auf Geschlechterordnungen im Sport und entwickle einen theoretisch-metho(dolog)ischen Blick auf das dabei im Zentrum stehende empirische Phänomen Frauen in Männersportarten. Die beiden daran anschließenden Kapitel stellen den Kern der empiriebasierten Analysen dar. Unter dem Titel »Der Leistungssport als heteronormativ strukturiertes Feld« arbeite ich heraus, wie im Feld des Sports Zweigeschlechtlichkeit hergestellt wird und wie die als legitim anerkannten Geschlechter – sprich Männer und Frauen – struk-

turell in ein hierarchisches Verhältnis zueinander gesetzt werden. In den Blick gerät dabei nicht nur, dass und wie Geschlecht jenseits des im Sport gültigen Leistungsprinzips als Inklusions- und Exklusionskriterium wirkt. Deutlich wird darüber hinaus auch, wie sich die Geschlechterhierarchie des Sports als eine natürliche Ordnung legitimiert. Ausgehend von den in Kapitel 3 angestellten Überlegungen nimmt das dann folgende vierte Kapitel soziale Positionierungen wettkampfsportlich aktiver Athletinnen im Feld des Sports in den Blick und fragt danach, wie sie im Zuge dessen die heteronormative Ordnung (re-)produzieren. Jenseits von Normalisierungen des eigenen Körpers als Sportkörper kommen dabei Strategien der – wie ich es nenne – Heteronormalisierung zur Sprache, die zur Marginalisierung all jener Athletinnenkörper führen, die mit Männlichkeit und Lesbisch-Sein assoziiert werden und damit die im Sport als notwendig erachtete eindeutige Geschlechtersegregation infrage stellen. Das abschließende fünfte Kapitel mit dem Titel »Abschied von der Leistungsklasse Geschlecht?« reflektiert ausgehend von den in den Kapiteln 3 und 4 dargelegten Analyseergebnissen kritisch den in bisherigen sportwissenschaftlichen Arbeiten verwendeten Genderbegriff und fragt nach dem Ort der Kritik sportwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung im Hinblick auf geschlechter- und sportpolitische Positionen.

2. Die Geschlechterordnung des Sports praxeologisch erforschen

»Praxeologie ist, [...] indem sie die AkteurInnen und ihre praktischen Stellungnahmen »zur Welt« ins Zentrum stellt, keineswegs ein individualistischer Ansatz: weder beschränkt sie sich auf eine Interaktionsanalyse, noch bleibt sie im Kleinklein eines Einzelfalles stecken. Sie rekonstruiert Einzelfälle als Fälle des sozial Möglichen und entfaltet somit ihre Rekonstruktion vor dem Hintergrund einer komplexen Konzeptualisierung des sozialen Raumes und seiner Felder.« (Dölling 2011: 15)

Wie der Name bereits andeutet, rücken Praxistheorien soziale Praktiken in den Fokus soziologischen Interesses – und dies nicht nur theoretisch, sondern auch empirisch. Was das im Einzelnen meint und wie eine praxeologische Perspektive in Zusammenhang mit der Frage nach Prozessen und Zusammenhängen der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport zu denken ist, möchte ich in diesem Kapitel genauer klären. Gleich zu Beginn sei darauf verwiesen, dass ich praxistheoretisches Forschen dabei eher als eine »Forschungshaltung« (Schmidt 2012: 26) oder auch »Forschungsstrategie« (Dölling 2011: 3) verstehe, die mein Gesamtprojekt begleitet, denn als eine theoretische Perspektive im engeren Sinne. Mit einer praxeologischen Perspektive ist in meiner Wahrnehmung mehr verbunden als ein Schärfen des wissenschaftlichen Blicks auf ein soziales Phänomen durch eine theoretische Brille; und somit mehr als die Idee theoriegeleiteten Forschens. Vielmehr geht es um ein Überdenken des Verhältnisses von Theorie und Empirie und darum, deren

»wechselseitige Verschränkung methodologisch neu« zu veranschlagen (Schmidt 2012: 31). Anstatt strikt in Theorie und Empirie und schließlich auch in Theoretiker_innen und Empiriker_innen zu unterscheiden, geht es vielmehr darum, einerseits soziologische Theoriebildung immer schon als einen empiriebezogenen oder auch empiriebasierten Prozess zu verstehen, und andererseits empirische Analysen nicht als realistische Abbildungen sozialer Wirklichkeit zu betrachten, sondern stets als Konstrukte theoretischer Vorannahmen und Bezüge (vgl. Hirschauer 2008, Brake 2015, Hillebrandt 2007). Diese enge Verwobenheit von Theorie und Empirie bringt Stefan Hirschauer polemisch auf den Punkt, wenn er schreibt: »Wer meint, er finde soziale Wirklichkeit, überschätzt seine Wahrnehmung, wer meint, er erfinde sie, seine Imagination.« (Hirschauer 2008: 175)

Geschlechterordnungen des Sports praxeologisch zu beforschen, bedeutet vor diesem Hintergrund, meine Analysen gleichermaßen theoretisch und empirisch rückzubinden. Die in meine Arbeit einfließenden theoretischen Überlegungen verstehe ich dabei »vorwiegend als Werkzeug der empirischen Forschung« (Schmidt 2012: 13). Als solches sind sie meiner empirischen Analyse jedoch »weder vorgeschaltet noch nachgeschaltet, sondern typischerweise in das empirische Forschen selbst integriert« (ebd.). Ersichtlich wird dieses Verständnis von Theoriearbeit nicht zuletzt dadurch, dass ich in der Darstellung meiner Ergebnisse theoretische und empirische Erkenntnisse nicht strikt voneinander trenne, sondern in den Kapiteln 3 und 4 miteinander verknüpfe. Theoretische Überlegungen in unmittelbarem Zusammenhang mit empirischen Erkenntnissen zu diskutieren, heißt nicht zuletzt auch, die Empirie als »eigensinniges Gegenüber soziologischer Diskurse« (Hirschauer 2008: 184) zu begreifen und ihr zuzugestehen, auch stringente und plausible theoretische Argumentationen fortlaufend zu verunsichern, zu irritieren und zu revidieren (Schmidt 2012: 31).

Dieser letzte Gedanke, der Praxistheorien als einen »am Empirischen orientierten Typus von Theorie« (Schmidt 2012: 24) kennzeichnet, führt mich zu einer weiteren Facette meiner praxeologischen Forschungshaltung. So macht Dölling (2011) darauf aufmerksam, dass die angesprochene Bereitschaft praxistheoretischer Forschungen, sich immer wieder von empirischen Erkenntnissen korrigieren zu lassen, einem Wissenschaftsverständnis widerspricht, in dem vornehmlich harte Fakten und Theorien als realistische Abstraktionen und Modelle sozialer Wirklich-

keit Anerkennung finden. In Praxistheorien geht es nun darum – und dies werde ich im Weiteren noch herausarbeiten –, das praktische Tun sozialer Akteur_innen in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken und darüber soziales Geschehen und soziale Phänomene unmittelbar während ihrer Herstellung zu beobachten. Eben dies ist allerdings »immer nur in konkreten Situationen« möglich, »in denen die AkteurInnen unter Umständen kreative, aber flüchtige Modifizierungen ihres Gewohnheits-sinns produzieren« (Dölling 2011: 15). Vereinfacht formuliert: Was für eine bestimmte Situation gilt, muss nicht unbedingt für andere gelten. Das allerdings hat zur Konsequenz, dass eine praxeologische »Forschungsstrategie« (ebd.: 3) damit umgehen muss, »dass ihre empirischen Ergebnisse eher vorläufigen und kontextgebundenen Charakters sind und ihre Schlussfolgerungen nicht voreilig vereindeutigend und damit den Wahrnehmungrahmen schließend ausfallen dürfen«. (Ebd.: 15) Eben dieser erkenntniskritische Blick auf die eigene Forschungspraxis und das im Zuge dessen produzierte Wissen kennzeichnen zusätzlich zur methodologischen Reflexion des Theorie/Empirie-Verhältnisses aus meiner Sicht praxeologisches Forschen als eine Forschungshaltung. Ihr geht es nicht nur darum, soziale Phänomene in ihrer Entstehung zu (be-)greifen und zu beobachten; ihr geht es immer auch um einen reflektierenden Blick auf die eigene Forschungspraxis respektive darum, dass auch Forschen soziale Praxis ist – nur unter spezifischen Bedingungen. Diesen Aspekt hat Bourdieu (2009) insbesondere in seiner Theorie der Praxis mit der Unterscheidung in theoretische und praktische Praxis herausgearbeitet (vgl. hierzu auch den Beitrag von Schmidt (2016) zu einer »Empirie des Theoretisierens«).

Das vorliegende Kapitel hat nun zum Ziel, diese zwei Facetten einer praxeologischen Forschungshaltung mit Blick auf die mich interessierenden (Re-)Produktionsprozesse geschlechtlicher Ordnung im Sport zu entfalten und mit konkreten methodologischen und methodischen Überlegungen zu füllen. Der erste Teil des Kapitels (2.1) identifiziert zunächst soziale Praktiken als Ort der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport und skizziert zentrale Prämissen praxistheoretischer Ansätze. Diese dienen in Kapitel 2.2 als Ausgangspunkt methodologischer Überlegungen hinsichtlich meiner eigenen praxeologischen Untersuchung von (Re-)Produktionsprozessen geschlechtlicher Ordnung am Beispiel von Frauen in Männersportarten. Der abschließende dritte Teil (2.3) hebt dann auf das methodische Vorgehen im Studienverlauf ab und bezieht

dabei die soeben angesprochene erkenntniskritische Dimension praxeologischen Forschens mit ein, die – wie ich verdeutlichen werde – in engem Zusammenhang mit forschungsethischen Überlegungen steht.

2.1 SOZIALE PRAKTIKEN ALS ORT DER (RE-)PRODUKTION GESCHLECHTLICHER ORDNUNG IM SPORT

Praxistheorien machen grundsätzlich soziale Praktiken als »Ort« des Sozialen aus, das heißt als jenen Ort, an dem sich soziale Wirklichkeit, genauer noch soziale Ordnung, konstituiert und reproduziert (Reckwitz 2003: 286). Es sei eine praxistheoretische »Generalthese«, schreibt Schmidt (2012) in seinen Ausführungen zu einer Soziologie der Praktiken, dass »(d)ie Regelmäßigkeit von Verhaltensweisen, die Geordnetheit sozialen Geschehens und die Strukturiertheit sozialer Beziehungen, alle diese Grundmerkmale des Sozialen [...] in und durch soziale Praktiken hervorgebracht« werden (ebd.: 10f). Soziale Praktiken als konstitutiv für soziale Ordnung und somit, wie ich im Weiteren noch ausführen werde, auch als konstitutiv für den Sport und dessen Geschlechterordnung zu begreifen, bedeutet, das das Handeln sozialer Akteur_innen in den Fokus theoretischer und methodischer Überlegungen zu rücken. Dies geschieht in Praxistheorien in kritischer Auseinandersetzung mit strukturalistischen Ansätzen, aber auch in Abgrenzung zu klassischen Handlungstheorien. Die Auseinandersetzung mit den genannten Theorietraditionen erfolgt dabei auf durchaus unterschiedliche Weise. Gemein ist praxistheoretischen Ansätzen jedoch das Anliegen, »ein modifiziertes Verständnis dessen, was ›Handeln‹ – und damit auch, was der ›Akteur‹ oder das ›Subjekt‹ – ist«, zu entwickeln (Reckwitz 2003: 282).

Bourdieu, auf dessen Praxeologie ich mich mit meinen Überlegungen in besonderem Maße beziehe, argumentiert hinsichtlich einer gesellschaftskonstitutiven Bedeutung sozialer Praktiken in kritischer Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus. Diesem wirft er vor, gesellschaftliche Strukturen zu untersuchen, ohne jedoch deren Genese erklären zu können. Soziale Strukturen, so Bourdieu, erscheinen im Licht strukturalistischer Theorieansätze als »jenseits der Geschichte und des Individuums oder der Geschichte der Gruppe angesiedelte präkonstruierte Totalitäten« (Bourdieu 2009: 164), das heißt als vorsoziale Entitäten, die das Handeln sozialer Akteur_innen deterministisch steuern. Die von

Bourdieu allgemein mit Blick auf den Strukturalismus formulierte Kritik greift auch Alkemeyer (2006) auf, wenn er – wie in der Einleitung bereits angesprochen – feststellt, dass sportsoziologische Forschungen vor allem die »ökonomischen, politischen oder organisatorischen Rahmenbedingungen der sportlichen Praxis« untersuchen, die Frage, wie der Sport eigentlich entsteht, aber vernachlässigen (ebd.: 265). In Alkemeyers daran anknüpfender Forderung, die Sportsoziologie möge sich doch vermehrt mit dem tatsächlichen Zustandekommen des Sports und dessen sozialen Akteur_innen auseinandersetzen, spiegelt sich auch das programmatische Anliegen Bourdieus, »die leibhaften Akteure wieder ins Spiel« zu bringen, das heißt, sie in die Analyse von Gesellschaft und sozialer Ordnung einzubeziehen (Bourdieu 1992: 28). Strukturalisten wie Lévi-Strauss und Althusser, so erklärt Bourdieu in »Rede und Antwort«, hätten soziale Akteur_innen »zu Epiphänomenen der Struktur« erklärt und damit »eskamotiert«, also zum Verschwinden gebracht (ebd.). In den Augen des Strukturalismus seien sie »bloße Träger der Struktur«, ausführende Instanzen also (Bourdieu 2009: 164). Gerade aber das Entstehen und eng damit verwoben auch die Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Strukturen und sozialer Ordnung sind das, wofür sich Bourdieu interessiert. Und sozialen Akteur_innen spricht er in diesem Zusammenhang eine zentrale Bedeutung zu. Sie seien eben nicht nur geprägt von den sozialen Strukturen, die sie umgeben, sie seien auch diejenigen, die über eine »generierende und einigende, konstruierende und einteilende Macht« (Bourdieu 2001: 175) verfügten und die Strukturen, innerhalb derer sie sich bewegen, mit ihrem Tun und Handeln erst hervorbringen.

In diesem Sinne »die leibhaften Akteure wieder ins Spiel« zu bringen (Bourdieu 1992: 28), bedeutet – in Praxistheorien im Allgemeinen und bei Bourdieu im Besonderen – jedoch nicht, den Annahmen klassischer Handlungstheorien zu folgen. Ihm gehe es vielmehr darum, gleich »zwei sich ergänzende Irrtümer« auszuräumen, schreibt Bourdieu in den »Meditationen«: »einerseits die mechanistische Auffassung, die das Handeln für die mechanische Folge äußerer Ursachen hält, andererseits die finalistische, die – so namentlich die Theorie des rationalen Handelns – dafürhält, dass der Agierende frei, bewußt und, wie manche Utilitaristen sagen, *with full understanding* handelt, wobei die Handlung aus der Berechnung von Gewinnchancen hervorgeht.« (Bourdieu 2001: 177; kursiv im Original) Mit anderen Worten: Eine hier mit Bourdieu formulierte Prämisse praxistheoretischer Ansätze ist die, dass Handeln nicht per se

bewusst und intentional erfolgt, sondern einer unbewussten Logik unterliegt. Erkennt man jenseits rationaler Handlungen und mechanischer Reaktionen keine andere Form des Handelns an, so heißt es in »Sozialer Sinn«, verbaue man sich »ein Verstehen der Logik all jener Handlungen, die vernünftig sind, ohne deswegen das Produkt eines durchdachten Plans oder gar einer rationalen Berechnung zu sein«. (Bourdieu 1993: 95) Es geht also um Handlungen, denen zwar eine »Art objektiver Zweckmäßigkeit innewohnt«, die jedoch nicht bewusst und nach reiflicher Überlegung auf einen spezifischen Zweck hin vollzogen werden (ebd.). Gerade aber die Logik scheinbar irrationaler Handlungen zu verstehen, hat dann Sinn, wenn es – wie in der vorliegenden Arbeit – darum geht, die Reproduktion diskriminierender Verhältnisse und sozialer Ungleichheiten zu erklären respektive das, was Bourdieu das »Paradox der doxa« nennt: »Die Tatsache, dass die Weltordnung, so wie sie ist, mit ihren Einbahnstraßen und Durchfahrverboten, im eigentlichen wie im übertragenen Sinn, ihren Verpflichtungen und Sanktionen grosso modo respektiert wird und dass es nicht zu mehr Zuwiderhandlungen oder Subversionen, Delikten und ›Verrücktheiten‹ kommt.« (Bourdieu 2005: 7) Mit anderen Worten: Es geht darum, das Tun sozialer Akteur_innen jenseits rationalen Handelns zu verstehen, um zu begreifen, warum Menschen selbst dann, wenn ihnen Rechte und Privilegien vorenthalten werden, dazu beitragen, dass die bestehenden Verhältnisse aufrechterhalten werden. So stellt sich beispielsweise die Frage, warum sich Athletinnen immer wieder in erotischen Posen in Männermagazinen wie dem *Playboy* inszenieren, obgleich dies nicht ihre sportliche Leistung ins Zentrum des Interesses rückt, sondern allein ihr körperliches Erscheinungsbild. Was als »Zeichen der Selbstermächtigung« (Schaaf 2011: 132) gedacht ist, steigert zwar die mediale Präsenz der Sportlerinnen, reduziert sie zugleich jedoch auf ein sexistisch aufgeladenes Frauenbild, das im Widerspruch zu den Anforderungen des Sports steht und dort folglich nicht ernst genommen wird.

Bourdieu sieht die Grenzen subjektivistischer Ansätze jedoch nicht allein darin, dass sie Handeln als rational und zielgerichtet beschreiben. Seine Kritik, die er unter anderem an Sartres »Philosophie des Handelns« verdeutlicht (Bourdieu 1993: 79), richtet sich gegen ein Verständnis sozialen Handelns als »eine Art vorgeschichtslose Konfrontation zwischen Subjekt und Welt« (ebd.). Subjektivistische Theorieansätze – und zu diesen zähle ich auch die in der sportbezogenen Frauen- und Geschlechter-

forschung rezipierten Identitätstheorien – vermögen nicht zu erklären, »woher die Klassifikationen, die Denk- und Wahrnehmungsmuster kommen, mit denen die Akteure ihr soziales Dasein in seiner Regelmäßigkeit und Selbstverständlichkeit praktisch herstellen« (Dölling 2011: 6). Bei Bourdieu und Wacquant heißt es dazu in »Reflexive Anthropologie«: »Sie (die rationale Handlungstheorie, K.H.) ignoriert die individuelle und kollektive Geschichte der Akteure, in der sich, in einem komplexen zeitlich dialektischen Verhältnis zu den objektiven Strukturen, von denen sie produziert werden und die sie tendenziell reproduzieren, die Präferenzstrukturen herausbilden, die in ihnen wirksam sind.« (Bourdieu/Wacquant 1996: 156) Handlungstheorien vernachlässigen also das Gewordensein sozialen Handelns, so wie der Strukturalismus das Gewordensein der von ihm untersuchten sozialen Strukturen vernachlässigt. Konsequenz dieser doppelten Kritik an Strukturalismus und Handlungstheorien ist bei Bourdieu schließlich ein Verständnis sozialen Handelns als Resultat eines dialektischen Verhältnisses von Struktur und Akteur_in (Bourdieu 2009: 146f.): »[K]eine leiblichen Akteure, keine Praxis; keine Praxis, keine objektiven Strukturen« (Schwingel 2005: 77). Struktur und Akteur_in sind nicht getrennt voneinander zu verstehen, sie bedingen und konstituieren sich gegenseitig – und zwar in und über soziale Praxis, in und über das Handeln sozialer Akteur_innen. Soziale Praktiken als »»Ort« des Sozialen« (Reckwitz 2003: 286) zu verstehen, bedeutet in diesem Sinne, die forschersche Aufmerksamkeit auf den Ort der Hervorbringung von Strukturen und Akteur_innen zu richten und somit auf den Ort, an dem sich die soziale Ordnung konstituiert, deren Grundlage sie wiederum sind.

Diese Überlegungen rücken schließlich soziale Praktiken auch mit Blick auf mein Interesse an Prozessen der Reproduktion der Geschlechterordnung des Sports in den Fokus. Aus einer praxistheoretischen Perspektive lässt sich der Sport mit den in der Einleitung beschriebenen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern und den daran geknüpften Annahmen und Vorstellungen über die sportliche Leistungsfähigkeit von Männern und Frauen als »Ensemble sozialer Praktiken« (Schmidt 2012: 226) verstehen, als deren Resultat. Erst dadurch, dass Menschen sportlich aktiv sind, Sportplätze nutzen und an Wettkämpfen teilnehmen, dadurch, dass sie sich in Männer- oder Frauenteam engagieren, sich auf bestimmte Weise im Sport kleiden und Sportarten betreiben – oder ihnen fernbleiben –, wird das ins Leben gerufen, was wir unter Sport verstehen.

Sport existiert in diesem Sinne nicht allein in den (zahlreichen) formalen Strukturen, in Regelwerken und Wettkampfbestimmungen, sondern in der praktischen Umsetzung und gegebenenfalls auch Veränderung derselben. So wirken sportartenspezifische Regeln und Qualifikationsnormen erst dann ordnungstiftend, wenn sie tatsächlich eingehalten und/oder durchgesetzt werden. Wie ich in Kapitel 3 noch genauer ausführe, (re-)produzieren sich Vorstellungen über die unterschiedliche Leistungsfähigkeit von Männern und Frauen im Sport beispielsweise in geschlechterdifferenzierenden Wettkampfvorschriften und deren praktischer Umsetzung bei nationalen und internationalen Meisterschaften. Soziale Akteur_innen bringen den Sport und dessen Geschlechterordnung in und durch soziale Praktiken hervor; zugleich ist ihr Handeln im Sport aber auch Ergebnis der Strukturen, die sie schaffen.

Methodologischer Kern praxistheoretischer Ansätze ist nun, ausgehend von der Annahme, dass soziale Prozesse und Ordnungen stets an konkrete Praktiken rückgebunden werden können, dass im Umkehrschluss eben diese Prozesse respektive das Zustandekommen sozialer Phänomene und Ordnungen in sozialen Praktiken soziologisch beobachtbar sind. Soziale Praktiken sind in der Perspektive der Praxistheorien »öffentliche Aus-, Auf- und Vorführungen« (Schmidt 2012: 45); sie sind, wie es Gebauer et al. (2004: 9) in Zusammenhang mit ihren Analysen des Sports beschreiben, »aufgeführte Gesellschaft« und als solche – zumindest prinzipiell – der soziologischen Beobachtung zugänglich. Schreibe ich an dieser Stelle, soziale Praktiken seien »zumindest prinzipiell« beobachtbar, dann mit dem Ziel, die von Schmidt (2012) gebrauchten Begriffe der Öffentlichkeit und des Beobachtens methodologisch zu präzisieren. Wesentlich ist dabei zunächst die Feststellung, dass ein Verständnis sozialer Praktiken als »öffentliche soziale Erscheinungen« (Schmidt 2012: 226) nicht mit der naiven Vorstellung einhergeht, das Tun sozialer Akteur_innen sei jederzeit und unter allen Umständen für das bloße Auge der Forschenden wahrnehmbar, die mit dem Handeln sozialer Akteur_innen verbundenen sozialen Zusammenhänge lägen förmlich auf der Hand und müssten nur noch beobachtend beschrieben werden. Öffentlichkeit darf in diesem Kontext nicht mit »Offensichtlichkeit und Sichtbarkeit« verwechselt werden (ebd.: 229). Die These der Öffentlichkeit sozialer Praktiken verweist in diesem Sinne nicht auf einen generell problemlosen und uneingeschränkt möglichen Blick auf Prozesse der Herstellung sozialer Ordnung. Sie richtet sich vielmehr kritisch gegen »Annahmen verbor-

gener sozialer Wirkprinzipien« (ebd.: 230), das heißt gegen theoretische Ansätze, die »innere und verinnerlichte und unsichtbare Entitäten wie Normen, Überzeugungen, Ziele, Absichten und Ähnliches für die Regulierung von Handlungen verantwortlich machen« (Schmidt 2012: 45). Aus praxeologischer Sicht handelt es sich dabei um »spekulative Mutmaßungen« (ebd.). Allerdings negieren Praxistheorien nicht, dass es überdauernde Schemata und Dispositionen sozialer Akteur_innen gibt, die konstitutiv für soziales Handeln sind; und wie ich im Weiteren noch verdeutlichen werde, geht auch Bourdieu von inkorporierten, unbewussten Strukturen aus. Methodologisch aber geht es um die Frage, wie Soziolog_innen Zugang zu diesen, die sozialen Praktiken bestimmenden Strukturen finden, wie sie sie empirisch greifen können. Und eben dies – so die zentrale Prämisse – ist in der Beobachtung »praktischer Vollzüge« möglich (ebd.: 46), in den »tatsächlichen sozialen Spielen« (ebd.: 44). Zugespitzt formuliert: Allein in der sozialen Praxis wird deutlich, was die Praxis anleitet und wie in ihrem Vollzug dessen soziale Ordnung hergestellt wird. Die Öffentlichkeit sozialer Praktiken, ihre prinzipielle Zugänglichkeit für soziologisches Beobachten, ist in dieser Perspektive »Bedingung der Möglichkeit sozialwissenschaftlicher Erkenntnis« (ebd.: 229).

Geht es nun um die Frage der Beobachtbarkeit sozialer Praxis, so bleibt hervorzuheben, dass sich die Praxeologie Bourdieus dabei nicht in dem Anliegen erschöpft, praktische Vollzüge zu beschreiben und das für die Forschenden Sichtbare zu notieren und zu registrieren. Bourdieu, so stellt Dölling (2011) fest, interessiert sich schließlich nicht nur für soziale Praktiken an sich, da diese unabhängig vom untersuchten Phänomen nie in ihrer Gänze erfasst werden könnten. Sein Interesse gilt vielmehr der den Praktiken zugrundeliegenden Logik der Praxis, dem »modus operandi, der es Menschen ermöglicht, in der Vielfalt und jeweiligen Besonderheit tausendfacher alltäglicher Handlungen, in Beziehung zu und in Kooperation mit anderen sinnvoll, mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu agieren und dabei – ohne dass dies individuelles Handlungsziel ist – das zu reproduzieren, was allgemein die ›Gesellschaft‹ oder auch die Strukturen der sozialen Welt genannt wird« (ebd.: 6). Es geht also bei der Beobachtung sozialer Praktiken um die Frage nach der Logik, dem Modus der Herstellung sozialer Ordnung und somit darum, das Handeln sozialer Akteur_innen stets als Resultat eines über die Situation selbst hinausgehenden Sinnzusammenhangs zu verstehen. Folglich geht es im Rahmen dieser Arbeit darum, nicht allein Praktiken der Herstellung von

Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterhierarchie zu untersuchen, sondern jener Logik auf die Spur zu kommen, die die Geschlechterordnung des Sports permanent (re-)produziert. Die Frage nach Prozessen der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport übersetze ich damit praxeologisch in die Frage nach der Logik der diese Ordnung konstituierenden und sie aufrechterhaltenden Praxis.

Eben diese Logik der Praxis ist dabei nicht auf das zu reduzieren, was gemeinhin als Mikrostruktur von Gesellschaft oder auch als Interaktionsebene bezeichnet wird. Sie ist vielmehr Ergebnis des bereits angesprochenen dialektischen Verhältnisses von Struktur und Akteur_in respektive dessen, was Bourdieu als »objektive und einverlebte Strukturen« beschreibt (Bourdieu 2009: 164). Ein zentraler theoretischer Begriff, den Bourdieu in diesem Zusammenhang verwendet, ist der des Habitus. Diesen konzipiert er in Verbindung mit seiner Theorie der Praxis als »Erzeugungsmodus sozialer Praxisformen« (Bourdieu 2009: 164) und damit als Grundlage des Handelns sozialer Akteur_innen. Bourdieu geht davon aus, dass Akteur_innen im Laufe ihres Lebens in die sie umgebenden Existenzbedingungen – er spricht auch von »objektiven Strukturen« (ebd.) – sozialisiert werden und im Zuge dessen »Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata« verinnerlichen (Bourdieu 2001: 177), die wiederum die Möglichkeiten ihres Tuns abstecken. In diesem Sinne beschreibt der Habitus beziehungsweise beschreiben Habitusformen (Bourdieu verwendet die Termini synonym) eine in permanenten sozialisatorischen Prozessen inkorporierte Struktur, die zugleich eine strukturierte und auch strukturierende Struktur ist. Der Habitus ist einerseits Resultat der sozialen Bedingungen seiner Entstehung; er ist zugleich Grundlage aller das Gesellschaftliche hervorbringenden, praktischen Vollzüge (Bourdieu 2009: 165). Das Habituskonzept verweist darauf, dass das Gesellschaftliche auch auf der Ebene des Individuellen, des Subjektiven manifest wird (eben hier zeigt sich Bourdieus Kritik an subjektivistischen Handlungstheorien). In »Reflexive Anthropologie« erklärt er: »Wenn man vom Habitus redet, dann geht man davon aus, dass das Individuelle und selbst das Persönliche, Subjektive, etwas Gesellschaftliches ist, etwas Kollektives. Der Habitus ist die sozialisierte Subjektivität.« (Bourdieu/Wacquant 1996: 159) Eben diese »sozialisierte Subjektivität« (ebd.) und damit auch die sie hervorbringenden Strukturen manifestieren sich in sozialer Praxis. Diese Prämisse ernst zu nehmen, bedeutet, davon auszugehen, dass ich der mich interessierenden Logik der Praxis,

dem Modus der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport, über ein Erforschen respektive ein Rekonstruieren des Habitus auf die Spur komme, und zwar über das Beobachten praktischer Vollzüge. Denn diese lassen sich Bourdieu folgend als Ausdruck des Habitus und damit als Resultat gesellschaftlicher Sozialisationsprozesse und als Verweis auf die objektiven Strukturen ihrer Entstehung begreifen. Das wiederum verdeutlicht, dass praxeologische Forschung nicht auf die Beobachtung konkreter sozialer Praktiken reduziert werden kann und darf. Sie ist immer verbunden mit der Frage nach den Bedingungen der Entstehung und folglich des geschichtlichen Gewordenseins sozialer Praxis. Eine an Bourdieus Arbeiten anschließende Praxeologie sucht daher die Logik der Praxis nicht nur auf der Ebene der »subjektiven Stellungnahmen ›zur Welt« (Dölling 2011: 15) zu rekonstruieren. Sie untersucht soziale Praktiken stets mit Blick auf die objektiven Strukturen, genauer noch die sozialen Felder, die den Habitus einerseits hervorbringen, in deren Zusammenhang er andererseits aber auch zur Anwendung kommt und die er in der Folge erneut hervorbringt.

Der soeben erwähnte Feldbegriff dient Bourdieu zum einen als theoretisches Instrument zur Beschreibung und Analyse gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse. Soziale Felder wie beispielsweise das der Kunst, der Wissenschaft oder der Ökonomie oder schließlich das des Sports versteht er als »relativ autonome Mikrokosmen« mit jeweils »spezifischen Logiken und Notwendigkeiten« (Bourdieu/Wacquant 1996: 127). Auf diesen Aspekt komme ich in Kapitel 2.2 noch einmal ausführlicher zu sprechen. Zum anderen begreift Bourdieu soziale Felder als eine zweite Realisierung »historischen Handelns« (ebd.: 161) und damit als Resultat sozialer Praxis. »Die soziale Realität existiert sozusagen zweimal, in den Sachen und in den Köpfen, in den Feldern und in den Habitus, innerhalb und außerhalb der Akteure«, heißt es in »Reflexive Anthropologie« (ebd.). Hier zeigt sich Bourdieus Verständnis seiner Theorie als ein aus unterschiedlichen Begrifflichkeiten bestehendes »theoretisches System« (ebd.: 125). Termini wie Habitus und Feld lassen sich zwar zu einem gewissen Grad definieren, wirklich verstehbar und vor allem auch analytisch anwendbar sind sie jedoch nur in Relation zueinander. Sie bedingen sich gegenseitig und sind daher nur analytisch zu trennen (Bourdieu/Wacquant 1996: 160). Ist der Habitus das inkorporierte Soziale, also das Resultat des bereits beschriebenen Sozialisationsprozesses in unterschiedliche soziale Felder und Lebenszusammenhänge, so ist es zugleich dieser Habitus, der das

Feld in sozialer Praxis hervorbringt. Manifestieren sich in den Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata hochleistungssportlich aktiver Athlet_innen die Strukturen und die Logik des Leistungssports, so reproduziert sich die uns häufig aus den Medien bekannte Sportwelt in der sportbezogenen Praxis. Soziale Praxis ist damit immer zugleich Moment der Sozialisation von Akteur_innen und der Reproduktion sozialer Felder. Vor diesem Hintergrund lässt sich das Individuum nicht als das eigentliche Objekt der Sozialwissenschaft begreifen; es ist vielmehr »jenes geheimnisvolle Doppelverhältnis zwischen den Habitus – den dauerhaften und übertragbaren Systemen der Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, Ergebnis des Eingehens des Sozialen in die Körper (oder in die biologischen Individuen) – und den Feldern – den Systemen der objektiven Beziehungen, Produkt des Eingehens des Sozialen in die Sachen oder in die Mechanismen, die gewissermaßen die Realität von physischen Objekten haben [...]« (ebd.). Praxeologisch zu arbeiten bedeutet folglich nicht allein, der Logik der Praxis anhand konkreter Praktiken und einer Rekonstruktion der Habitus auf die Spur zu kommen, sondern darüber hinaus auch über ein Erforschen – und dies meint soziologisches Beobachten – des sozialen Feldes, dessen Strukturen diesen Habitus hervorbringen.

Der in dieser Weise gedachte Zusammenhang von Habitusformen und sozialen Feldern verweist darauf, dass der zuweilen geäußerte Vorwurf der Strukturblindheit Praxistheorien allgemein, in besonderer Weise aber die Praxeologie Bourdieus verzerrt.¹ Deutlich wird, dass Praxistheorien keineswegs auf eine Makroebene und damit auf eine gesellschaftstheore-

1 | Der Vorwurf der Strukturblindheit taucht vor allem bei Nassehi (2006) auf. Ihm zufolge sind praxeologische Analysen »begrenzt auf jene site, die dem unmittelbaren Blick ansichtig wird« (Nassehi 2006: 225). Makrostrukturelle Zusammenhänge hingegen seien eben nicht im Sinne praxistheoretischer Beobachtung »unmittelbar« zugänglich. Sie seien nicht ohne weiteres sichtbar, beschreibbar, beobachtbar. Übertragen auf die im Mittelpunkt dieser Arbeit stehende Frage, brächte eine praxistheoretische Perspektive demnach die Einschränkung mit sich, allein Aufschluss über vergeschlechtlichte Ordnungsprozesse in konkreten sportbezogenen settings zu liefern, also am Beispiel von Praktiken des Fußballspielens oder der Teambildung oder des Sich-Kleidens für den Wettkampf. Rückschlüsse auf situationsübergreifende Mechanismen, auf Ordnungsprozesse des Sports im Allgemeinen wären hingegen nicht möglich.

tische Dimension verzichten (müssen), und dass ihre Analysen über das Situationistische hinausgehen, sie keinen »selbstgenügsamen, situativen Deskriptivismus« (Schmidt 2012: 231) betreiben. Sie zielen vielmehr darauf, die strikte soziologische Trennung in Mikro- und Makrostrukturen zu überwinden, und dies nicht nur in der theoretischen Konzeption, sondern auch mit Blick auf die Methodologie. So weisen Praxistheorien die häufig implizit bleibende Unterscheidung in unmittelbar beobachtbare Mikrostrukturen (soziale Praktiken, Interaktionen) einerseits und nur mittelbar zu erfassende Makrostrukturen (unsichtbare Regeln, Normen, Funktionszusammenhänge) andererseits zurück und damit die Annahme, praxistheoretische Beobachtungen des Sozialen könnten aufgrund ihres Fokus auf praktische Vollzüge situationsübergreifende Strukturen und sinnkonstitutive Kontexte nicht erfassen. Gerade angesichts der Kritik an der in soziologischer Forschung noch immer gängigen Mikro/Makro-Dichotomie lässt sich die Unterscheidung in mittelbare und unmittelbare Beobachtung aus einer praxistheoretischen Perspektive jedoch nicht aufrechterhalten. Ganz im Gegenteil geht es darum, Forschung per se als mittelbaren Erkenntnisprozess zu kennzeichnen und darauf aufmerksam zu machen, dass es stets geeigneter Erhebungsinstrumente und methodischer Verfahren bedarf – unabhängig davon, ob es sich um es konkrete soziale Praktiken oder aber abstrakt zu erfassende überindividuelle Sozialstrukturen handelt (vgl. Schmidt 2012: 234). Praxistheorien verweisen in kritischer Auseinandersetzung mit subjektivistischen Ansätzen wie der Phänomenologie insbesondere darauf, dass auch oder gerade dann, wenn das zu Beobachtende tendenziell als offensichtlich gilt, weil es – wie beispielsweise Körperpraktiken im Sport – visuell wahrnehmbar ist, Forschende immer nur mittelbar beobachten (ebd.). Denn das Beobachten der das Soziale formierenden »sayings and doings« (ebd.: 226) ist, wie bereits angedeutet, weit mehr als eine »simple visuelle Wahrnehmungsoperation« (ebd.: 253). Unter Beobachtung, so heißt es bei Schmidt mit Bezug auf Thomas Scheffers Ausführungen zum »Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode«, könne »eine Operation verstanden werden, die alle Formen der sinnlichen Wahrnehmung, also ›das Riechen, Sehen, Hören und Ertasten sozialer Praxis‹ mobilisiert« (ebd.: 253). Allerdings – und dies ist methodologisch ein zentraler Punkt – seien all diese Sinneswahrnehmungen stets »in Prozesse des sozialen und analytischen Verstehens eingebunden« und darüber hinaus an eine »methodische Herstellung von Beobachtbarkeit geknüpft« (ebd.). Mit anderen Worten:

Das Beobachten sozialer Praktiken ist nicht unmittelbar, theorielos, absichtsfrei und unüberlegt, sondern ganz im Gegenteil ein im hohen Maße reflektiertes und geplantes Beobachten. Soziologische Erkenntnis ist vor diesem Hintergrund keine Frage der Mittelbarkeit oder Unmittelbarkeit, sondern eine per se methodologische und methodische. Es geht nicht um eine Unterscheidung des Zugangs zu Mikro- und Makrostrukturen, sondern um die Herstellung von Beobachtbarkeit. In diesem Sinne geht es in praxeologischer Perspektive nicht nur um die Beobachtbarkeit des Sozialen in öffentlichen, soziologisch zugänglichen Praktiken, sondern immer auch um die Öffentlichkeit respektive Beobachtbarkeit »ihrer Kontexte, Verkettungen und der durch sie gebildeten Beziehungs- und Struktur-muster« (Schmidt 2012: 237).

Wie bereits in der Einleitung zu diesem Kapitel anklingt, verbindet sich mit Praxistheorien dabei ein etwas anders gelagertes Soziologie- und damit auch Gesellschaftsverständnis. Praxeologie, so konstatiert Dölling (2011) in diesem Zusammenhang, sei ohne weiteres in der Lage, gesellschaftstheoretische Dimensionen zu eröffnen, entwickle diese allerdings »[...] ohne dem unter SoziologInnen verbreiteten Hang zu theoretischen Systematisierungen zu verfallen, in denen Gesellschaft als ein Ganzes von Strukturen und die Relationen zwischen ihnen in einem kohärenten Kategoriengefüge festgezurrten werden« (ebd.: 15). Praxistheorien, so lässt sich mit Schmidt (2012) ergänzen, gehen vielmehr »von der Veränderlichkeit, Offenheit und unscharfen Grenzen von ›Gesellschaft‹ aus. »[...] Statt ›der Gesellschaft‹ werden eher fortlaufende Prozesse der Vergesellschaftung untersucht – soziale Vollzüge in räumlich und zeitlich konkret bestimmbar, materiell situierten und miteinander verknüpften Kontexten.« (Ebd.: 11) Wie ich in meinen Analysen zeigen werde, ist ein solches Verständnis soziologischen, gesellschaftstheoretischen Arbeitens, vor allem auch mit Blick auf das soziale Feld des Sports, produktiv. Denn wie sich zeigt, ist der Sport – und dies sei an dieser Stelle vorweggenommen – nur unzureichend soziologisch beschrieben, wenn Analysen ausschließlich und monolithisch von einer den Sport bestimmenden Leistungslogik ausgehen und dabei andere Ordnungsmechanismen und gegebenenfalls ihre Veränderungen im festgezurrten Kategoriengefüge nicht in den Blick bekommen.

Eine praxistheoretische Perspektive auf die Geschlechterordnung des Sports zu werfen, meint folglich, die für sie konstitutiven sozialen Praktiken und deren Kontexte soziologisch beobachtbar zu machen; und dies

mit dem weiter oben beschriebenen Ziel, der ihnen zugrundeliegenden Logik der Praxis auf die Spur zu kommen. Der Frage, wie dies im Anschluss an die bisher skizzierten praxeologischen Prämissen gelingen kann, wie also ganz konkret die praktische Logik der im Sport vorherrschenden Geschlechterordnung (re-)konstruiert werden kann, geht das nun folgende Teilkapitel nach. Im Mittelpunkt meiner Überlegungen steht dabei das einleitend benannte Phänomen von Frauen in Männer-sportarten, das ich als empirisches Beispiel heranziehe oder besser: als empirisches Feld meiner Analysen betrachte.

2.2 DER LOGIK DER PRAXIS AUF DER SPUR – FRAUEN IN MÄNNERSPORTARTEN ALS EMPIRISCHER ZUGANG

Der Logik der Praxis empirisch auf die Spur zu kommen, jenen Mechanismen also, die eine permanente (Re-)Produktion der Geschlechterordnung des Sports ermöglichen, ist zweifelsohne methodisch-methodologisch kein leichtes Unterfangen. Denn gehe ich einerseits davon aus, dass der Sport in all seinen Facetten und mitsamt der ihn strukturierenden sozialen Ordnung Resultat sozialer Praxis und somit Ergebnis des Handelns sozialer Akteur_innen ist, so liegt andererseits auf der Hand, dass die den Sport kennzeichnende Vielfalt an Praktiken nicht in ihrer Gänze empirisch zu untersuchen ist. *Den* Sport auf seine geschlechterhierarchischen Strukturen und deren Aufrechterhaltung in sozialer Praxis zu befragen, ist kaum möglich und letztlich im Rahmen eines einzelnen Forschungsprojektes auch nicht sinnvoll. Es bedarf daher konkreter methodologisch begründeter und methodisch reflektierter Einschränkungen und Zuspitzungen, die den Forschungsgegenstand greifbar machen.

Eine erste Zuspitzung, die ich im Rahmen dieser Arbeit vornehme, ist die in der Einleitung angesprochene Konzentration auf die gewachsene Präsenz von Frauen in Männersportarten und damit auf ein in der sportwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung bereits verschiedentlich untersuchtes Phänomen. Geht es mir dabei um sportive Kontexte, in denen angesichts aktueller Entwicklungen des (numerischen) Geschlechterverhältnisses Vorstellungen über Männer und Frauen und deren körperliche Leistungsfähigkeit im Sport neu verhandelt werden (müssen). War es lange Zeit selbstverständlich, dass ausschließlich Männer boxen, ringen, Gewichte stemmen, Fußball oder Eishockey spielen,

so stellt die gestiegene Zahl an Frauen in den genannten Sportarten diese Selbstverständlichkeit in Frage und den Sport vor zahlreiche Herausforderungen: Mädchen tauchen in eigentlich exklusiven Jungenteams auf und wollen mittrainieren, Athletinnen fordern die Etablierung nationaler und internationaler Wettkämpfe und damit auch eine Beteiligung an Förderstrukturen und finanziellen Mitteln des Spitzensports, Frauentteams reklamieren Trainingszeiten in Hallen und Stadien sowie auf Sportplätzen und schließlich auch Sportgeräte und -ausrüstungen, die von Vereinen angeschafft und bezahlt werden müssen.² Mit anderen Worten: In den Männerdomänen des Sports werden durch die zunehmende Teilnahme von Mädchen und Frauen Verteilungs- und Positionskämpfe angestoßen, wie sie auch in der Forschungsliteratur zu anderen männlich dominierten Sphären, beispielsweise der Polizei oder dem Militär, beschrieben werden (Ahrens 2005, Dudek 2009). Zentral sind für mich an dieser Stelle zunächst nicht der Verlauf oder gar die Ergebnisse dieser Kämpfe. Mir geht es vielmehr darum, dass die zunehmende Präsenz von Frauen in typischen Männersportarten zu einer vermehrten Thematisierung von Geschlecht in Sportorganisationen, in den (Sport-)Medien und schließlich auch in Interaktionszusammenhängen des Sports führen; sei es in Teams, in Vereinen, während des Trainings, bei Wettkämpfen. Genau darin sehe ich die Chance, soziologisch zu beobachten, wie Geschlecht beziehungsweise die Geschlechterordnung im Kontext des Sports (re-)produziert wird, wie Vorstellungen über Männer- und Frauenkörper, über Männlichkeit und Weiblichkeit verhandelt werden. Das heißt keineswegs, dass Geschlecht in anderen Bereichen des Sports als Ordnungskategorie irrelevant geworden ist. Aber ich gehe davon aus, dass Sportarten, zu denen Frauen erst in den letzten Jahren und Jahrzehnten Zugang erhalten haben und in denen sie trotz zunehmender Beteiligung nach wie vor deutlich unterrepräsentiert sind, soziale Kontexte darstellen, in denen Reproduktionsprozesse geschlechtlicher Ordnung soziologisch leichter zu greifen sind. Dies trifft in besonderem Maße dann zu, wenn Sportlerinnen nicht nur im Bereich des Freizeitsports ihren Platz in den für sie neuen Sportkontexten reklamieren, sondern wenn sie in Bereiche

2 | Zur Situation im Frauenfußball siehe Klein/Dietersen-Wieber/Lelek 2012. Die Autor_innen skizzieren in ihrem Beitrag strukturelle Konsequenzen des zunehmenden Engagements von Mädchen und Frauen im Fußball und verweisen auf Widerstände seitens der Vereine und Verbände.

des Leistungs- und Spitzensports vordringen. Denn vor allem die Teilhabe von Frauen am organisierten Sport – und dies auf hohem Niveau – erfordert von Seiten der Sportorganisationen die bereits angesprochene Etablierung von Wettkämpfen und zieht häufig Reglementanpassungen nach sich. Doch nicht nur das: Ein leistungs- oder gar hochleistungssportliches Engagement verlangt von Athlet_innen intensives Training und die Bereitschaft, körperlich an Grenzen zu gehen. Muskelzuwachs und andere trainingsbedingte körperliche Veränderungen gehören folglich zum Alltag eines jeden Spitzensportlers oder einer jeden Spitzensportlerin. Gerade aber muskulöse, durchtrainierte SportlerInnenkörper sorgen auch heute noch für Irritationen, sind immer wieder Anlass für Diskussionen darüber, was nun ein männlicher und was ein weiblicher Körper ist, was eigentlich weiblich schön ist und was nicht. Das zeigen mitunter die in den vergangenen Jahren beobachtbaren Diskussionen um die Teilnahmeberechtigung ›männlich‹ aussehender Athletinnen in der Leistungsklasse der Frauen (vgl. Kapitel 3). Mit dem Ziel, Prozessen der Herstellung und Aufrechterhaltung geschlechtlicher Ordnung im Sport auf die Spur zu kommen, richtet sich mein Blick daher nicht in aller Allgemeinheit auf die zunehmende Präsenz von Frauen in Männersportarten. Mich interessiert dieses Phänomen insbesondere in Zusammenhang mit dem Leistungs- und Spitzensport, das heißt jener Sphäre des Sports, die auch medial repräsentiert wird und die eng gebunden ist an ein regelmäßiges und intensives Training und die Teilhabe an Wettkämpfen. Diese Konkretion meiner Beobachtungen auf den Leistungssport und auf eine Auswahl an gesellschaftlich männlich konnotierten Sportarten ist dabei keinesfalls als eine Einschränkung meines Erkenntnisinteresses zu verstehen – des grundlegenden Interesses an (Re-)Produktionsprozessen der Geschlechterordnung des Sports im Allgemeinen. Wie im vorangegangenen Teilkapitel dargelegt, gehe ich davon aus, dass die praxistheoretische Analyse eines spezifischen Phänomens nie im »Klein Klein eines Einzelfalls« stecken bleibt (Dölling 2011: 15), sondern den Einzelfall als Fall des sozial Möglichen betrachtet. In diesem Sinne verstehe ich die von mir in meiner empirischen Studie am Beispiel von Frauen in Männersportarten generierten Erkenntnisse hinsichtlich der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung im Sport immer auch als Verweise auf andere Bereiche des Sports.

Jenseits dieser ersten Engführung meiner Forschung auf der Phänomenebene (methodische Ergänzungen hierzu finden sich in Kapitel

2.3) möchte ich in einem zweiten Schritt eine thematische Präzisierung vornehmen. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist dabei der in der sportwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung mehrfach formulierte Hinweis, der Sport untermauere aufgrund seiner Körperzentriertheit die Geschlechterdifferenz, mache sie in besonderer Weise sichtbar. Ilse Hartmann-Tews (2006) spricht in diesem Zusammenhang vom Sport als einer »visuellen Empirie der – scheinbar – natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern« (ebd.: 42). Nirgendwo sonst sei der scheinbar natürliche Unterschied von Männer- und Frauenkörpern besser zu beobachten: Männer laufen schneller, springen höher, werfen weiter. Der Sport, so ihr zentraler Punkt, bestätigt für die Beobachtenden eine alltagstheoretische Grundannahme, nämlich die, dass es Männer und Frauen gibt und dass diese von Grund auf verschieden sind. Mit diesem Gedanken schließt Hartmann-Tews unmittelbar an Überlegungen der Frauen- und Geschlechterforschung zur wechselseitigen Verbindung von Körper und Geschlecht an und damit an die These, der Körper sei »für gewöhnlich der stärkste Beweis von Geschlechtlichkeit – sowohl für den Beobachter als auch für die Subjekte selbst« (Meuser 2005: 271). In der Tat ist der Sport ein sozialer Kontext, in dem dieser Zusammenhang über die Einteilung in geschlechtersegregierte Leistungsklassen sogar formalisiert ist. Sportler_innen steht es nicht frei, ihre Wettkampfklasse zu wählen, sie werden anhand biologischer, im Zweifel medizinisch messbarer Kriterien zugeteilt beziehungsweise ihnen wird die Teilnahme an Wettkämpfen des jeweils anderen Geschlechts entweder untersagt oder sie ist streng geregelt. Am Beispiel des Sports lässt sich also zeigen, was man »am Fall der Transsexualität« lernen kann: »dass man, um ein Geschlecht zu haben, einen ›passenden‹ Körper benötigt« (ebd.: 272). Gabriele Sobiech's Argument, im Sport seien »die Ordnung der Gesellschaft mit ihren hierarchisierenden Geschlechterklassifikationen« (Sobiech 2012: 171) und die Naturalisierung sozial willkürlich gesetzter Annahmen über Männer und Frauen aufgrund der Körperzentriertheit des Sports »wie durch ein Vergrößerungsglas hervorgehoben« (ebd.), ist vor diesem Hintergrund durchaus plausibel. Auch pflichte ich der damit implizit verknüpften Forderung bei, den Sport als ein für geschlechtertheoretische Forschungen gewinnbringendes Feld anzusehen und entsprechend einzubeziehen; dies nicht zuletzt aufgrund meiner disziplinären Sozialisation in die Sportwissenschaften und meines Interesses an sportbezogenen, sozialwissenschaftlichen Analysen.

Allerdings – und dies ist ein für mich an dieser Stelle zentraler Punkt – halte ich es für fehlleitend, davon auszugehen, der Sport könne aufgrund seines Körperbezugs einen besonderen, auf allgemeine Gesellschaftsstrukturen übertragbaren Beitrag zu geschlechter- oder auch körpersoziologischen Debatten leisten. Die implizite These des »Sports als Spiegel der Gesellschaft« ist aus meiner Sicht problematisch, wenngleich es mir fernliegt, infrage zu stellen, dass er immer auch mit gesellschaftlichen Entwicklungen in Verbindung steht. Er ist sicherlich kein hermetisch abriegelter sozialer Kontext. Mir scheint es jedoch sinnvoll, anstatt über den Sport hinausreichende Erkenntnisse generieren zu wollen, zunächst auf die Besonderheiten, eventuell sogar exklusiven Erkenntnispotenziale sportbezogener Analysen zu abzustellen, das heißt der Frage nachzugehen, was im Sport über Geschlecht und über das Verhältnis von Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit in Erfahrung zu bringen ist. Damit schließe ich an eine zentrale systemtheoretische Überlegung Bettés (1999) hinsichtlich des Verhältnisses von Körper und Gesellschaft, in diesem Fall von Körper und Sport, an. Bette stellt in seinen Analysen heraus, dass gesellschaftliche Teilsysteme und somit auch der Sport menschliche Körper nie in ihrer Gänze thematisieren beziehungsweise kommunikativ einbeziehen, sondern immer nur entlang der für sie relevanten Aspekte (ebd.: 58-59). Im Sport ist es die Leistungslogik, die einen spezifischen Blick auf Körper bedingt. Bette spricht in diesem Zusammenhang von einer »Sonderform der Körperthematization« (ebd. 2005: 165). Im Sport interessiert allein die erbrachte sportliche Leistung sozialer Akteur_innen, nicht aber ihre soziale Herkunft, ihre Hautfarbe oder ihre Attraktivität. Ob jemand Gold, Silber oder Bronze gewinnt, hängt ausschließlich davon ab, wie er oder sie im Vergleich zu anderen sportlich performt (ebd.: 188). In Kapitel 3 komme ich noch genauer und durchaus kritisch auf die Überlegungen Bettés zu sprechen. An dieser Stelle möchte ich zunächst aber den Gedanken aufgreifen, dass nicht »der Körper« per se Thema des Sports ist, sondern eine spezifische Facette von Körperlichkeit. Soziale Ordnung wird im Sport entlang des Kriteriums der erbrachten sportlichen Leistung hergestellt. Es ist die Lupe, durch die das Handeln sozialer Akteur_innen und ihrer Körper betrachtet und bewertet wird.

Ein Aspekt, der dabei in systemtheoretischen Analysen allerdings außer Acht gelassen wird – Bette ist hier keine Ausnahme –, ist der weiter oben benannte Zusammenhang von Körper und Geschlecht. Erstaunlich ist dies vor allem angesichts der in den meisten Sportarten gültigen Ge-

schlechtersegregation und einer damit verbundenen expliziten, ja sogar formalisierten Thematisierung dieses Zusammenhangs. Allein Marion Müller (2006, 2007), deren Arbeiten ich im Weiteren noch aufgreife, setzt sich aus einer differenzierungstheoretischen Perspektive kritisch mit der Leistungsklasse Geschlecht im Sport auseinander. Für eine Analyse der Geschlechterordnung des Sports halte ich es nun zum einen für gewinnbringend, die Überlegungen Bettés geschlechtertheoretisch zu erweitern und nicht nur von einer »Sonderform der Körperthematierung« (Bette 2005: 165), sondern auch von einer eng damit verwobenen »Sonderform der Geschlechterthematierung« zu sprechen. Es sind spezifische Aspekte von Körperlichkeit und damit auch von Geschlechtlichkeit, die im Sport verhandelt werden und folglich ordnungsstiftend wirken. Zum anderen scheint es mir wichtig, zu betonen, dass nicht »der Geschlechtskörper« oder »die Geschlechterdifferenz« im Sport zur Disposition stehen. Beides wird im Sport in engem Zusammenhang mit Vorstellungen über körperliche Leistungsfähigkeit verhandelt. Mit anderen Worten: Die Frage nach der Geschlechterordnung des Sports ist unmittelbar verknüpft mit der Frage danach, wie Körper und ihre Leistungsfähigkeit geschlechtlich attribuiert und zueinander ins Verhältnis gesetzt werden.

Der für die Geschlechterordnung des Sports konstitutiven Logik der Praxis auf die Spur zu kommen, bedeutet vor diesem Hintergrund, sich in besonderem Maße für Momente der Vergeschlechtlichung körperlicher Leistungsfähigkeit, oder etwas allgemeiner formuliert, für die Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und deren Leistungen zu interessieren. Dies tue ich im Anschluss an die im vorherigen Teilkapitel skizzierten praxistheoretischen Prämissen in zweifacher Hinsicht: Erstens beobachte ich im Rahmen einer Feldanalyse (den Begriff konkretisiere ich im Weiteren noch) Formen der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und deren Leistungsfähigkeit auf der Ebene objektiver Strukturen und (re-)konstruiere damit das, was ich im vorherigen Teilkapitel als Entstehungskontext sozialer Praktiken bezeichnet habe. Zweitens frage ich danach, wie soziale Akteur_innen des Sports vergeschlechtlichte Vorstellungen von sportlicher Leistungsfähigkeit praktisch, das heißt in ihrem und durch ihr Handeln, (re-)produzieren und wie sie so die Strukturen und die Ordnung hervorbringen, deren Grundlage ihr Tun zugleich ist. Präzisiere ich nun im Folgenden mein methodologisches und analytisches Vorgehen respektive das Anliegen dieser beiden empirischen Ana-

lyseschritte, so tue ich dies stets mit Blick auf das von mir untersuchte Phänomen.

In den Fokus meiner Analysen rücke ich in einem ersten Schritt vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende Ordnungsprozesse auf der Ebene objektiver Strukturen des Sports (Kapitel 3). Hier kommt meine anfangs formulierte Engführung auf der Phänomenebene insofern zum Tragen, als dass nicht das Feld des Sports als Ganzes im Zentrum steht, sondern das des Leistungssports. Wie bereits angedeutet, ist damit jener Bereich des Sports gemeint, in dem soziale Akteur_innen regelmäßig an Wettkämpfen teilnehmen und ein bestimmtes Pensum an Trainingseinheiten absolvieren, um erfolgreich zu sein. Im Rahmen meiner Analyse gehe ich nun der Frage nach, wie das Feld des Leistungssports funktioniert, welchen »spezifischen Regeln und Regularitäten« (Bourdieu/Wacquant 1996: 135) es folgt, beziehungsweise welchen Logiken, Prinzipien, Vorstellungen und Selbstverständlichkeiten soziale Akteur_innen folgen (müssen), wollen sie am Leistungssport teilhaben. Auf diese Weise skizziere ich den strukturellen Rahmen, in den Athletinnen, die auf leistungssportlichem Niveau in einer Männersportart aktiv sind, sozialisiert werden und in dem sie im Laufe ihrer Sportkarriere praktisch bestehen (müssen). Ein theoretischer Begriff, auf den ich im Zuge dessen rekurriere, ist der der *illusio* (ebd.: 148); ein Terminus, mit dem Bourdieu das Ensemble an Regeln und Logiken zu fassen versucht, die ein soziales Feld kennzeichnen. Wesentlich ist, dass es Bourdieu mit dem Begriff der *illusio* nicht allein darum geht, das spezifische Interesse eines sozialen Feldes zu beschreiben, also das, worum es in einem sozialen Feld im Kern geht, wie beispielsweise das Erbringen körperlicher Leistungen im Sport. Ihm geht es vor allem darum, dass dieses jeweils spezifische Interesse in den Augen der an einem sozialen Feld Beteiligten Sinn macht. Die *illusio* beschreibt folglich nicht nur ein irgendwie gültiges »Grundgesetz sozialer Felder« (ebd.: 130), das von einer wie auch immer gearteten Instanz durchgesetzt wird oder werden müsste. Der Begriff beinhaltet zugleich den Gedanken des Glaubens sozialer Akteur_innen an den Sinn dieses Gesetzes. »Sie (die *illusio*, K.H.) bedeutet, dass man involviert ist, im Spiel befangen und gefangen. Ein Interesse haben, heißt, einem bestimmten sozialen Spiel zugestehen, daß das, was in ihm geschieht, einen Sinn hat, und dass das, was bei ihm auf dem Spiel steht, wichtig und erstrebenswert ist.« (Ebd.: 148) In diesem Sinne ist die *illusio* respektive das von Bourdieu synonym gebrauchte »Interesse« konstitutiv für soziale Felder.

»Das Interesse ist Voraussetzung, damit ein Feld (das der Wissenschaft, der Haute Couture usw.) funktioniert, insofern es ›die Leute antreibt, sie laufen, konkurrieren, kämpfen lässt, und es ist zugleich Produkt des funktionierenden Feldes.« (Bourdieu 1992: 112) Im Mittelpunkt meiner Analyse steht nun die Frage, was eigentlich soziale Akteur_innen im Feld des Leistungssports antreibt, an welche Einsätze und Investitionen sie glauben, welche Spielregeln – wie sich vereinfachend mit Bourdieus häufig verwendeter Spielmetapher formulieren lässt – sie anerkennen und anerkennen müssen.

Mache ich es mir in diesem Sinne zum Ziel, die *illusio* des Leistungssports zu rekonstruieren, so interessiert mich dabei stets die Frage, welche Bedeutung Geschlecht in diesem Zusammenhang zukommt, wie also Geschlecht auf der Ebene objektiver Strukturen des Leistungssports ordnungsstiftend wirkt respektive in welcher Weise die *illusio* des Leistungssports eine vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende ist. Anschließend an bereits vorliegende (sport-)soziologische Arbeiten, frage ich in meiner Analyse erstens danach, welche sozialen Ein- und Ausschlüsse der Sport auf formaler Ebene über die Vergeschlechtlichung sozialer Akteur_innen und ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit provoziert (vgl. Kapitel 3.1). Das heißt, ich interessiere mich dafür, wie sich das soziale Feld des Leistungssports und dessen Geschlechterordnung durch Grenzziehungen nach außen konstituiert. Zweitens stelle ich die Frage, wie auf der Ebene objektiver Strukturen Geschlechterhierarchien innerhalb des Sports hergestellt respektive wie soziale Positionen innerhalb des Feldes vergeben und zugewiesen werden (vgl. Kapitel 3.2). Die *illusio* des Leistungssports verstehe ich also immer auch als ein das soziale Feld des Sports nach innen strukturierendes Set an »spezifischen Regeln und Regularitäten« (Bourdieu/Wacquant 1996: 135).

Verwende ich in Zusammenhang mit dem Begriff der *illusio* und der Analyse der Feldstrukturen des Leistungssports Termini wie Regel, Prinzip oder Logik, so darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass Bourdieu auch in seiner Konzeption sozialer Felder der praxistheoretischen Prämisse einer Dialektik von Struktur und Akteur_in beziehungsweise zwischen objektiven und einverlebten Strukturen treu bleibt. Die *illusio*, die ich vereinfachend in Anlehnung an Bourdieu und Wacquant als »Grundgesetz sozialer Felder« (Bourdieu/Wacquant 1996: 130) beschrieben habe, ist nicht als deterministische Struktur zu verstehen, der soziale Akteur_innen innerhalb eines sozialen Feldes ausgesetzt sind und der sie

mechanisch Folge leisten. Zwar hat sie die Macht, zu inkludieren und exkludieren und soziale Positionen zuzuweisen. Sie ist zugleich aber auch Resultat der sozialen Praxis eines Feldes, der dort stattfindenden Kämpfe und Konflikte sozialer Akteur_innen. Genau darin liegt ein wesentlicher Unterschied in der Konzeption des Feldbegriffes zu der des Systems, wie sie Luhmann entwickelt und wie sie in sportsoziologischen Analysen häufig zur Anwendung kommt (vgl. auch Kapitel 3). »Das Feld«, so heißt es in diesem Zusammenhang in »Reflexive Anthropologie« (Bourdieu/Wacquant 1996), »ist ein Ort von Kräfte- und nicht nur Sinnverhältnissen und von Kämpfen um die Veränderung dieser Verhältnisse, und folglich ein Ort des permanenten Wandels. Die Kohärenz, die in einem gegebenen Zustand des Feldes zu beobachten ist, seine scheinbare Ausrichtung auf eine einheitliche Funktion [...], sind ein Produkt von Konflikt und Konkurrenz und kein Produkt irgendeiner immanenten Eigenentwicklung der Struktur.« (Ebd.: 135) Hier klingt erneut, in diesem Fall bezogen auf den Systembegriff Luhmanns, Bourdieus grundlegende Kritik am Strukturalismus und an einem ahistorischen und jenseits sozialer Akteur_innen gedachten Verständnis sozialer Strukturen an. Soziale Felder sind in der Konzeption Bourdieus in ihrer Funktionsweise historisch variabel und dies nicht zuletzt deshalb, weil sie Resultat von Auseinandersetzungen und Kämpfen sozialer Akteur_innen sind. Das wiederum bedeutet zum einen, dass die soziale Felder kennzeichnende *illusio*, das Interesse, »das Produkt einer bestimmten Kategorie von sozialen Umständen« (Bourdieu 1992: 112) ist und als solches »nicht a priori aus einer überhistorischen Natur ableitbar« (ebd.). Sie ist immer nur *ex post* und empirisch fassbar (ebd.). Zum anderen – und dies führt mich zu meinem zweiten Analyseschritt – verweist die Kritik erneut darauf, dass es jenseits einer Analyse objektiver Strukturen immer auch eine Beobachtung der ein soziales Feld konstituierenden sozialen Praktiken braucht, um soziale Felder und ihre Ordnungen und Ordnungsprozesse zu verstehen. Denn die das Feld strukturierenden und immer wieder neu konstituierenden Kämpfe und Konflikte werden für mich als Soziologin in den praktischen Auseinandersetzungen sozialer Akteur_innen mit den sie umgebenden objektiven Strukturen beobachtbar.

Liegt also der Schwerpunkt meines ersten Analyseschritts auf den die Geschlechterordnung des Leistungssports konstituierenden objektiven Strukturen, so geht es mir im zweiten Schritt um die Frage, wie sich soziale Akteur_innen mit eben diesen Feldstrukturen, in die sie sozialisiert

werden und innerhalb derer sie bestehen müssen, praktisch auseinandersetzen. Mein besonderes Interesse gilt dabei – wie schon erläutert – Sportlerinnen, die auf hohem Leistungsniveau in einer Männersportart aktiv sind. Anschließend an meine Überlegungen zu Beginn dieses Teilkapitels gehe ich davon aus, dass es vor allem die in Männerdomänen des Sports Einzug erhaltenden Athletinnen sind, die sich als »Neulinge« im Feld (Bourdieu 1993: 109) mit dessen Strukturen auseinandersetzen. Sie müssen einerseits dem Gegebenen zustimmen, um überhaupt Zugang zum Spiel zu erhalten, andererseits treten sie mit dem Ziel an, die herkömmlichen Regeln des Spiels zu ihren Gunsten zu verschieben. Sie reklamieren einen Platz in einem Feld, aus dem sie lange Zeit ausgeschlossen waren. Das soll wiederum nicht heißen, dass nicht auch andere Akteur_innen zur (Re-)Produktion der geschlechtlichen Ordnung des Sports beitragen. Allerdings gehe ich davon aus, dass der Fokus auf Sportlerinnen als Neulinge im Feld einen empirisch-analytischen Mehrwert mit sich bringt – beziehungsweise das Herstellen soziologischer Beobachtbarkeit hier in besonderem Maße möglich ist.

Spreche ich mit Blick auf meine Analysen in Kapitel 4 von ›praktischen Auseinandersetzungen‹ sozialer Akteur_innen mit den objektiven Strukturen des Feldes, so geht es mir auch hier um Momente der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und körperlicher Leistungsfähigkeit. Mich interessiert, wie Athletinnen Geschlecht in Bezug auf Sport praktisch herstellen, wie sie Vorstellungen und Annahmen über Zweigeschlechtlichkeit, über Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en), Männer- und Frauenkörper verhandeln und wie sie im Zuge dessen die Geschlechterordnung des Sports (re-)produzieren. Die Formulierung ›praktische Auseinandersetzung‹ nutze ich stets vor dem Hintergrund eines praxeologischen Verständnisses sozialen Handelns. So geht es mir in Kapitel 4 weder um eine Analyse bewusst gewählter Umgangsweisen sozialer Akteur_innen mit den im Sport gestellten Anforderungen, noch geht es mir darum, die Verhaltensweisen der Athletinnen als Spiegel der sie umgebenden objektiven Strukturen zu betrachten und somit der Frage nachzugehen, wie sich die in Kapitel 3 analysierte, objektiv verankerte Geschlechterordnung in der sozialen Praxis des Sports wiederfindet. Im Zentrum meiner Beobachtungen stehen soziale Praktiken der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und sportlicher Leistungsfähigkeit als Ausdruck des im Feld des Leistungssports sozial Möglichen, als Resultat des dialektischen Verhältnisses von Struktur und Akteur_in.

Ein Begriff, der das damit Gemeinte verdeutlichen hilft und der es mir erlaubt, meinen Blick auf soziale Praktiken methodologisch zu präzisieren, ist der Strategiebegriff Bourdieus. Er lässt sich in gewisser Weise synonym zum Begriff der sozialen Praxis gebrauchen, verweist allerdings noch einmal verstärkt auf das praxeologische Anliegen, soziale Akteur_innen als sozialisierte Akteur_innen theoretisch mitzudenken und analytisch miteinzubeziehen (Bourdieu 1992: 83). Den Begriff der Strategie entwickelt Bourdieu in seinen Forschungen zum Heiratsverhalten im Béarn (er spricht von Heirats- und Reproduktionsstrategien), und auch dort in kritischer Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus. Laut Bourdieu tendieren strukturalistische Ansätze – er rekurriert vor allem auf die Arbeiten Claude Lévi-Strauss – dazu, soziales Handeln als ein Befolgen von Regeln zu beobachten. Sie machen es sich zum Ziel, die Regeln sozialen Handelns zu rekonstruieren. Damit aber laufen sie Gefahr, so Bourdieu, »die Sache der Logik für die Logik der Sache« auszugeben« (ebd.) respektive die Theorie, die zur Erklärung der Praktiken sozialer Akteur_innen konstruiert wird, als deren Prinzip zu begreifen (ebd.: 80). Nach Regeln zu suchen, bedeutet, Regeln zu finden. Bourdieu geht es also um eine Form der Reifizierungskritik. Wesentlich ist für ihn, dass ein Verständnis sozialer Praxis als geregeltes Handeln aus dem Blick verliert, dass Verhaltensweisen sozialer Akteur_innen auch dann variieren (können), wenn sie »denselben objektiven (die der Struktur des Spiels immanenten oder teilweise in Regeln fixierten Notwendigkeit) und inkorporierten Zwängen unterliegen«. (Bourdieu 1992: 84f) Auf das vorliegende Projekt bezogen: Wenngleich der Sport einer spezifischen Logik folgt und in diesem Sinne klare Spielregeln vorgibt, so sind innerhalb dieses regelhaft strukturierten Rahmens stets vielfache Handlungsoptionen sozialer Akteur_innen denk- und beobachtbar. Bourdieu greift in diesem Zusammenhang auf die Metapher des Schachspiels zurück, das sich einerseits durch ein klares Set an Regeln auszeichnet, das andererseits aber den Spieler_innen unvorstellbar viele Züge erlaubt (ebd.). Welcher Zug auf welchen folgt, ist nie gänzlich vorhersehbar, jedes Spiel verläuft anders. Zugleich ist aber der Rahmen der Möglichkeiten ein begrenzter. Mit anderen Worten: Soziale Praxis – und dies gilt auch für die praktischen Realisierungen im Sport – lässt sich nicht auf Regeln reduzieren und sie lässt sich nicht erschöpfend durch sie erklären. Vor diesem Hintergrund schlägt Bourdieu vor, anstatt Verhaltensweisen sozialer Akteur_innen als das Befolgen von Regeln zu konzipieren, soziale Praktiken als Strategien

zu betrachten, als Umgangsweisen sozialer Akteur_innen mit den Spielregeln und Bedingungen eines sozialen Feldes.

Provoziert der Strategiebegriff schnell den Eindruck, es gehe um bewusste, intendierte, individuelle Handlungen sozialer Akteur_innen, so weist Bourdieu ein solches Verständnis deutlich zurück. Eine Strategie, so schreibt er, ist nicht als synonym zu Wahl oder Entscheidung zu verstehen oder gar als Resultat rationalen Kalküls (ebd.: 83). Strategien sind in Bourdieus Verständnis vielmehr Ergebnis eines inkorporierten und unbewussten »Spiel-Sinns« (Bourdieu 1992: 83) und damit Ergebnis dessen, was er – wie ich im vorangegangenen Teilkapitel beschrieben habe – den Habitus oder auch den »praktischen Sinn« sozialer Akteur_innen nennt. Dieser praktische Sinn ist, »wenn man so will, das, was man auch »spielerisches Gespür« nennen könnte: der gekonnte praktische Umgang mit der immanenten Logik des Spiels, die praktische Beherrschung der ihm innewohnenden Notwendigkeit – und dieser »Sinn« wird durch Spielerfahrung erworben und funktioniert jenseits des Bewusstseins und des diskursiven Denkens (nach Art etwa der Körpertechniken)« (ebd.: 81). Strategien sind also Handlungen in und Umgangsweisen mit sozialen Feldern und ihren objektiven Strukturen, die »ohne strategische Berechnung« erfolgen (Bourdieu 1993: 116). Sie spiegeln vielmehr das in einem sozialen Kontext für die jeweiligen Spieler_innen Mögliche; und zwar nicht nur vor dem Hintergrund der objektiven Strukturen des Feldes, sondern auch vor dem Hintergrund der im Habitus verankerten Sozialisationsgeschichte der Akteur_innen. Strategien verweisen also auf einen von sozialen Bedingungen strukturierten Möglichkeitsraum sozialer Praxis, ohne soziale Praxis als strikt geregelt zu konzipieren. In »Rede und Antwort« schreibt Bourdieu: »Der gute Spieler, gewissermaßen das Mensch gewordene Spiel, tut in jedem Augenblick das, was zu tun ist, was das Spiel verlangt und erfordert. Das setzt voraus, dass man fortwährend erfindet, um sich den unendlich variablen, niemals ganz gleichen Situationen anzupassen. Das lässt sich durch mechanische Befolgung einer expliziten und – so sie existiert – kodifizierten Regel nicht erreichen.« (Ebd.)

Mit Blick auf die vorliegende Arbeit sehe ich den Gewinn des Strategiebegriffs nun darin, meine Perspektive auf soziale Praxis zu präzisieren: Mich interessieren die im zweiten Teil meiner Analyse fokussierten praktischen Auseinandersetzungen der Sportlerinnen mit den Strukturen des Leistungssports im Sinne eines strategischen Sich-Bewegens im Feld des Sports. Es geht mir nicht um ein Auf- und Entdecken kausaler

Verhaltensregeln, die den Verbleib von Akteur_innen – im Falle dieser Arbeit insbesondere von Frauen – im Leistungssport ermöglichen. Vielmehr geht es mir darum, zu verstehen, wie sich Athletinnen im sozialen Feld des Sports positionieren und wie sie im Zuge dessen das Feld und dessen Geschlechterordnung (re-)produzieren. Das heißt, ich rücke die Sportlerinnen als Gestalterinnen und als Teilnehmerinnen an den Kämpfen und Konflikten des Feldes in den Fokus und nicht allein als Spielfiguren einer männlich dominierten Sphäre. Damit schließe ich auch an bisherige Studien zu Umgangsweisen von Athletinnen mit den Regeln und Anforderungen des Sports an, ohne jedoch deren subjektivistischen Impetus zu übernehmen.

Bevor ich im anschließenden dritten Teilkapitel genauer auf das methodische Vorgehen und dabei relevante forschungsethische Überlegungen eingehe, möchte ich zunächst skizzieren, was es für mich heißt, soziale Praktiken der Vergeschlechtlichung im Feld des Sports als Strategien der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und körperlicher Leistungsfähigkeit empirisch zu greifen. Können Momente der Vergeschlechtlichung auf der Ebene objektiver Strukturen anhand von formal festgeschriebenen Regelwerken, Wettkampf- und Dopingbestimmungen sowie Statistiken des Leistungssports eingeholt werden, so stellt sich dies in Zusammenhang mit praktischen Realisierungen im Feld des Sports methodologisch und schließlich auch methodisch deutlich schwieriger dar. Das Problem ist hier nicht allein die Frage, welche Praktiken in welchem Umfang sinnvoll zu beobachten sind, um der (Re-)Produktion geschlechtlicher Ordnung auf die Spur zu kommen. Die Schwierigkeit besteht auch darin, Prozesse der Vergeschlechtlichung in sozialer Praxis soziologisch zugänglich zu machen, ohne dabei reifizierend vorzugehen, das heißt ohne Vorstellungen über Zweigeschlechtlichkeit, über Männlichkeit und Weiblichkeit, Männer und Frauen im Forschungs- und Beobachtungsprozess unreflektiert zu reproduzieren (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992, Degele/Schirmer 2004).

Wenngleich das Problem der Reifizierung von Geschlecht ein in allen Bereichen der Frauen- und Geschlechterforschung bekanntes und anerkanntes ist, so stellt es sich in meiner Perspektive noch einmal in besonderer Weise in sportbezogenen Arbeiten. Denn Geschlecht ist im Sport eine formal etablierte Ordnungskategorie, die gerade deshalb schnell zu einer unhinterfragten Beobachtungs- und Untersuchungskategorie wird bzw. werden kann. Da der Sport – vor allem der Leistungs-

und Wettkampfsport – Männer und Frauen voraussetzt und sie als solche auch benennt (Männerteams und Frauentams, Männerwettbewerbe und Frauenwettbewerbe etc.), bedarf es von Seiten der Forschenden stets eines hohen Maßes an Distanzierung und Reflexion, um der Gefahr zu entgehen, die in den Strukturen des Sports bereits angelegten »Wahrnehmungs- und Denkkategorien als Erkenntnismittel zu verwenden«, anstatt sie als Erkenntnisgegenstände zu betrachten (Bourdieu 1997: 153). Mit anderen Worten: Die Herausforderung besteht darin, die durch die Geschlechtersegregation angelegte Geschlechterdifferenz nicht als manifeste Differenz zu untersuchen, sondern im Prozess ihres Entstehens; Frauenkörper und Männerkörper, Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en) also nicht als präexistente Größen der sozialen Ordnung des Sports zu begreifen, sondern als soziale Konstrukte, die in sozialer Praxis immer wieder neu hervorgebracht werden (müssen). Es geht also nicht darum, geschlechtsspezifische soziale Praktiken zu analysieren (»Wie treiben Frauen Sport und wie treiben Männer Sport?«), sondern vielmehr darum, soziale Praktiken als geschlechterkonstituierend zu begreifen (»Was macht soziale Akteur_innen im Sport zu Männern und Frauen?«). In diesem Sinne untersuche ich Strategien der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und deren Leistungsfähigkeit nicht als ein Lavieren sozialer Akteur_innen innerhalb einer bestehenden binären Geschlechterordnung, sondern als praktische Hervorbringungen dieser Ordnung im Feld des Sports.

Als konkrete, empirisch greifbare Orte, an denen diese Strategien für mich als Forscherin beobachtbar sind, nehme ich im Rahmen meiner Arbeit nicht sportive Praktiken in den Blick oder körperliche Realisierungen von Geschlecht und Geschlechtszugehörigkeit. Mein Beobachtungsschwerpunkt liegt vielmehr auf sprachlichen Praktiken, so genannten »sayings« (Schmidt 2012: 223) sozialer Akteur_innen. Wie ich im Weiteren noch erläutern werde, handelt es sich dabei um Daten einer qualitativen Interviewforschung mit Sportlerinnen, die zum Zeitpunkt der Interviews im Fußball, Eishockey, Ringen und Gewichtheben auf höherem nationalem und internationalem Leistungsniveau aktiv und erfolgreich waren. Mit dem Fokus auf sprachlichen Praktiken unterscheidet sich meine Arbeit zunächst von praxistheoretisch fundierten Analysen des Sports, die konkretes sportives Handeln, wie Handballspielen, Inlineskaten oder Boxen mithilfe ethnografischer Beobachtungsverfahren untersuchen (Gebauer/Alkemeyer 2004, Schmidt 2012). Die Autor_in-

nen dieser Arbeiten verweisen darauf, dass sich der Sport über Körper und Körperpraktiken realisiert und sich infolgedessen soziale Ordnungsprozesse in besonderem Maße im sportiven Tun und Handeln sozialer Akteur_innen beobachten lassen. Dem stimme ich zu; und zweifelsohne sind auch die mich interessierenden Prozesse der Vergeschlechtlichung körperbezogene Prozesse. Wie bereits weiter oben angedeutet, machen sich Männlichkeit und Weiblichkeit, Frausein und Mannsein unmittelbar am Körper fest, an Körperformen, Bewegungsweisen, Kleidungsstilen. Darüber hinaus sind es aus meiner Perspektive auch die mit sportiven Körperpraktiken und Körperpräsentationen verbundenen Vorstellungen und sinnhaften Konstruktionen sozialer Akteur_innen, die ordnungstiftend wirken und in denen sich eben jene »Logik der Praxis« manifestiert, von der Bourdieu spricht. So lassen sich beispielsweise Vergeschlechtlichungen körperlicher Leistungsfähigkeit nicht ohne Weiteres im sportiven Tun von Athlet_innen beobachten, und auch die den Leistungssport strukturierenden Annahmen über natürliche Männer- und Frauenkörper und deren Aussehen sind für mich als Forscherin nur bedingt in körperlichen Realisierungen sozialer Akteur_innen greifbar. Sie manifestieren sich vielmehr, wie ich im Folgenden argumentiere, in sprachlichen Praktiken beziehungsweise werden in diesen soziologisch beobachtbar.

Die Tatsache, dass ich an dieser Stelle qualitative Interviews in Zusammenhang mit einem praxeologischen Forschungsdesign bringe, mag bei dem einen oder der anderen Praxistheoretiker_in die Befürchtung provozieren, qualitative Interviews erhielten – ohne einer genaueren praxeologischen Reflexion unterzogen zu werden – durch die Hintertür Einzug in eine nur vordergründig praxistheoretische Arbeit. So übt Schmidt (2012: 48) in dem bereits mehrfach zitierten Buch »Soziologie der Praktiken« deutliche Kritik an Interviewverfahren im Rahmen praxistheoretischer Forschung (und plädiert anstelle dessen für mehr ethnografische Studien). Seine Skepsis gegenüber qualitativen Interviews gründet in der Annahme, diese zielten auf eine Untersuchung sozialer Praktiken mittels der Beschreibung durch die Akteur_innen selbst (vgl. hierzu auch Schäfer/Daniel 2015). Mit anderen Worten: Forscher_innen befragen beispielsweise Athlet_innen hinsichtlich ihrer Trainingspraxis und erhoffen sich, eben dieser habhaft zu werden. Im Sinne Bourdieus verweist Schmidt nun aber darauf, dass ein Nachdenken über eine Praxis immer schon eine Theorie der Praxis hervorbringt und somit sich die implizite, unterbewusste Logik der Praxis nicht mehr erschließen lässt. Was sichtbar und

beobachtbar wird, sind Praktiken der Reflexion oder des Beschreibens von Praktiken (Schmidt 2012: 48). Frage ich also Sportlerinnen danach, wie sie sich als Frauen im Sport präsentieren, so erfahre ich nichts darüber, wie sie dies tatsächlich tun, sondern vielmehr darüber, wie sie einer Interviewerin gegenüber über diese Inszenierung sprechen. In diesem Sinne sind Aussagen von Interviewpartner_innen, sie schminkten sich für den Wettkampf, flechteten ihre Haare und achteten auf ihre Kleidung, nicht als Verweis auf eine tatsächliche Praxis zu verstehen, sondern je nach Verlauf des Interviews als ein Erzählen der eigenen Person als Frau im Sport oder als jemand, die auf ihr Äußeres achtet.

Der Kritik Schmidts an Interviewverfahren folge ich also, allerdings mit einer Einschränkung. So sind es von meiner Warte aus inhaltsanalytische Verfahren, die dazu verleiten, Äußerungen von Interviewpartner_innen als Abbild einer realen Praxis zu interpretieren. Denn im Mittelpunkt der Analyse steht dabei vor allem das ›Was?‹ des Gesagten und nicht die Frage danach, ›Wie?‹ soziale Akteur_innen Themen und Inhalte bearbeiten. Vor allem deshalb sind entsprechende Analyseverfahren nicht in der Lage, Äußerungen zu kontextualisieren und die hinter dem Gesagten liegenden Logiken und Selbstverständlichkeiten herauszuarbeiten. Dies allerdings der gesamten qualitativen Interviewforschung vorzuwerfen, wäre ein Fehler. So sehe ich das von Reckwitz (2003: 289) benannte Interesse praxistheoretischer Arbeiten am »knowing how« respektive an dem sozialen Praktiken zugrundeliegenden praktischen Verstehen kompatibel mit qualitativen Interview- und Analyseverfahren, die in besonderem Maße nach dem ›Wie?‹ sprachlicher Äußerungen fragen. Dies sind im weiteren Sinne sowohl Methoden der rekonstruktiven Sozialforschung (Bohnsack 2007, Kruse 2014), die in dieser Arbeit zur Anwendung kommen, als auch methodologische Ansätze, die qualitative Interviews selbst als soziale Praktiken betrachten und auf diese Weise die von Schmidt geübte Kritik produktiv wenden (vgl. Deppermann 2013/2014). Wie dies im Rahmen des vorliegenden Forschungsanliegens geschehen ist, skizziere ich im folgenden dritten Teilkapitel.

2.3 QUALITATIVE INTERVIEWS ALS SOZIALE PRAKTIKEN – METHODISCHES VORGEHEN UND FORSCHUNGSETHISCHE ÜBERLEGUNGEN

Wie bereits deutlich wurde, beleuchtet meine empirische Analyse Athletinnen in Männersportarten. Zwischen Februar 2010 und Januar 2011 hatte ich die Möglichkeit, mit insgesamt 21 Sportlerinnen zu sprechen, die im Gewichtheben, Fußball, Ringen und Eishockey auf hohem nationalem und internationalem Niveau aktiv sind oder dies zum Zeitpunkt der Interviews waren. Dass ich Athletinnen fand, die sich bereit erklärten, mit mir über ihr Leben als Sportlerin zu sprechen, verdanke ich zum einen Personen, die engen Kontakt zur jeweiligen ›Sportszene‹ haben und selbst in Bundesliga- oder Nationalteams aktiv sind, sogenannte »Multiplikator/inn/en« (Kruse 2014: 251). Zum anderen waren es einige der von mir kontaktierten Bundes- und Landestrainer_innen, die in nur kurzer Zeit positiv auf meine Anfrage reagierten und mir ermöglichten, Trainingsorte zu besuchen und die dort aktiven Athletinnen persönlich über mein Forschungsvorhaben zu informieren. Ohne die Kooperations- und Hilfsbereitschaft dieser »Gatekeeper« (ebd.) wäre die Durchführung der Studie nicht möglich gewesen.

Mit den Sportarten Fußball, Eishockey, Ringen und Gewichtheben stelle ich vier Sportarten ins Zentrum meiner Analyse, die auch heute noch in die Rubrik ›Männersportart‹ fallen – zumindest lässt sich dies für den deutschsprachigen Raum sagen. Nach wie vor sind Frauen in allen vier bundesdeutschen Verbänden (dem Deutschen Fußball Bund (DFB), dem Deutschen Eishockey Verband (DEV), dem Deutschen Ringerbund (DRG) und dem Bundesverband Deutscher Gewichtheber (BvDG)) numerisch deutlich unterrepräsentiert. Als Männerdomänen lassen sich die vier Sportarten jedoch nicht allein aufgrund aktueller Mitgliederstatistiken bezeichnen, sondern auch wegen der deutlich kürzeren Geschichte, auf die Frauen in diesen Bereichen des Sports zurückblicken. Erst seit Ende der 1980er Jahre beziehungsweise seit Beginn der 1990er Jahre werden Frauen-Weltmeisterschaften und Frauen-Wettbewerbe bei Olympischen Spielen ausgetragen. Frauen sind also im Vergleich zu Männern immer noch »Neulinge« (Bourdieu 1993: 109) des Feldes.

Ergänzend zu diesen formalstrukturellen Merkmalen sind es die physischen Anforderungsprofile, die die Auswahl der vier Sportarten begründeten. So ging es mir darum, Sportpraktiken in den Mittelpunkt zu

rücken, die in der Geschichte des (Leistungs-)Sports lange Zeit als unweiblich galten – und dies auch heute noch gelten. Dazu zählen neben direktem Körperkontakt und Zweikämpfen, die im Fußball, Eishockey und Ringen gefragt sind, auch das Auftrainieren von Muskulatur, wie es vor allem das Gewichtheben und das Ringen verlangen. Sowohl die Entwicklung eines muskulösen Körpers als auch der Körpereinsatz gegen Gegner_innen wurden in der Vergangenheit von Mediziner_innen, Funktionär_innen und Journalist_innen immer wieder als Gründe für den Ausschluss von Frauen angeführt (vgl. Pfister 1990, Gori et al. 2008, Cahn 2015). Zwar sind entsprechende Körperpraktiken heute erlaubt, selbstverständlich sind sie für Frauen jedoch nach wie vor nicht. Das zeigt sich zum einen in Sonderregularien für Athletinnen, die den Körpereinsatz beschränken, wie beispielsweise das Bodycheckverbot im Eishockeysport. Zum anderen aber auch in pejorativen Bezeichnungen von muskulösen Sportlerinnen als Mannweiber; ein Motiv, das vielfach in den Interviews zur Sprache kam (ausführlicher zu beiden Punkten siehe Kapitel 3 und 4). Im Rahmen meiner Forschung interessiert mich unter anderem die Frage, wie Zweikämpfe beziehungsweise gegnerischer Körperkontakt und Muskulatur sowie Muskelaufbau, die lange Zeit als Inbegriff von Männlichkeit galten und als Argumentationsgrundlage für den Ausschluss von Frauen aus dem Sport dienten, heute in Zusammenhang mit Frauensport verhandelt werden.

Relevant für die Auswahl der Sportarten war schließlich auch die Unterscheidung in Individual- und Teamsportarten. Beide Sportartentypen habe ich zu gleichen Anteilen in der Studie berücksichtigt. Wichtig schien mir diese Differenz hinsichtlich der Organisations- und Sozialstruktur. Teamsportarten zeichnen sich dadurch aus, dass Athletinnen stets in der Gruppe trainieren, folglich sozial eingebunden sind und in der Regel zu den Männerteams ihrer Vereine nur begrenzt Kontakt haben. Training und Wettkämpfe finden zumeist in geschlechtlich homo-sozialen Kontexten statt. Anders ist dies in Sportarten wie Ringen und Gewichtheben. Die Athletinnen sind dort häufig allein oder zu zweit in einer gemischtgeschlechtlichen Trainingsgruppe. Sie sind regelmäßig, oft sogar täglich, »allein unter Männern«, wie eine der von mir interviewten Gewichtheberinnen es fasste, und damit ständig mit der Tatsache konfrontiert, in einer Männerdomäne aktiv zu sein. Wegen dieser Unterschiede im Trainingsalltag können Team- und Individualsportarten im Sampling als aufschlussreicher Kontrast genutzt werden.

Die Konzeption und Durchführung der Interviews orientierte sich an grundlegenden Prinzipien der qualitativen Sozial- und Interviewforschung, so zum Beispiel an denen der Offenheit und der Forschung als Kommunikation (vgl. Kruse 2014: 148, Lamnek 2010: 20). Mein methodisches Vorgehen entwickelte sich primär in Auseinandersetzung mit dem Forschungsanliegen und den mich interessierenden Fragen, sprich im Sinne der »Gegenstandsangemessenheit der Methode« (Lamnek 2010: 243). So finden sich Elemente und Prämissen des narrativen Interviews in meiner Vorgehensweise ebenso wie Sequenzen, die dem Verfahren des problemzentrierten oder des episodischen Interviews zugerechnet werden können (vgl. zur Konzeption narrativer Interviews u.a. Schütze 1983 und Rosenthal 1995, zur Methode des Problemzentrierten Interviews Witzel 2000, zum episodischen Interview Flick 2011). Mit dem Ziel, Strategien der Vergeschlechtlichung von Sportkörpern und Leistungsfähigkeit zu untersuchen und damit mehr über Prozesse der Herstellung und Aufrechterhaltung geschlechtlicher Ordnung im Leistungssport zu verstehen, ging es mir in den Gesprächen mit den Athletinnen darum, Genaueres über ihre Erfahrungen, Wahrnehmungen und Positionierungen im Feld des Sports zu hören. Die Sportlerinnen sollten die Möglichkeit erhalten, ihre Perspektive auf ihr Sportengagement, ihre Sportkarriere und das damit verbundene soziale Umfeld darzulegen und zu entfalten. Dies wohlgerne in dem Wissen, dass ich als Forscherin diese Perspektive überhaupt erst eröffne und einfordere.

Um den Interviewpartnerinnen einerseits ausreichend Raum für eigene Relevanzsetzungen zu geben und thematische Offenheit zu gewährleisten, andererseits aber eine Fokussierung der Interviews auf die mich im Rahmen meiner Forschung interessierenden Aspekte (u.a. Geschlechtervorstellungen, Körperwahrnehmung, Erzählung der eigenen Sportkarriere, Positionierungen im Feld des Sports) zu ermöglichen, kam in den Interviews ein Leitfaden mit offen formulierten, erzählgenerierenden Fragen zum Einsatz. Die insgesamt vier Themenblöcke umfassten je eine zentrale Erzählaufforderung sowie ergänzende und konkretisierende Nachfragen. Sie alle adressierten Facetten eines leistungssportlichen Engagements, ohne dabei auf die von den Athletinnen betriebene Sportart als ›Männersportart‹ zu rekurrieren und/oder Geschlecht auf andere Weise relevant zu machen. Als Interviewerin ging es mir darum, die Thematisierung von Geschlechtlichkeit und damit eventuell verknüpfte Probleme, Hindernisse und Sanktionen im Sport zu ermöglichen, sie aber

keinesfalls zu erzwingen. So erlaubt beispielsweise die Frage »Wenn Du dir den idealen Fußballspieler oder die ideale Fußballspielerin vorstellst, wie würdest du die Person beschreiben?« eine an funktionalen Prinzipien sportlicher Leistungsfähigkeit orientierte Antwort, sie ermöglicht aber auch die Thematisierung von Unterschieden zwischen Sportlern und Sportlerinnen und damit ein Relevant-Machen von Geschlecht, Geschlechterdifferenz und Geschlechterhierarchie.

Entspricht die Anlage der Interviewstudie in der bisher beschriebenen Weise einem klassischen qualitativen Forschungsdesign, so möchte ich im Folgenden verdeutlichen, wie das von mir gewählte Vorgehen praxistheoretisch anschlussfähig ist. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die bereits angeklungene Kritik an Interviewforschungen, die das Sprechen sozialer Akteur_innen über soziale Praktiken als Mittel des Zugangs zu sozialen Praktiken wählen. Wie Schmidt (2012) betont, verlieren diese Forschungen aus dem Blick, dass sie anstatt sozialer Praxis immer schon eine Theorie dieser Praxis untersuchen (ebd.: 48). Möchte ich also qualitative Interviews im Kontext praxeologischer Forschung sinnvoll einsetzen, gilt es, dieser Kritik Rechnung zu tragen und den »epistemologischen Status« (Deppermann 2014: 133) des Datenmaterials zu überdenken. Was, so lässt sich dann fragen, wird für mich als Forscherin in den Interviews soziologisch beobachtbar? Und inwiefern ermöglichen qualitative Interviews entgegen der obigen Kritik Zugang zu sozialen Praktiken?

Ich greife an dieser Stelle Deppermanns Überlegung auf, qualitative Interviews als soziale Interaktionspraxis in den Blick zu rücken und sie in diesem Duktus zu analysieren. Anstatt in Gesprächsdaten nach Verweisen auf soziale Praktiken jenseits der Interviewsituation zu suchen, geht es darum, die Interviewsituation selbst als soziale Praxis zu perspektivieren (Deppermann 2014: 138). Dieser Gedanke schließt im Kern an das für qualitative Verfahren grundlegende Prinzip der »Forschung als Kommunikation« (Lamnek 2010: 21) an sowie an ein »epistemologisches Verständnis von Interviews als Interaktion« (Deppermann 2014: 134). Gemeint ist damit zum einen, dass qualitative Interviews für einen spezifischen Forschungszweck gemachte Daten sind, die nicht die konstante und kongruente Innensicht eines oder einer »Beforschten« widerspiegeln, sondern das Ergebnis einer – zumeist von Seiten der Forschenden akribisch – vorbereiteten Interaktion. Schriftliche Anfragen, Informationsschreiben und Vorgespräche sowie der im Interview zum Einsatz kommende Leitfaden strukturieren den Verlauf der Interviews und sind folglich konsti-

tativ für das Gespräch insgesamt. Zum anderen hebt die Beschreibung von Interviews als Interaktion auch darauf ab, dass Forscher_innen an der Offenlegung des im Gespräch explizierten Wissens in gleicher Weise beteiligt sind wie die im Falle dieser Arbeit befragten Sportlerinnen. Interviewpartner_in und Wissenschaftler_in sind also stets gemeinsam Konstrukteur_innen der im Interview entstehenden Wirklichkeit (Deppermann 2013, 2014).

Verknüpft mit dieser Annahme ist schließlich die Anerkennung dessen, dass Interviewdaten – entgegen der erwähnten Kritik – keine Rückschlüsse auf das tatsächliche Handeln sozialer Akteur_innen erlauben. Äußerungen von Interviewpartner_innen dienen in dieser Perspektive nicht als Verweise auf ein faktisches ›So-ist-es(-gewesen)‹ oder als »mehr oder minder objektive Informationen über Sachverhalte in der Welt« (Deppermann 2014: 133). Die im Interview getätigten Aussagen – von Interviewten ebenso wie von Forschenden – sind vielmehr »Zeugnisse sprachlich-kommunikative[r] Praktiken« (ebd.: 135) und geraten als solche in die Analyse. Übertragen auf mein Forschungsanliegen bedeutet dies, dass mein Blick auf das mir vorliegende Interviewmaterial nicht von der Frage geleitet ist, was ich in den Interviews über Strategien der Vergeschlechtlichung im Feld des Sports erfahre. Mir geht es darum, *sprachliche* Strategien der Vergeschlechtlichung und damit Herstellungs- und Reproduktionsprozesse geschlechtlicher Ordnung in den mir vorliegenden Interviews aufzuspüren. Wie, so eine meiner Fragen an das Material, verknüpfen meine Gesprächspartnerinnen Leistung und Geschlecht? Wie positionieren sie sich und ihr Können im Feld des Sports? Wie rekurrieren sie auf Natürlichkeitsvorstellungen über Körper und Geschlecht und (re-)produzieren dabei Männlichkeit und Weiblichkeit?

Diese Fragen an das Interviewmaterial heranzutragen, setzt voraus, dass das im Interview Gesagte mir als Forscherin in Form von Audio-dateien und Transkripten zugänglich ist. Aus einer praxeologischen Perspektive ist dies ein Aspekt, der auch forschungsethische Konsequenzen hat. So macht Bourdieu darauf aufmerksam, dass das soziologische Beobachten sozialer Praktiken, sei es in ethnografischen Verfahren oder in qualitativen Interviewverfahren wie dem meinigen, stets bedeutet, dass eine alltägliche Praxis, er spricht auch von »praktischer Praxis«, einer wissenschaftlichen respektive »theoretischen Praxis« zugeführt wird (Bourdieu 1993: 49f.). Bin ich als Forscherin im Moment des Interviews dem gleichen Druck sozialen Handelns ausgesetzt wie meine Interview-

partnerinnen und muss ad hoc und ohne die Möglichkeit der bewussten Reflexion auf situative Bedingungen des Gesprächs reagieren, so schaue ich im Analyseprozess unter der Bedingung der Praxisentlastetheit (ebd.) auf die Geschehnisse des Interviews. Mir als Forscherin steht bei der Erarbeitung meiner Erkenntnisse unbegrenzt Zeit zur Verfügung. So ist es mir möglich, die Äußerungen der Akteurinnen mehrfach zu lesen und den im Interview hergestellten Sinn auf diese Weise sukzessive zu erschließen. Die von mir als Forscherin erschlossenen Erkenntnisse über Strategien der Vergeschlechtlichung resultieren folglich nicht aus der Interviewsituation selbst, sondern aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Praktiken. Die Produktionsbedingungen wissenschaftlicher Erkenntnis unterscheiden sich damit fundamental von denen der untersuchten (Alltags-)Praxis (Bourdieu/Wacquant 1996: 101).

Sich dieser Differenz im Forschungsprozess bewusst zu sein, bewahrt Forschende vor allem davor, einen – zugespitzt formuliert – arroganten und besserwisserischen Blick auf das Handeln sozialer Akteur_innen zu entwickeln. So passiert es schnell, dass im Prozess der Analyse von Transkripten und/oder Beobachtungsprotokollen, aus zeitlicher Distanz und nach mehrfacher Lektüre, das von sozialen Akteur_innen Gesagte und Getane als unlogisch, naiv oder unvernünftig erscheint. Es ist beispielsweise nur schwer verständlich, dass auch jene Eishockeyspielerinnen, die in einem Männerteam an den Start gehen, im Interview verallgemeinernd auf Leistungsdifferenzen zwischen den Geschlechtern verweisen – und zwar zuungunsten von Frauen. Ihr eigenes Können und ihre Erfolge in Männerteams stellen sie damit in den Schatten. Für mich als Forscherin ist der darin enthaltene Widerspruch in der Analyse ersichtlich, und es liegt auf der Hand, dass entsprechende Äußerungen die binärhierarchische Geschlechterordnung (re-)produzieren. Den Athletinnen dies vorzuwerfen und ihr Handeln im besagten Sinne negativ zu werten, wäre allerdings vermessen und würde die methodologisch bedeutsame Differenz zwischen theoretischer und praktischer Praxis verkennen. Eine praxeologische Forschungsstrategie plädiert nämlich für einen »methodologischen Egalitarismus« (Celikates 2009: 133), der Alltagswissen und wissenschaftliche Erkenntnis als gleichwertig anerkennt, indem er ihre unterschiedlichen Produktionsbedingungen transparent macht (vgl. auch Schmidt 2016). Im Forschungsprozess geht es folglich nicht um die Frage, ob soziale Akteur_innen sinnig oder unsinnig, vernünftig oder un-

vernünftig handeln, sondern darum, die ihrem Handeln zugrundeliegende Logik, den darin enthaltenen sozialen Sinn zu verstehen.

Auch meine Analyse zielt vor diesem Hintergrund nicht auf ein Evaluieren beobachtbarer Strategien der Vergeschlechtlichung als richtig oder falsch hinsichtlich einer gleichberechtigten Teilhabe aller Geschlechter am Sport. Vielmehr interessiert mich das im Interview Gesagte als Ausdruck des sozialen Sinns der Akteurinnen für das Feld des Leistungssports, für dessen Logik und Geschlechterordnung. Die in den Interviews aufscheinenden Strategien der Vergeschlechtlichung lese ich als Verweis auf das, was Bourdieu »spielerisches Gespür« oder auch »praktische Beherrschung« (ebd. 1992: 81) nennt; ein sozialisiertes und im Zuge dessen inkorporiertes Wissen sozialer Akteur_innen darüber, was zu tun ist, um dem Spiel respektive dem Leistungssport gerecht zu werden und an ihm teilhaben zu dürfen. Es geht mir also darum, zu verstehen, wie Sportlerinnen als Neulinge des Feldes versuchen, in eben diesem Fuß zu fassen.

Die Annahme, dass ich dem sozialen Sinn der Akteurinnen für den Leistungssport und dessen Logik in Interviewdaten auf die Spur komme, mag den Einwand provozieren, dass ich mich mit den von mir untersuchten sprachlichen Praktiken nicht unmittelbar im Feld des Sports bewege. Das Interview selbst unterliegt weder dem im Sport gültigen Leistungsprinzip, noch orientiert es sich, wie im Falle eines Zeitungsinterviews, an den Regeln der Sportpresse und weist darüber Nähe zum Feld auf. Wie bereits beschrieben, ist das qualitative Forschungsinterview eines, das spezifischen, vor allem auch wissenschaftlichen Prämissen unterliegt. Die im Interview getätigten Aussagen sind in der Folge immer auch Resultat eines praktischen Sinns aller Beteiligten (Interviewerin und Interviewte) für die Situation des Forschungsinterviews. Vorstellungen darüber, wie ein solches Gespräch verläuft, wer den Ton angibt und/oder das Wort ergreift, was sagbar ist und was nicht, welche Bedeutung dieses Gesagte für die Wissenschaft hat – oder auch nicht; all das fließt in die Interviews ein und manifestiert sich in den Daten. Es sind unter anderem Nachfragen und Anmerkungen der Sportlerinnen, die dies verdeutlichen. Eine der Eishockeyspielerinnen beispielsweise stellt am Ende des Interviews fest, sie sei davon ausgegangen, dass ich mich mehr für das »Klischee des Mannweibs« und der »Kampflesbe« interessiere. Nicht zuletzt darin spiegeln sich Erwartungen an mich als Forscherin und an die Interviewsituation.

Konstitutiv für die Interviews ist nun aber nicht allein die Tatsache, dass sich alle Beteiligten – ich als Interviewerin und die Sportlerinnen als meine Gesprächspartnerinnen – unter bestimmten Rahmenbedingungen begegnen und miteinander interagieren. Es sind auch die relevant gemachten Inhalte und das damit verwobene Wissen der Akteurinnen, die den Verlauf der Interviews bestimmen. In dem von den Sportlerinnen Gesagten ist nicht nur ein praktisches Verstehen der Interviewsituation beobachtbar, sondern darüber hinaus ein »knowing how« (Reckwitz 2003: 298) des Sich-Positionierens als Leistungssportlerin respektive als Frau im Feld des Sports. In der Art und Weise, wie meine Interviewpartnerinnen Sport und Sportlerin-Sein thematisieren, zeigt sich immer auch ein für das Feld des Sports spezifisches Wissen darüber, wie der Sport funktioniert. Mit diesem Gedanken wende ich Reckwitz' Idee eines praxeologisch gedachten Subjekts als ein »lose gekoppeltes Bündel an Wissensformen« (Reckwitz 2003: 296) produktiv für meine Arbeit. Geht es Reckwitz primär darum, zu erklären, warum soziale Praktiken trotz ihres Eingebundenseins in objektive Feldstrukturen immer auch etwas Widerständiges und Eigensinniges bereithalten, so geht es mir darum, mithilfe eines Verständnisses von Subjekten als »Kreuzungspunkt unterschiedlicher Verhaltens-/Wissenskomplexe« (ebd.) den Blick dafür zu öffnen, dass soziale Akteur_innen in ihrer praktischen Logik nie allein auf ein jeweils eingegrenztes, feldspezifisches Wissen zurückgreifen. Die in einem sozialen Kontext, einem sozialen Feld gezeigten Praktiken sind in diesem Sinne nie allein Resultat der Strukturen dieses exklusiven Kontextes, sondern eines Habitus, der Resultat des gesamten sozialen, biografischen Gewordenseins einer Person ist. Bezogen auf diese Arbeit heißt das, dass mir die Interviews Zugang zu im Sport sozialisierten Wissensformen ermöglichen und ebenso zu anderen Wissensformen, die durch Erfahrungen in anderen Feldern von den Sportlerinnen inkorporiert wurden und damit ebenfalls eine relevante Ressource ihrer Handlungsstrategien sind. Eine Zurechnung von im Interview aufscheinenden Wissensbeständen und Wissensformen zum Feld des Sports ist dabei vor allem über eine Kontextualisierung des Gesagten in den Feldstrukturen möglich.

Es gilt also das Ineinandergreifen objektiver und subjektiver Strukturen, die Rolle sozialer Akteur_innen als Produkte und Produzenten des Sozialen in der empirischen Analyse stets zu berücksichtigen. Mit den Worten Bourdieus: »Beide Räume, der Raum der objektiven Positionen und der Raum der Stellungnahmen, müssen zusammen analysiert und,

um mit Spinoza zu reden, wie »zwei Übersetzungen desselben Satzes« behandelt werden.« (Bourdieu/Wacquant 1996: 136) Mit den Interviews habe ich Datenmaterial produziert, das mir die eine Seite dieser doppelten Übersetzung ermöglicht: Hierin wird das Feld des Spitzensports vermittelt über den Habitus seiner Akteurinnen beobachtbar. Um auch die zweite Seite zu erschließen, greife ich auf Reglements, formale Bestimmungen und Statistiken nationaler und internationaler Sportorganisationen zurück, in denen die »objektiven Strukturen« des Feldes manifest sind. Eine Analyse der letztgenannten Dokumente und Daten findet sich im folgenden dritten Kapitel im Sinne einer Feldanalyse.

3. Der Leistungssport als heteronormativ strukturiertes Feld

»Die Neulinge müssen einen Eintrittspreis zahlen, bestehend aus der Anerkennung des Wertes des Spiels (bei Selektion und Kooptation wird immer sehr viel Gewicht gelegt auf die Indizien des Einverständnisses mit dem Spiel, der Investition in das bzw. der Besetzung des Spiels) sowie aus der (praktischen) Kenntnis der Prinzipien, nach denen das Spiel funktioniert. Sie haben Umsturzstrategien auf ihre Fahnen geschrieben, doch sind diesen bei Strafe des Ausschlusses, bestimmte Grenzen gesetzt.« (Bourdieu 1993: 109)

Wie bereits im vorangegangenen Kapitel verdeutlicht, steht im Mittelpunkt der folgenden Analysen nicht der Sport in seiner Gesamtheit, sondern jener Bereich, der gemeinhin als Leistungssport bezeichnet wird. Ihn kennzeichnet – der Begriff deutet es an – eine radikale Orientierung am Leistungsprinzip. Wie kein anderer sozialer Kontext rückt er das Erbringen, Messen und Vergleichen körperlicher Leistungen ins Zentrum des Interesses (vgl. Cachay/Thiel 2000, Schimank 1988, Stichweh 1990). Sport, so formuliert es Stichweh, ist »reines Leisten ohne externe Referenz, erschöpft sich darin, unaufhörlich Leistungen zu notieren, sie zu vergleichen und sie zu reproduzieren« (Stichweh 1995: 26). Laufen, Springen und Werfen, Tore schießen, Punkte sammeln oder Körbe erzielen haben jenseits des Sinnzusammenhangs Sport keine unmittelbar produktive Wirkung. Es geht um ein »Leisten um des Leistens Willen« (Müller 2009: 13). In diesem Sinne lässt sich der morgendliche Lauf zur Bushaltestelle mit dem Ziel, den Bus zu erreichen und zur Arbeit zu fahren, nicht

als Sport begreifen, wohl aber das Zurücklegen einer ähnlichen Distanz beim nachmittäglichen Training im Stadion, wenn allein von Interesse ist, ob und wenn ja, wie schnell die Strecke zurückgelegt wird – was die Läufer_innen also körperlich leisten. Am Sport teilzuhaben, bedeutet demnach, der Idee des körperlichen Leistens zu folgen, dem Leistungsprinzip grundsätzlich stattzugeben; und das ganz unabhängig davon, ob jemand nach Feierabend in einem Hobbyligateam Volleyball spielt oder aber auf Spitzensportniveau trainiert.

In besonderer Weise spitzt sich die Leistungslogik im Moment des Wettkampfes zu. Denn wenn interindividuelle Leistungsvergleiche ausgetragen werden, greift das, was Cachay/Thiel (2000) als »Siegescode« beschreiben (ebd.: 136, Bette 2005)¹: Entweder man geht als Gewinner_in oder als Verlierer_in vom Platz, beides zugleich ist gemessen an den Regeln des Sports nicht möglich. Zwar sprechen Reporter_innen gern von »Weltmeistern der Herzen«, um auch Verlierer_innen Ruhm und Ehre zukommen zu lassen. In den Annalen der Sportverbände aber wird dies nicht festgehalten. Der sportliche Sieg ist folglich ein knappes Gut. »Sieger können immer nur wenige sein, auch wenn man die Möglichkeit von Zweit- und Drittplatzierungen sowie verschiedene Stufen von Wettkämp-

1 | Cachay/Thiel beschreiben in ihrer Soziologie des Sports den Spitzensport aus systemtheoretischer Perspektive. Dabei stellen sie die besondere Bedeutung des Wettkampfes heraus und benennen das Sieg-Niederlage-Prinzip als den binären Code des Spitzensportsystems. Dem Einwand anderer Systemtheoretiker_innen, die Sieg-Niederlage-Differenz ermögliche es nicht, den gesamten Sportzusammenhang zu greifen, geben Cachay/Thiel statt (zu dieser Kritik vgl. Stichweh 1990: 385) und verweisen auf ihr Anliegen, den Spitzensport in Abgrenzung zu anderen Bereichen des Sports (Breitensport, Gesundheitssport etc.) in den Fokus rücken zu wollen. Sie stellen darüber hinaus fest: Alle im Spitzensport zu beobachtenden sportlichen Handlungen zielten auf die Teilnahme an Wettkämpfen, auch das Training, das folglich als wettkampfbezogene Leistung begriffen werden muss. Bette (2005) wiederum schlägt vor, den Siegescode orientiert an der »Leitsemantik des Systems« mittels einer binären Differenzierung in »unterlegene und überlegene Leistungen« zu präzisieren (ebd.: 171). Auch Bette stellt den Spitzensport respektive den »Hochleistungssport« in den Mittelpunkt seiner Analysen.

fen in Rechnung stellt.«² (Bette 1999: 39) Die Radikalität des Siegescodes zeigt sich in besonderem Maße bei Siegerehrungen. Seien es Kreismeisterschaften oder Olympische Spiele, auf dem Treppchen stehen nur die ersten drei. Sie werden für die Zuschauenden sichtbar und erhalten Medaillen und Urkunden. Die Zeremonie der Siegerehrung und vor allem das »pyramidenförmig abgestufte Siegerpodest« erscheinen dabei, wie Bette (2005) es formuliert, als »veräußerlichte Objektivation des Siegescodes« (ebd.: 187). Nur eine Person kann ganz oben stehen, gerahmt von den Zweit- und Drittplatzierten, und ihr zu Ehren wird – zumindest bei internationalen Wettbewerben – die Nationalhymne gespielt.³ Das Siegerpodest ist dabei allerdings nicht nur Symbol für den radikalen Siegescode des Leistungssports und die »Verknappung des sportlich positiv Bewerteten« (Bette 1999: 39). Es verdeutlicht zugleich das, was Bette (2005) als »das Systemziel des Spitzensports« schlechthin bezeichnet, nämlich »die Herstellung von Ungleichheit« (ebd.: 187; kursiv im Original); und zwar einer Ungleichheit, die sich ausschließlich am Prinzip körperlichen Leistens orientiert. Wie bereits in Kapitel 2.2 angedeutet, sind andere Bewertungskriterien im Sport irrelevant. Ob jemand sympathisch ist oder nicht, wieviel Geld er oder sie hat, welcher Religion jemand angehört, ist für den Ausgang eines Wettkampfes gleich. »Die interne Hierarchisierung der Athleten untereinander erfolgt nicht nach Geburts-, Alters-, Religions- oder Standeskriterien, sondern nach dem Leistungsprinzip.« (Bette 2005: 188) Sportliche Wettbewerbe zielen in diesem Sinne auf die Ermittlung einer meritokratischen Ordnung.⁴

2 | Mit verschiedenen Stufen von Wettkämpfen sind Einteilungen in unterschiedliche nationale und internationale Leistungsniveaus gemeint, beispielsweise Kreis-, Bezirks- und Verbandsmeisterschaften bis hin zu Olympischen Spielen.

3 | Zum Zusammenhang von Sport, Nation und nationaler Identität vgl. Marjoribanks/Farquharson 2012, Klein 2008.

4 | Eben diese von den genannten Autor_innen systemtheoretisch hergeleitete Perspektive, die die konstitutive Bedeutung des Leistungsprinzips für den Sport herausstellt und dessen Funktion und Folgen reflektiert, ermöglicht einen sportsoziologisch gewinnbringenden Blick auf Phänomene wie beispielsweise das des Dopings. So zeigen Bette/Schimank (2006), dass und wie die Radikalität des Siegescodes die Einnahme leistungsfördernder Substanzen begünstigt und Doping als eine quasi unabdingbare Konsequenz des Höher-Schneller-Weiter des Spitzensports zu lesen ist. Darüber hinaus schärfen systemtheoretische Analysen

Damit sich jedoch »Ungleichheit im Hinblick auf den Wettkampfausgang« (ebd.: 187) auf der Grundlage erbrachter körperlicher Leistungen ergeben kann, gilt es zuvor, Gleichheit zwischen den Teilnehmenden herzustellen. Diese »Herstellung einer formalen Ausgangsgleichheit« (Bette 2010: 95) versucht der Sport über einen hohen Grad an Formalisierung zu garantieren. Regelwerke, Verordnungen und Bestimmungen geben vor, wer unter welchen Bedingungen gegen wen wettkämpfen darf, kann und muss. Zum einen finden sich für jede Sportart ausführliche Beschreibungen der zu gewährleistenden Rahmenbedingungen (z.B. die Größe des Spielfelds und des Sportgeräts, die Dauer eines Wettkampfes, die Festlegung erlaubter und nicht erlaubter sportiver Techniken etc.). Zum anderen finden sich auch Vorgaben hinsichtlich der bei Wettkämpfen antretenden menschlichen Körper. Diese sollen, wenn auch nicht gänzlich gleiche, so doch ähnliche physische Voraussetzungen mitbringen und in »ihrer Leistungsfähigkeit relativ homogen« sein (Bette 2005: 193). Denn der Sport zielt darauf, »dass keine krassen Leistungsunterschiede auftreten und die prinzipielle Offenheit des Wettkampfausgangs vorab außer Kraft setzen« (ebd.). Mit anderen Worten: Es geht darum, Wettkämpfe spannend zu halten und zu vermeiden, dass deutlich unterschiedlich leistungsstarke Sportler_innen gegeneinander antreten und folglich schon vorab klar ist, wer den Sieg davonträgt.⁵ Letzteres versucht der Sport über eine Binnendifferenzierung in unterschiedliche Leistungs- und Wettkampfklassen zu gewährleisten. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Leistungsklasse Geschlecht, das heißt die Aufteilung aller Wettkämpfenden in Män-

den Blick dafür, dass der olympische Slogan »Dabeisein ist alles!« oder die unter anderem von Sportverbänden vielbeschworene sozial-integrative Wirkung des Sports angesichts der Unbarmherzigkeit des Sieg/Niederlage-Codes mehr Schein als Sein sind respektive politisch motivierte Rhetoriken, die der Funktionsweise des Sports, insbesondere der des Leistungssport, widersprechen. Denn dieser selektiert und inkludiert seine AkteurInnen ausgehend von ihrer Leistung und ist gegenüber sozialen Ungleichheitskategorien wie sozialer Herkunft, Hautfarbe etc. indifferent (Bette 2005: 188). Das Scheitern oder der zumindest mäßige Erfolg sportbezogener Integrationsprogramme, Konflikte hinsichtlich der Anerkennung der Paralympics etc. werden auf diese Weise aus einer soziologischen Perspektive verständlich.

5 | Zu Herstellung und Aufrechterhaltung von Spannung beziehungsweise Kontinuererleben im Sport siehe Werron 2012.

ner und Frauen. Zwar gibt es Sportarten und Wettbewerbe, in denen dies nicht der Fall ist, in den meisten Bereichen des Wettkampfsports treten Athlet_innen jedoch in geschlechterhomogenen Wettkampfgruppen an oder aber in strikt geregelten Mixed Teams (z.B. im Tennis oder Paartanz). Innerhalb der Leistungsklasse Geschlecht folgen dann wiederum Differenzierungen nach Leistungsniveau, nach Alter und Gewicht. So beispielsweise im Gewichtheben oder Ringen, wo Sportlerinnen in verschiedenen Gewichtsklassen an den Start gehen, oder im Basketball und anderen Ballsportarten, in denen es Frauen- und Männerligen auf unterschiedlichen Leistungsniveaus gibt (Kreis- und Bezirksliga, Bundes- und Euroliga etc.).

Indem der Sport Geschlecht als grundlegende Leistungsklasse etabliert, suggeriert er einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem einer Person zugeschriebenen Geschlecht und ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit (Müller 2006: 395ff.). Männer und Frauen unterscheiden sich demnach eindeutig in ihren physiologischen Voraussetzungen: Männer gelten als per se größer und muskulöser und folglich stärker und leistungsfähiger. Sie verfügen in der Terminologie der Sportmedizin über eine größere *lean body mass*, das heißt ein für körperliche Leistungen günstigeres Verhältnis von Körpergröße, Muskulatur und Körperfett, und produzieren (sport-)medizinischen Studien zufolge in weit höherem Maße das als leistungsbestimmend geltende Hormon Testosteron (vgl. Bermon et al. 2015; Tucker/Collins 2009).⁶

Aufgrund der physiologischen Differenzen gelten Wettkämpfe zwischen den Geschlechtern in den meisten Sportarten als unfair. Frauen, so die Überzeugung, hätten im unmittelbaren Leistungsvergleich gegen Männer keine Chance und wären von Beginn an als Verliererinnen ge-

6 | Sind sich Mediziner_innen weitgehend einig, dass Männerkörper mehr Testosteron produzieren als Frauenkörper, so bleibt umstritten, inwiefern sich Testosteronwerte von Männern und Frauen überschneiden können; es sich also um eine Art Kontinuum handelt oder aber eine eindeutige Differenz zwischen den Geschlechtern festzustellen ist. Im Rahmen der im Folgenden noch genauer besprochenen Verhandlungen des Internationalen Sportgerichtshofs im Fall der Sprinterin Dutee Chand kommen die herangezogenen Expert_innen zu entsprechend gegensätzlichen Ergebnissen (vgl. Court of Arbitration for Sport (CAS) 2014: 34ff.). Für eine Metaperspektive auf die Debatte um Testosterongrenzwerte siehe Karkazis/Young 2015.

setzt. Die Leistungsklasse Geschlecht hingegen ermöglicht ihnen die Teilhabe an sportlichen Wettkämpfen und zwar, wie es heißt ›on a level playing field‹, also unter ›gleichen Wettbewerbsvoraussetzungen‹. Nur in Sportarten, in denen die »Beherrschung des sportlichen Hilfsmittels« (Müller 2006: 396) im Vordergrund steht, wird auf geschlechtersegregierte Wettkämpfe verzichtet und Frauen und Männer dürfen gegeneinander antreten; so beispielsweise im Reit-, Motor- und Segelsport. Geschlechterdifferenzen hinsichtlich Muskelmasse und -kraft werden in diesen Sportarten keine oder zumindest nur geringe Bedeutung für den Wettkampfausgang zugeschrieben. Faire Wettkampfchancen gewährleisten in den genannten Sportarten technische Vorgaben für die Sportgeräte (Autos, Motorräder, Boote) und Dopingregularien für die Tiere (Pferde); ein Verweis darauf, dass nicht der menschliche Körper, sondern die Kraft von Motor und Pferd als zu regulierende Größe bei der Herstellung von Chancengleichheit im Fokus steht. Das allerdings stellt nicht die in anderen Sportarten vorausgesetzte Leistungsdifferenz zwischen Männern und Frauen in Frage. Ganz im Gegenteil, körperliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern erscheinen im Sport als ein unhinterfragter Gemeinplatz und sind eine Art ‚common sense‹ aller am Sport Beteiligten. Auszuhandeln gilt lediglich, welche Relevanz diesen Unterschieden mit Blick auf die Anforderungen der einzelnen Sportarten zukommt, welchen Einfluss auf die sportliche Leistung sie haben.

Die in der Leistungsklasse Geschlecht manifeste Verwobenheit des im Sport gültigen Leistungsprinzips mit Annahmen über Männer- und Frauenkörper steht im Zentrum der nun folgenden Analysen. Mir geht es darum, die Funktion und Plausibilität dieses Zusammenhangs genauer zu verstehen und nach dessen Bedeutung für die Reproduktion der Geschlechterordnung des Sports zu fragen. In einem ersten Schritt richte ich meinen Blick dabei auf die im Sport üblichen Verfahren der Geschlechterunterscheidung und auf so genannte Geschlechtstests. Wie ich im Weiteren noch genauer erläutere, haben sie das Ziel, eine eindeutige Differenzierung aller Wettkämpfenden in Männer und Frauen zu gewährleisten. Denn nur wer Mann oder Frau *ist* beziehungsweise sich diesen binären Kategorien zuordnen lässt, hat Zugang zu geschlechtersegregierten Wettkämpfen. Andere Optionen der geschlechtlichen Positionierung lässt der Sport nicht zu, und auch ein Wechsel zwischen der Leistungsklasse der Männer und der Leistungsklasse der Frauen ist nicht problemlos möglich. Das gilt nicht nur auf Spitzensportniveau, sondern auch in breiten-

sportlichen Zusammenhängen. Mit der Leistungsklasse Geschlecht formalisiert der Sport also nicht nur das Anliegen der Chancengleichheit, er formalisiert zugleich auch eine zweigeschlechtliche Struktur, die Personen entlang spezifischer Kriterien ein- und ausschließt; sie entweder einer Geschlechtsgruppe zuordnet oder ihnen das Recht auf Teilnahme verwehrt. In diesem Sinne ist eine eindeutige Geschlechtszugehörigkeit im Sport ein zentrales und zudem formal festgehaltenes »Zugehörigkeitskriterium« (Bourdieu/Wacquant 1996: 130); eine Art »Eintrittsbillet« (Bourdieu 1992: 160), das soziale Akteur_innen lösen müssen, um Zutritt zum Feld zu erhalten. Wie aber legitimieren Sportorganisationen entsprechende Bestimmungen und daraus resultierende soziale Ausschlüsse in einem Feld, das vorgibt, entlang körperlicher Leistung zu selektieren?

Geht es zunächst um die Frage, wie der Sport geschlechtersegregierte Strukturen begründet und aufrechterhält und im Zuge dessen Männer und Frauen als »natürlich« binäre Geschlechter hervorbringt, so interessiert mich im zweiten Teil des Kapitels, wie die Leistungsklasse Geschlecht und die mit ihr verbundenen Annahmen über Männer- und Frauenkörper den Sport nach innen strukturieren. Ausgangspunkt meiner Überlegungen sind dabei die eingangs dieser Arbeit beschriebenen sozialen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern im Sport; unter anderem im Hinblick auf mediale Präsenz, Entlohnung und Sponsorenverträge. Wie sich zeigt, fungiert die Geschlechtersegregation nicht nur als Mittel zur Herstellung von Chancengleichheit, sie trägt auch zur Reproduktion dieser Ungleichheitsverhältnisse bei. Diese lassen sich folglich nicht als Resultat einer ausschließlich an körperlichen Leistungen orientierten meritokratischen Ordnung verstehen, sondern sind Ausdruck einer immer schon vergeschlechtlichten Leistungsordnung.

3.1 HETERONORMATIVE INKLUSION – SPORTKÖRPER ALS EINDEUTIGE MÄNNER- UND FRAUKÖRPER

»She may have changed the rules«, schreibt die Journalistin Ruth Padawer im Juli 2016 im New York Times Magazine über die Sprinterin Dutee Chand (Padawer 2016). Sie bringt damit die Hoffnung zahlreicher Sportler_innen und Aktivist_innen zum Ausdruck, die sich für die Belange von Trans- und Interpersonen im Sport und für all jene einsetzen, die auf

grund ihrer Geschlechtlichkeit von Wettkämpfen ausgeschlossen werden oder nur unter strikten Auflagen an ihnen teilnehmen dürfen.

Die von Padawer angesprochene Geschichte der Leichtathletin Dutee Chand beginnt im Sommer 2014. Der internationale Leichtathletikverband IAAF suspendierte die 100m-Läuferin von nationalen und internationalen Wettkämpfen mit der Begründung, sie verstoße gegen die 2011 von der IAAF und dem Internationalen Olympischen Komitee (IOC) implementierten *Hyperandrogenism Regulations* (International Olympic Committee 2011, International Association of Athletics Federations 2011). Es handelt sich dabei um Bestimmungen zur Wettkampfteilnahme von Sportlerinnen mit erhöhten körpereigenen Androgenwerten. Chands Körper, so hieß es vonseiten der IAAF, produziere im Vergleich zu anderen Frauen zu viel Testosteron, die Sportlerin verfüge deshalb über einen Wettkampfsvorteil gegenüber ihren Konkurrentinnen. Um Fairness und Chancengleichheit zwischen den Athletinnen innerhalb der Leistungsklasse der Frauen zu gewährleisten, müsse sich Chand entweder einer Hormonbehandlung unterziehen, um auf ein für Frauen »normales« Testosteronniveau zu gelangen oder sich aus dem Wettkampfsport zurückziehen. Chand, nach eigener Aussage geschockt von der Situation, erklärte in einem Interview mit der *New York Times*, sie wolle sich keinen medizinischen Behandlungen unterziehen. Sie sei als Mädchen geboren und aufgewachsen, habe hart für ihren sportlichen Erfolg gearbeitet und gekämpft und wolle sich aufgrund einer »natürlichen Gegebenheit« ihres Körpers nicht das Recht nehmen lassen, bei Wettkämpfen als Frau an den Start zu gehen. Im September 2014 legte Chand Einspruch gegen die Verfügung der IAAF ein und zog vor den Internationalen Sportgerichtshof (Court of Arbitration for Sport, kurz CAS). Nach einem mehrmonatigen Verfahren erhielt sie am 27. Juli 2015 recht. Der CAS setzte die bis dato geltenden *Hyperandrogenism Regulations* der IAAF (zumindest vorerst) außer Kraft. Das Gericht argumentierte, die bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse zum Zusammenhang von körpereigenem Testosteron und sportlicher Leistungsfähigkeit reichten nicht aus, um den Ausschluss Dutee Chands von nationalen und internationalen Wettkämpfen zu rechtfertigen. Chand dürfe daher ab sofort wieder in der Leistungsklasse der Frauen an den Start gehen. Der IAAF wiederum räumten die Richter_innen eine Frist von zwei Jahren ein, innerhalb derer der Verband die bisherigen *Hyperandrogenism Regulations* wissenschaftlich untermauern und somit legitimieren könne. Sollte dies nicht gelingen,

würden die Regularien für ungültig erklärt und Athletinnen dürften zukünftig nicht mehr aufgrund körpereigener, erhöhter Androgenwerte aus der Leistungsklasse der Frauen ausgeschlossen werden (Court of Arbitration for Sport 2014).

Im Juli 2017 legte nun die IAAF eine im *British Journal of Sports Medicine* veröffentlichte Studie vor, die – so fasst es die IAAF in einer Presseerklärung zusammen – den Nachweis erbringt, dass ›hyperandrogene Frauen‹ gegenüber Athletinnen mit einer als normal erachteten Testosteronproduktion einen deutlichen Wettkampfvorteil hätten (IAAF Press Release 03.07.2017, siehe auch Bermon/Garnier 2017). Faire Wettbewerbe seien unter diesen Bedingungen folglich nicht möglich, werden die Verfasser_innen der Studie zitiert. Daher sei es ihr Anliegen, weitere Daten und Erkenntnisse zu sammeln, um diese beim CAS einzureichen und eine Wiedereinführung der *Hyperandrogenism Regulations* zu erwirken. Bis zu einem erneuten Urteil des CAS bleiben die Regularien jedoch ausgesetzt. Das vermeldet auch das IOC mit Blick auf die Olympischen Winterspiele 2018 in Pjöngjang, Südkorea.

Es ist also noch immer denkbar, dass Chand mit ihrer Klage vor dem CAS die Regeln des Sports nachhaltig verändern wird. Sollten die Erkenntnisse der von der IAAF vorgelegten Studie seitens des CAS nicht als ausreichend angesehen und die *Hyperandrogenism Regulations* weiterhin für ungültig erklärt werden, so könnten zukünftig Athletinnen bei nationalen und internationalen Wettkämpfen an den Start gehen, die bisher aus der Leistungsklasse der Frauen ausgeschlossen sind. Ferner bestünde die Hoffnung, dass degradierende und für die betroffenen Sportlerinnen zutiefst verletzende Ausschlüsse aus dem Wettkampfsport, wie sie Dutee Chand und viele andere Athletinnen vor ihr erfahren mussten, der Geschichte angehören.

Sorgte das Urteil des CAS aus genau diesen Gründen für ein positives Echo, so wurden zugleich auch skeptische Stimmen laut. Sie sehen die Chancengleichheit und Fairness des Leistungssports in Gefahr. »Dutee Chand's Victory is not a Victory for Fairness«, titelt beispielsweise die Bloggerin Sarah Barker im August 2015 kurz nach Bekanntgabe der (zunächst vorläufigen) CAS-Entscheidung. Sie bezweifle nicht, schreibt Barker, dass Dutee Chand eine Frau sei, allerdings eine, die aufgrund ihrer körperlichen Konstitution einen Vorteil gegenüber anderen Athletinnen habe. Sportlerinnen wie sie an Wettkämpfen teilhaben zu lassen, sei sicherlich ein »human rights victory for hyperandrogenic women but not

so much to the masses of women who don't have that testosterone advantage« (Barker 2015).

Die Frage ist allerdings, ob sich Sportorganisationen tatsächlich vor die Wahl gestellt sehen, entweder Wettbewerbe auf einem »level playing field« zu ermöglichen oder Geschlechtervielfalt zuzulassen. Vielmehr regt das Urteil des CAS dazu an, die Geschlechtersegregation als Garant für Chancengleichheit grundsätzlich zu überdenken. Denn es stellt nicht nur die Plausibilität des im Sport vorausgesetzten Zusammenhangs von Geschlecht und körperlicher Leistungsfähigkeit in Zweifel. Es stellt die Leistungsklasse Geschlecht auch deshalb zur Disposition, weil sich – zum wiederholten Mal in der Geschichte des Leistungssports – eine eindeutige Differenzierung aller Wettkämpfenden in Männer und Frauen als schwierig erweist; und dies, obgleich die Geschlechtersegregation die Notwendigkeit einer solchen Unterscheidung voraussetzt (Müller 2006: 400).

Dass die Einteilung von Sportler_innen in ein geschlechterbinäres Kategoriensystem bei weitem nicht so problemlos ist, wie es die Leistungsklasse Geschlecht zunächst vorgibt, zeigt die Geschichte der so genannten Geschlechterverifikationsverfahren, das heißt jener Tests, die seit den 1960er Jahren im Sport angewendet wurden, um die Legitimität der Teilnahme einer Athletin in der Leistungsklasse der Frauen zu überprüfen (für eine detaillierte Darstellung siehe u.a. Bohuon 2015, Heggie 2014, Müller 2006, Ritchie 2003). Wie ich im Folgenden zeige, stehen die im Fall Dutee Chands herangezogenen *Hyperandrogenism Regulations* der IAAF in der Tradition dieser umstrittenen und weithin kritisierten Verfahren der Geschlechtsbestimmung.

Eingeführt wurden die sogenannten *sex tests* und *gender verification tests* angesichts der Befürchtung, Männer könnten sich als Frauen verkleiden in deren Wettkämpfe einschleichen und unrechtmäßig als Siegerinnen vom Platz gehen. Geschlechtsüberprüfungen, denen sich von Beginn an ausschließlich Frauen unterziehen mussten, sollten dies vermeiden. Sportlerinnen durften nur mit einem nach bestandener Untersuchung ausgehändigten Weiblichkeitszertifikat an den Start gehen. Anfangs stellten Mediziner_innen die Zertifikate aufgrund einer Begutachtung der äußeren Geschlechtsmerkmale aus, ein Prozedere, das die betroffenen Athletinnen kritisch als »nude parade« beschrieben (Lenskyj 2013: 111). Das Verfahren galt jedoch schnell als unsicher, und so griffen die Sportverbände in den 1970er und 1980er Jahren auf andere, jetzt verfügbare

medizinische Tests zurück; darunter unterschiedliche chromosomale und genetische Verfahren. Auch diese erwiesen sich jedoch als fehlerhaft und daher nicht zielführend. Anstatt als Frauen maskierte Männer zu entlarven, wurden Sportlerinnen, die jahrelang an Wettkämpfen partizipieren durften, plötzlich von Leistungsvergleichen der Frauen ausgeschlossen und als »intersexuell« pathologisiert und stigmatisiert (Müller 2006: 401ff.). Die spanische Hürdenläuferin Maria Martinez-Patino beispielsweise erfüllte 1983 bei den Weltmeisterschaften in Helsinki den damals für alle Athletinnen verpflichtenden *sex test* und durfte als Frau an den Start gehen. Nur zwei Jahre später musste sich die Läuferin bei den World University Games in Kobe, Japan, erneut testen lassen. Sie hatte ihr bereits ausgestelltes Weiblichkeitszertifikat nicht mitgebracht. Dieses Mal bestand Patino den Test *nicht*, und ihr wurden alle bisherigen Titel sowie das Startrecht bei leichtathletischen Wettbewerben aberkannt (Heggie 2014: 344f.). Ähnlich der Sprinterin Dutee Chand kämpfte auch Patino, unterstützt von dem finnischen Genetiker Albert de la Chapelle, für ihr Startrecht in der Leistungsklasse der Frauen. De la Chapelle wies in seinen Arbeiten nach, dass Patinos Körper zwar in der Lage war, Testosteron zu produzieren, dies aufgrund einer gleichzeitigen Androgenresistenz jedoch keinen Wettkampfvorteil für die Athletin bedeutete. In der Folge wurde Patino 1988 vom internationalen Leichtathletikverband rehabilitiert und galt damit auch im Sport wieder als Frau (ebd.).

Obleich Patino kein Einzelfall war, fanden Kritiker_innen bei den verantwortlichen Sportorganisationen lange Zeit kein Gehör. Erst Anfang der 1990er Jahre beriet eine von der IAAF geführte Kommission unter Beteiligung ehemaliger Weltklasse-Athletinnen über die Exaktheit der »chromosome-based screenings« (Elsas et al. 2000: 250) und deren Konsequenzen für die einzelnen Sportlerinnen. Sie bewertete die Verfahren der Geschlechtsbestimmung zum einen als eine sexistische Praxis, da die Tests ausschließlich bei Athletinnen durchgeführt wurden. Zum anderen problematisierte sie die für die Sportlerinnen mit drastischem Konsequenzen verbundene Fehlerquote der Tests (ebd.: 251). In der Folge plädierte die Kommission für die Abschaffung verpflichtender Geschlechterverifikationsverfahren bei allen Leichtathletikveranstaltungen. Die Mediziner_innen und Biolog_innen der Kommission verwiesen im Zuge dessen auf die Schwierigkeit eindeutiger Geschlechtsbestimmungen. Im Abschlussbericht hieß es damals: »Even if a molecular method could be devised that had a small error rate, it would still just constitute a

test for a nucleid acid sequence, not for sex or gender. [...] It is possible that there will never be a laboratory test that will adequately assess the sex of all individuals.« (Ljundqvist/Simpson 1992: 851)

Setzte die IAAF vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse die bis dahin geltende Praxis verpflichtender *sex tests* aus, so entschied sich das IOC trotz aller Einwände für deren Fortführung und etablierte ein weiteres Verfahren. Auch das fiel allerdings in die Reihe der kritisierten »genetic-based screenings« (Elsas et al. 2000: 251); die sogenannten Polymerase-Tests (vgl. hierzu Ferris 1992: 695). Erst nachdem bei den Olympischen Spielen 1996 in Atlanta acht Athletinnen auf der Grundlage dieser neuen Tests zunächst ausgeschlossen wurden, dann aber nach einer erneuten Untersuchung ihre Starterlaubnis zurückerhielten, verzichtete auch das IOC im Jahr 1999 auf eine für alle Sportlerinnen verpflichtende Geschlechterverifikation (Heggie 2014: 345). Es beugte sich damit nicht zuletzt auch dem wachsenden internationalen politischen Druck. So ist beispielsweise bekannt, dass die norwegische Regierung dem IOC während der Olympischen Winterspiele 1994 in Lillehammer die Durchführung von Geschlechterverifikationstests untersagte (Martinez-Patino et al. 2010: 313), und auch die 1996 erstmals stattfindende *IOC World Conference on Women and Sport* forderte das IOC in einer Resolution auf, die Praxis der verpflichtenden Geschlechtertests aufzugeben (International Olympic Committee 1996). Jenseits der angemahnten Probleme der Testverfahren galten die hohen Kosten und der personelle Aufwand der Durchführung als Gründe für die Einstellung der Geschlechtsbestimmung bei Olympischen Spielen. Angesichts der Tatsache, dass nie ein als Frau verkleideter Mann entdeckt wurde, sah man die Tests nicht länger als gerechtfertigt an (Elsas et al. 2000: 252).

Der endgültige Verzicht der IAAF und des IOC auf verpflichtende Geschlechtstests lässt sich als ein wichtiger Einschnitt in der Geschichte der Geschlechtsbestimmung im Sport beschreiben. Hatten sich die Sportorganisationen erhofft, mittels medizinisch-biologischer und damit naturwissenschaftlich fundierter Verfahren Klarheit über die Geschlechtszugehörigkeit einer Person erhalten zu können, so mussten sie erkennen, dass die immer wieder neuen und wechselnden Tests ihren Zweck nicht erfüllten. Vielmehr widerlegten sie sogar die der Leistungsklasse Geschlecht zugrundeliegende Annahme einer natürlichen, eindeutigen und binären Geschlechterdifferenz. Geschlecht erwies sich aus medizinisch-biologischer Sicht als weit facettenreicher und vielschichtiger, als dies die

alltagstheoretische Einteilung des Sports in Männer- und Frauenwettbewerbe suggeriert (Müller 2006: 404). Anstatt jedoch die Geschlechtersegregation zu hinterfragen, führten die Sportorganisationen das Scheitern der Geschlechtsbestimmungsverfahren auf das fehlende Know-how der Medizin und Biologie zurück. Deren objektiv-wissenschaftliche Verfahren galten – zumindest zum damaligen Zeitpunkt – als noch nicht ausgereift genug, um die Geschlechtszugehörigkeit von Athletinnen eindeutig zu bestimmen (ebd.: 407).

Im Fall Dutee Chands zeigt sich nun allerdings, dass die Erkenntnis einer nur bedingt eindeutig bestimmbar Geschlechtlichkeit Einzug in den Sport gehalten hat. So heißt es in dem vorläufigen Urteil des Internationalen Sportgerichtshofs: »Although athletic events are divided into discrete male and female categories, sex in humans is not simply binary. As it was put during the hearing: ›nature is not neat‹. There is no single determinant of sex. There are people with differences in sexual development (›DSD‹) who do not biologically fall neatly into the traditional categories of women and men.« (Court of Arbitration for Sport 2014: 11) Die an dem Prozess beteiligten Parteien und damit auch die IAAF erkennen also an, dass eine klare Grenzziehung zwischen Männern und Frauen, wie es die Leistungsklasse Geschlecht bedingt und fordert, nicht ohne Weiteres möglich ist. Zweifel an der Legitimität geschlechtersegregierter Strukturen kommen allerdings dennoch nicht auf. So heißt es gleich im Anschluss an die zitierte Passage aus der CAS-Anhörung: »Nevertheless, since there are separate categories of male and female competition, it is necessary for the IAAF to formulate a basis for the division of athletes into the male and female categories for the benefit of the broad class of female athletes [...].« (Ebd.) Mit anderen Worten, die Leistungsklasse Geschlecht und ihre Funktion der Herstellung eines ›level playing field‹ bleiben unhinterfragt. Vielmehr deutet sich an, dass das Prinzip der Chancengleichheit und das eng damit verwobene Argument des Schutzes von Frauen im Sport herangezogen werden, um geschlechtersegregierte Wettkämpfe auch weiterhin zu legitimieren. Die zuvor angesprochene geschlechtliche Vielfalt gerät dabei zu einem Addendum natürlicher Zweigeschlechtlichkeit. Sie ist lediglich als Abweichung von der binären Norm respektive der ›traditionellen‹ Unterscheidung in Männer und Frauen denkbar. In diesem Sinne akzeptiert die IAAF mittlerweile zwar, dass es Menschen jenseits binärer Geschlechtervorstellungen gibt. Sie schreibt ihnen jedoch

einen Seltenheitsstatus zu (»there are people...«) und verhandelt sie als Ausnahmen von der Regel (»the broad class of female athletes«).

In diesem Verständnis von geschlechtlicher Vielfalt als ›Sonderfall‹ spiegelt sich eine Reihe (sport-)medizinischer und sportwissenschaftlicher Publikationen, die in den vergangenen Jahren die ›Normalität geschlechtlicher Abweichungen‹ betonen und Sportorganisationen explizit zu einem verantwortungsvollen Umgang mit dem Phänomen auffordern. Anlass für entsprechend normative Positionierungen gab der Fall der 800m-Läuferin Caster Semenya im Sommer 2009. Nachdem Semenya bei den Leichtathletikweltmeisterschaften in Berlin Gold gewonnen hatte, musste sie auf Anordnung der IAAF einen Geschlechterverifikationstest durchlaufen und wurde anschließend von Wettkämpfen in der Leistungsklasse der Frauen ausgeschlossen. Die IAAF wurde für ihr Vorgehen vehement kritisiert, vor allem da Informationen an die Öffentlichkeit gelangten und Semenya in den Medien als ›intersexuell‹ diskreditiert wurde. In einem 2010 im *Journal of Human Sport and Exercise* publizierten Artikel heißt es in Zusammenhang mit den Ereignissen bei der Leichtathletik-WM: »These disorders of sexual development in sports have existed, exist and will always exist, and it is high time to determine with medical facts what to do in these situations.« (Martinez-Patino et al. 2010: 314) Es gehe darum, so die Autor_innen, den betroffenen Frauen (»affected women«, ebd.: 317) beim Umgang mit ihrer besonderen Voraussetzung (»particular condition«, ebd.) beizustehen, für medizinische und psychotherapeutische Unterstützung und Hilfe zu sorgen. Andere Autor_innen wiederum adressieren mit ihrer Kritik die verantwortlichen Sportorganisationen und beklagen ganz konkret »the stunning insensitivity of the IAAF and the IOC«, wenn es um »young women with rare disorders« gehe (Meyer Macaulay et al. 2010: 26). Geschlechterverifikationstest seien, so die Autor_innen, nur dann gerechtfertigt, wenn diese dazu dienten, jungen Frauen wie Caster Semenya medizinische und psychologische Unterstützung zukommen zu lassen und nicht dazu führten, dass sie öffentlich zur Schau gestellt würden (ebd.: 26).

Bemerkenswert an dieser Kritik ist, dass sie sich nicht gegen ein binäres Geschlechterverständnis richtet, sondern gegen einen unsensiblen und mit negativen, gesundheitlichen Konsequenzen für die Athletinnen verbundenen Umgang des Sports mit ›natürlichen Abweichungen von der Geschlechternorm‹. Die Autor_innen fordern den Sport also nicht dazu auf, die Praxis der Geschlechtsbestimmung strukturell zu überden-

ken, sie reklamieren eine ethische Perspektive respektive ein Bemühen um das Wohlergehen und die Gesundheit jener Personen, die nicht ohne Weiteres im Sinne des Sports in die Kategorien Mann und Frau eingeordnet werden können. Diese Forderungen verbleiben allerdings, wie die in den zitierten Artikeln verwendeten Begrifflichkeiten zeigen, in einem pathologisierenden Duktus, der Athletinnen wie Caster Semenya und Dutee Chand zu hilfebedürftigen Personen macht. Ein Überdenken der Praxis der Geschlechtsbestimmung oder gar der Geschlechtersegregation fordern sie jedoch nicht.

Anders verhält sich dies mit den Arbeiten der Biologin und Anthropologin Katrina Karkazis und ihren Kolleg_innen (Karkazis/Jordan-Young 2015, Jordan-Young/Sönksen/Karkazis 2014, Karkazis et al. 2012). Sie problematisieren auf der Grundlage vorliegender medizinisch-naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse die Kategorie Geschlecht als Mittel zur Herstellung von Chancengleichheit im Sport und berücksichtigen im Zuge dessen auch kritische Positionen, die bisher vornehmlich in kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschungen formuliert werden (vgl. Sullivan 2011, Pieper 2014). Karkazis brachte ihre Expertise im Rahmen der Anhörungen vor dem CAS im Fall Dutee Chands ein und trug dazu bei, dass die *Hyperandrogenism Regulations* außer Kraft gesetzt wurden.

Bleibt die von Karkazis und anderen formulierte, grundlegende Kritik an einem mittels Geschlechtersegregation hergestellten ›level playing field‹ in den Überlegungen der Sportverbände bisher unberücksichtigt, so spiegeln sich in den aktuellen Regularien der IAAF und des IOC dennoch antidiskriminierungspolitische Forderungen, die in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten sowohl von Einzelpersonen als auch zunehmend von internationalen LGBT-Sportorganisationen⁷ formuliert werden.

Lange Zeit zogen sich Athlet_innen, die nicht ohne Weiteres in das binäre Raster geschlechtersegregierter Wettkampfstrukturen passten, aus dem Sport zurück oder blieben ihm von Beginn an fern. Nur einige wenige Sportler_innen erhoben Einspruch gegen formale Ausschlüsse und reklamierten ihr Recht auf Partizipation. Neben Dutee Chand und der bereits erwähnten Maria Martinez-Patino zählt die Tennisspielerin Renée Richards zu diesen Athletinnen. Sie gilt als erste transgeschlechtlich

7 | Das Akronym LGBT steht für Lesbian, Gay, Bisexual und Transgender. Entsprechend sind LGBT-Sportorganisationen solche, die sich für die Rechte und Interessen von LGBT-Personen im Sport einsetzen.

lebende Frau, die erfolgreich ihr Startrecht bei nationalen und internationalen Tennisturnieren einklagte. Die United States Tennis Association (USTA) hatte Richards 1976 zunächst die Teilnahme an den US-Open verwehrt und von ihr gefordert, sich einem chromosomalen *Sex Test* zu unterziehen. Die mit einem XY-Chromosomensatz geborene Richards hätte diesen in keinem Fall bestehen können und sollte so von Wettkämpfen ausgeschlossen bleiben. Richards zog vor den US-amerikanischen Supreme Court und erhielt 1977 schließlich Recht. Sie durfte fortan als Frau an den Start gehen und spielte bis 1981 professionell Frauentennis (Buzuvis 2011: 13ff.).

Seit einigen Jahren äußern sich nunmehr auch Sportorganisationen, wie die Gay and Lesbian International Sports Association (GLISA) und die European Gay and Lesbian Sports Foundation (EGLSF), kritisch und öffentlichkeitswirksam zu den selektiven »gender policies« der großen Sportverbände. Mit Verweis auf die UN-Menschenrechtskonvention und den Artikel 6 der Olympischen Charta fordern sie eine inklusive Geschlechterpolitik im Sport. Zu den in dieser Hinsicht aktiven Sportorganisationen zählt auch Athlete Ally, ein 2013 gegründeter Athlet_innenverbund, der auf Geschlechterdiskriminierungen im Sport aufmerksam macht und sich gegen Homo- und Transphobie ausspricht. »Committed to making sports inclusive for everyone«, heißt es auf der Homepage von Athlete Ally.⁸

Wie sich zeigt, bleiben die Kritik an geschlechterdiskriminierenden Strukturen und die daran anschließenden Forderungen nach einer inklusiven Geschlechterpolitik auf Seiten des IOC und der IAAF nicht gänzlich folgenlos.⁹ Die Sportverbände suchen einen Umgang mit dem sich ihnen stellenden »Problem« geschlechtlicher Vielfalt und dem damit verbundenen Diskriminierungsvorwurf; und zwar mittels Sonderregularien, die

8 | Die Non-Profit-Organisation Athlete Ally wurde 2013 von dem US-amerikanischen Ringer Hudson Taylor gegründet und wird von zahlreichen Spitzensportler_innen unterstützt. Siehe www.athleteally.org

9 | Meine Analyse nimmt im Folgenden ausschließlich Bezug auf die Regularien dieser beiden großen internationalen Sportverbände. Grund dafür ist zum einen, dass sie es sind, die seit den 1960er Jahre unterschiedliche Formen von Geschlechtertests durchgeführt haben und noch durchführen. Zum anderen beziehen sich IOC und IAAF in ihren Regularien stets eng aufeinander, und ihre Richtlinien gelten auch für andere internationale Sportverbände als Orientierung.

die Anerkennung ›abweichender‹ Geschlechtlichkeiten signalisieren und die Bereitschaft der Organisationen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Allein der Fußballweltverband FIFA (Fédération Internationale de Football Association) zeigt sich – zumindest bisher – von der Antidiskriminierungsdebatte unbeeindruckt. 2011 publizierte er die ersten Geschlechterverifikationsregularien in der Geschichte des Verbands überhaupt.¹⁰ Wie ich im Folgenden zeige, unterscheiden sich die Bestimmungen der FIFA von denen der IAAF und des IOC deutlich in der Terminologie. In ihrer Konsequenz für die Sportlerinnen gleichen sie sich jedoch.

Spricht also die FIFA auch aktuell von *Gender Verification Regulations*, so zählen zu den besagten Sonderregelungen der IAAF und des IOC die im Fall Dutee Chands zur Anwendung gekommenen *Hyperandrogenism Regulations* sowie darüber hinaus die so genannten *Transgender Guidelines*. Wie zu Beginn des Teilkapitels erklärt, benennen die *Hyperandrogenism Regulations* Bedingungen, unter denen Athletinnen mit so genannten *Disorders in Sexual Development (DSD)*¹¹ in der Leistungsklasse der Frauen an den Start gehen dürfen. Die *Transgender Guidelines* wiederum halten fest, unter welchen Voraussetzungen Athlet_innen nach einer Geschlechtsangleichung an Wettkämpfen teilnehmen können. Die im November 2015 veröffentlichten Richtlinien basieren auf dem bereits 2003 von der IOC Medical Commission verabschiedeten *Statement of the Stockholm consensus on sex reassignment in sport*, das zum damaligen Zeitpunkt als ein erster Schritt auf dem Weg zur Inklusion von Transpersonen in den Leistungssport galt (Love 2014: 378).¹² Setzte das 2003 veröffentlichte Reglement geschlechtsangleichende genitale Operationen voraus, so ver-

10 | Konkrete Gründe für die Etablierung der Geschlechterverifikationsregularien werden seitens der FIFA nicht benannt. Zu vermuten ist allerdings, dass der Auslöser für die Publikation des Papiers die im Vorlauf der Frauenfußballweltmeisterschaft 2011 in Deutschland geäußerten Zweifel über die Geschlechtszugehörigkeit dreier Spielerinnen des Nationalteams von Äquatorialguinea waren. (vgl. Kayser/Wolfer 2010).

11 | Der Terminus Disorders in Sexual Development ist sehr umstritten und wird von Intersex-Aktivist_innen aufgrund seiner pathologisierenden Bedeutung grundsätzlich abgelehnt. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Bezeichnung DSD findet sich bei Holmes 2011.

12 | Zur Situation von Transpersonen im Sport vgl. Elling-Machartzki 2015, Tagg 2012, Buzuvis 2011, Sykes 2006.

weisen die aktuellen *Transgender Guidelines* darauf, dass entsprechende operative Eingriffe nicht notwendig sind, und sich die Startberechtigung der Athlet_innen zukünftig ausschließlich am Testosteronlevel der Sportler_innen orientiert. Im Vergleich zu den vorherigen Bestimmungen sind die aktuellen Richtlinien also weniger restriktiv und sie schließen, indem sie Testosteron als leistungs- und zugleich geschlechtsbestimmendes Kriterium benennen, an die *Hyperandrogenism Regulations* an. Wichtig anzumerken ist, dass Personen, die sich als männlich verstehen und in der Leistungsklasse der Männer starten möchten, dies ohne Einschränkung tun können. Die Leistungsklasse der Frauen hingegen ist zugangsbeschränkt. Athletinnen müssen für mindestens zwölf Monate ein maximales Testosteronlevel von 10 nmol/L nachweisen (International Olympic Committee 2015: 2).

Kennzeichnend sowohl für die *Transgender Guidelines* als auch die *Hyperandrogenism Regulations* ist, dass sie entgegen früherer Verfahren der Geschlechtsprüfung nicht das Ziel formulieren, mögliche Betrüger_innen zu entlarven und von Wettkämpfen auszuschließen. Sie benennen vielmehr Kriterien der *eligibility*, das heißt Kriterien der Teilnahmeberechtigung, die Sportler_innen die Partizipation an nationalen und internationalen Wettbewerben auch dann ermöglichen sollen, wenn ihre Geschlechtszugehörigkeit aus Sicht des Sports nicht eindeutig ist. Mit anderen Worten, die IAAF und das IOC wählen eine Terminologie, die nicht soziale Ausschlüsse, sondern Möglichkeiten der Partizipation in den Vordergrund rückt. Spricht die IAAF also von »Regulations Governing the Eligibility of Females with Hyperandrogenism to compete in Women's Competition« und von »Regulations Governing the Eligibility of Athletes who have undergone sex reassignment to compete in Women's Competition«, so spiegelt sich darin zwar das Festhalten an geschlechtersegregierten Wettkampfstrukturen. Es zeigt sich darin aber zugleich der Versuch, die aus der Geschichte der Geschlechtstests resultierende Erkenntnis, dass eine binäre Einteilung aller Wettkämpfenden in Frauen und Männer nicht ohne Weiteres möglich ist, in den Sport zu integrieren.

In dem Wissen, dass sie Personen nicht aufgrund ihres Geschlechts ausschließen dürfen, bemühen sich die Verbände zum einen mittels der besagten Regularien, die Wahrscheinlichkeit des formalen Ausschlusses von Athletinnen zu minimieren. Zum anderen versuchen sie, die Frage der Geschlechtszugehörigkeit in den Hintergrund zu rücken und dem für den Sport konstitutiven Prinzip der Chancengleichheit mehr Gewicht

zu verleihen. Deutlich wird dies unter anderem daran, dass die IAAF in ihren Dokumenten explizit jegliche Referenz zu früheren Verfahren der Geschlechterverifikation zurückweist und dass das IOC betont, dass die *Hyperandrogenism Regulations* nicht das Ziel einer Geschlechtsbestimmung hätten.¹³ Auch in der öffentlichen Kommunikation über Dutee Chand und Caster Semenya erklären IOC und IAAF, man stelle nicht das Frausein der Athletinnen in Frage, sondern wolle lediglich faire Wettkämpfe gewährleisten. Der formale Ausschluss der Sportlerinnen aus der Leistungsklasse der Frauen war und ist in dieser Perspektive kein ungerechtfertigter, diskriminierender Akt. Er steht vielmehr im Einklang mit dem Leistungsprinzip des Sports und der Idee einer meritokratischen Leistungsordnung: Teilnehmen darf an einer Leistungsklasse, wer gleiche oder zumindest ähnliche, physische Bedingungen mitbringt. Um dies zu untermauern, hält das IOC fest, dass ein Ausschluss von Wettkämpfen der Frauen nicht generell ein Ausschluss aus dem Leistungssport bedeutet. In dem aktuellsten und nach dem CAS-Urteil im November 2015 publizierten Papier heißt es: »To avoid discrimination, if not eligible for female competition the athlete should be eligible to compete in male competition.« (International Olympic Committee 2015: 3)

Deutlich wird hier ein Verständnis von Diskriminierung und Antidiskriminierung im Sport, das sich ausschließlich an der Frage formaler Inklusion und Exklusion orientiert. Als diskriminierend gilt in dieser Logik lediglich eine Struktur, die Personen gänzlich aus dem Sport respektive von der Möglichkeit der Teilnahme an Wettkämpfen ausschließt. IAAF und IOC blenden dabei jedoch aus, dass der Entzug des Startrechts in der Leistungsklasse der Frauen für die betroffenen Sportlerinnen nicht – wie suggeriert – den Wechsel in die Leistungsklasse der Männer bedeutet, sondern vielmehr das Karriereende als Wettkampfsportlerin nach sich zieht. Das hat sich in der Geschichte der Geschlechtertests vielfach gezeigt und wird auch im Fall Dutee Chands deutlich. Wie eingangs er-

13 | In den *Hyperandrogenism Regulations* der IAAF heißt es: »These Regulations replace the IAAF's previous Gender Verification Policy and the IAAF has now abandoned all reference to the terminology ›gender verification‹ and ›gender policy‹ in its Rules.« (International Association of Athletics Federations 2011: 2) Das IOC vermerkte in den 2012 publizierten *Hyperandrogenism Regulations* für die Olympischen Spiele in London: »Nothing in these Regulations is intended to make any determination of sex.« (International Olympic Committee 2012)

wähnt, versteht sich Chand seit ihrer Geburt als Frau und möchte auch als solche am Sport teilhaben. Den Ausschluss aus der Leistungsklasse der Frauen erlebt sie folglich als in hohem Maße degradierend und verunsichernd. Ihr Selbstverständnis als Frau aber stellt dies nicht infrage, sodass ein Wechsel in die Leistungsklasse der Männer und damit eine Positionierung als Mann in der Welt des Sports keine Option ist. Ferner bleibt zu berücksichtigen, dass der vom IOC als Anti-Diskriminierungsmaßnahme benannte Leistungsklassenwechsel nur unter der Bedingung realisierbar ist, dass Chand die für die Wettkämpfe der Männer angesetzten Qualifikationsnormen erbringt. Diese wären für sie jedoch nicht erreichbar, sodass sie nicht länger auf ihrem jetzigen Leistungsniveau aktiv sein könnte. In der Folge sähe sich Chand als derzeit international erfolgreiche Athletin zukünftig vom Leistungssport ausgeschlossen. Es sei denn, sie willigte ein, sich einer Hormonbehandlung zu unterziehen und passte auf diese Weise ihren Körper an die von der IAAF und dem IOC festgelegte Testosteron-Obergrenze für Frauen an. Bekannt ist, dass sich die 800 m-Läuferin Caster Semenya einer solchen Behandlung unterzog, bevor sie im Sommer 2010 wieder bei Frauenrennen an den Start gehen durfte (Lenskyj 2013: 113).

Interessant ist, dass die Praxis der Absenkung des Androgenlevels, wenngleich sie ein künstlicher, pharmakologischer Eingriff in den Organismus der Athletinnen ist, nicht im Widerspruch zum Ideal des »natural body in sport« (Cole 2000: 146) zu stehen scheint. Die Einpassung geschlechtlich abweichender Körper in die zweigeschlechtliche Wettkampfordnung des Sports und die Wiederherstellung der als natürlich erachteten Geschlechterdifferenz legitimieren vielmehr den künstlichen Eingriff (ebd.; vgl. hierzu auch Lenskyj 2013, Westbrook/Schilt 2013). Wie bereits angedeutet, liest sich dies in der Terminologie der Sportverbände und der Sportmedizin allerdings anders: Es gehe darum, gesundheitlichen Problemen der Athlet_innen vorzubeugen (International Association of Athletics Federations 2011: 1, vgl. auch Meyer Macaulay et al. 2010, Bermon 2014).

Wenngleich mit dem Begriff der »eligibility« verbunden, haben die derzeitigen Regularien der IAAF und des IOC nach wie vor eine ausschließende Wirkung. Sie können der Sportkarriere einer Athletin ein jähes Ende bereiten. Ferner wird deutlich, dass die Sportverbände entgegen ihrer Behauptung, keine Geschlechtsbestimmungen vornehmen zu wollen, weiterhin nach Geschlecht kategorisieren. Sowohl die *Hyperandro-*

genism Regulations als auch die *Transgender Guidelines* definieren dabei Mannsein und Frausein im Sport, indem sie mittels Testosteronwerten eine – erneut arbiträre – Grenze zwischen den Geschlechterkategorien etablieren. Der Fokus meiner weiteren Überlegungen liegt nun nicht auf der Frage, wie diese umstrittene Testosteron-Obergrenze erklärt und von Sportmediziner_innen und Funktionär_innen gerechtfertigt wird (vgl. dazu Schmitz/Degele 2016). Vielmehr geht es mir darum, dass sich IAAF und IOC bemühen, geschlechtliche Vielfalt mittels spezieller Regularien in eine geschlechtersegregierte Wettkampfstruktur aufgehen zu lassen und dabei erneut in einem Klassifizierungssystem verhaftet bleiben, das eine eindeutige Differenz zwischen Männern und Frauen voraussetzt respektive diese Differenz erst schafft/schaffen muss. Auf diese Weise fallen die Sportorganisationen hinter die Erkenntnis, dass eine binäre Konstruktion von Geschlecht wissenschaftlich nicht haltbar ist, zurück.

Das verdeutlicht in besonderer Weise das Urteil des CAS im Fall Dutee Chands. Es dokumentiert, dass IAAF und IOC mit ihrem Versuch, eindeutig geschlechterdifferenzierende Kriterien zu etablieren, ein weiteres Mal scheitern. Folglich können sich die Sportverbände auch vom Vorwurf der Diskriminierung nicht befreien. Denn wenngleich sie Formulierungen verwenden, die eine Differenz zu den Geschlechtertests der 1960er bis 1990er Jahre betonen, so können auch die aktuellen Regularien »nicht mehr leisten, als Individuen nach weniger unfairen Kriterien einer Geschlechterkategorie zuzuweisen, als dies früher der Fall war« (Wiederkehr 2012: 40). Mehr noch, sie rekurrieren nach wie vor auf ein Verständnis von Geschlecht und Geschlechterdifferenz, das nicht alle Athlet_innen einschließt. Die von IAAF und IOC betonte Funktion der Geschlechtersegregation, Frauen im Sport zu schützen und ihre Partizipation im Sport zu sichern, gilt demnach nicht für alle Frauen, sondern nur für jene, die den Geschlechternormen des Sports entsprechen (Pieper 2014). Für Pieper zeigt dies sich vor allem darin, dass Sportverbände an frühere Praktiken der geschlechtlichen Kategorisierung anknüpfen. Sie spricht daher von einer »reintroduction of gender verification in sport« (ebd.: 1568).

Dass die IAAF und das IOC mit den *Hyperandrogenism Regulations* und *Transgender Guidelines* an die Tradition der Geschlechtertests anschließen, manifestiert sich zudem darin, dass sich die Sportverbände vorbehalten, im Verdachtsfall weiterhin die Teilnahmeberechtigung von Athletinnen in der Leistungsklasse der Frauen zu überprüfen; das gilt auch für die erwähnten FIFA-Regularien. In allen drei Richtlinien bleibt

allerdings unbenannt, wann genau ein solcher Verdachtsfall vorliegt.¹⁴ Die Aussagen in den Dokumenten der IAAF, des IOC und auch der FIFA dazu sind vage. Bestimmt wird von den Organisationen in erster Linie das einzuhaltende Prozedere bei der Beantragung einer Überprüfung der Teilnahmeberechtigung einer Athletin. Vermerkt wird stets, welche Personen berechtigt sind, einen entsprechenden Antrag zu stellen und welchen Personen und Organisationsorganen die Autorität zukommt, diesem stattzugeben und medizinische Tests anzuordnen. In den Regularien des IOC beispielsweise sind neben den Vorsitzenden der medizinischen Kommission des IOC und der jeweiligen NOK (Nationales Olympisches Komitee) auch Athlet_innen als mögliche Antragsteller_innen aufgezählt. Gemeint sind jene Sportlerinnen, die selbst darum besorgt sind, eventuell zu hohe Androgenwerte aufzuweisen (»an athlete who is concerned about personal symptoms of hyperandrogenism« [International Olympic Committee 2015: 3]). Ähnlich formuliert es die FIFA in ihren »Bestimmungen zur Geschlechtskontrolle«, wie das Dokument in der deutschen Übersetzung heißt. Eine solche Geschlechtskontrolle kann vom »betreffenden Spieler« (sic!) selbst beantragt werden, »von einem Verband«, dem »zuständigen medizinischen Koordinator« oder dem »FIFA-Arzt« (International Association of Athletics Federations 2011: 60). Die IAAF wiederum beschränkt sich in ihren Regularien zur Untersuchung von Hyperandrogenismus darauf, festzuhalten, dass ausschließlich der sogenannte »IAAF Medical Manager« die Untersuchung einer Athletin anordnen darf (International Association of Athletics Federations 2011: 3). Die Bestimmungen, wer, wann, wie und wo die Überprüfung der Teilnahmeberechtigung (eligibility) einer Athletin beantragen und genehmigen darf, sind also klar formuliert.

14 | In den Regularien heißt es wörtlich: »Compliance with these conditions may be monitored by testing. In the event of non-compliance, the athlete's eligibility for female competition will be suspended for 12 months.« (IOC Consensus Meeting on Sex Reassignment and Hyperandrogenism 2015: 3). In den Regularien der IAAF wiederum heißt es: »[...] the IAAF Medical Manager may initiate a confidential investigation of any female athlete if he has reasonable grounds for believing that a case of hyperandrogenism may exist. The IAAF Medical Manager's reasonable grounds for belief in a case may be derived from any reliable source [...]«. (International Association of Athletics Federations 2011: 3).

Anders verhält sich dies mit Blick auf inhaltliche Kriterien, die bestimmen, wann aus Sicht des Sports Gender Verification Tests respektive Hyperandrogenism-Tests durchgeführt werden dürfen oder müssen. Die Dokumente beschränken sich auf eine Rhetorik des begründeten Verdachts und der zuverlässigen Quellen. So ist beispielsweise in den Regularien der IAAF die Rede von »reasonable grounds for belief« und von einer »reliable source« (International Association of Athletics Federations 2011: 3). Das IOC wiederum verweist darauf, dass Anträge mit unzureichendem Gehalt (»...which lack substance«, [International Olympic Committee 2015: 3]) strikt abgelehnt werden, und die FIFA hält explizit fest, dass ein »unbegründeter und nicht vertretbarer Antrag« zu Sanktionen der Disziplinarkommission führen kann (International Association of Athletics Federations: 58). Was allerdings ausreichende Begründungen sind, was vonseiten der Organisationen als »reasonable grounds« und als ausreichend argumentative »substance« gilt, bleibt unklar. Konkrete Gründe oder Hinweise, die Anlass zu der Vermutung geben, dass eine Athletin einen Wettkampfvorteil aufgrund ihrer Androgenwerte haben könnte, bleiben gänzlich unbenannt. Zwar verweist die IAAF darauf, dass unregelmäßige Androgenwerte im Rahmen regulärer Dopingkontrollen Anlass sein können, Hyperandrogenism-Tests anzuordnen, zugleich aber heißt es im selben Abschnitt, dass von verantwortlichen Mediziner_innen erhaltene Informationen während eines Wettkampfes als Grund für ein Untersuchungsverfahren ausreichen.¹⁵ Welche Umstände faktisch zur Untersuchung einer Athletin führen, was Sportlerinnen tun und leisten oder wie sie aussehen müssen, um in den Verdacht zu geraten, illegitime Teilnehmerinnen in der Leistungsklasse der Frauen zu sein, lassen die IAAF, das IOC und auch die FIFA offen.

Die Unklarheiten in den Reglements wiederum führen, wie ich im Folgenden argumentiere, dazu, dass verstärkt alltagstheoretische Annahmen über Geschlecht und insbesondere »körperäußere« Geschlechtsmarker bei der Kategorisierung von Wettkämpfenden in Männer und Frauen bedeutsam werden. Indem die Sportverbände in ihren Regularien das Testosteronlevel als zentrales Kategorisierungskriterium festlegen, rekurren sie zunächst auf ein »körperinneres« und von außen nicht

15 | In dem Dokument der IAAF heißt es in diesem Zusammenhang: »information received by the IAAF Medical Delegate or other responsible medical official at a competition.« (International Association of Athletics Federations 2011: 3)

unmittelbar sichtbares Differenzierungsmerkmal. Andere Geschlechtsmarker wie beispielsweise Genitalien, Körperbau und Aussehen werden damit (zumindest vorerst) irrelevant. Westbrook/Schilt (2014) weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die Reduktion der geschlechtlichen Kategorisierung auf das Testosteronlevel zu einer größeren Varietät an Geschlechterdarstellungen und Geschlechtsidentitäten im Sport beitragen kann. Athlet_innen seien aufgrund des Fokus auf körperinnere Merkmale freier in ihrer *gender expression*, das heißt der Art und Weise, wie sie sich und ihren Körper im Sport geschlechtlich präsentieren und inszenieren. Die beiden Autor_innen verdeutlichen dies am Beispiel des US-amerikanischen Basketballspielers Kye Allums. Als Transmann spielte er mehrere Jahre in einem Frauenbasketballteam, bis er sich schließlich für die Einnahme von Testosteron entschied und in der Folge nicht länger in der Leistungsklasse der Frauen aktiv sein durfte. Hätte Allums keine Hormone genommen, wäre ein Verbleib im Frauenteam denkbar gewesen (ebd.: 50).

Im Zuge der selektiven Geschlechtsprüfung allerdings setzen IAAF und IOC das ›körperinnere‹ Kriterium des Testosteronlevels (zumindest zwischenzeitlich) außer Kraft; und zwar zugunsten ›körperäußerer‹ Geschlechtsmarker wie Aussehen, Körperbau und schließlich auch Leistung. Denn wie aus den oben zitierten Regularien hervorgeht, erlauben die Sportverbände, dass Verdachtsfälle auch mit äußerlich sichtbaren Kriterien begründet werden. Es sind nicht allein ärztliche Hinweise im Kontext medizinischer Untersuchungen oder Dopingtests, die herangezogen werden, sondern eben auch ›Hinweise verlässlicher Quellen‹, die Anlass für einen Geschlechtstest geben können. Die von einer Athletin erbrachte Leistung, ihr Körperbau und ihr Aussehen dienen dabei als Verweise auf das Körperinnere beziehungsweise auf ihr Testosteronlevel und werden damit zu Indizien für ihre Geschlechtlichkeit. Deutlich wurde dies im Fall der 800m-Läuferin Caster Semenya im Sommer 2009. Ihre Leistungen und Leistungssteigerungen sowie ihr muskulöser Körper und ihre Gesichtszüge wurden vor allem in den Medien zum Anlass genommen, ihr Frausein anzuzweifeln (Cooky/Dycus/Dworkin 2013, Gunkel 2012).

Dass das IOC und die IAAF ›körperäußere‹ Merkmale als Geschlechtsmarker und folglich als Begründung für Teilnahmeüberprüfungen von Athletinnen anerkennen, zeigt sich in den *Medical Guidelines* der IAAF. Dort heißt es, dass unter anderem eine tiefe Stimme, kleine Brüste und erhöhte Muskelmasse sowie eine typisch männliche Körperbehaarung

›klinische Zeichen‹ für Hyperandrogenismus bei Frauen seien (International Association of Athletics Federations 2011: 11). Noch deutlicher formuliert es die FIFA in ihren Gender Verification Regulations. Dort heißt es: »(E)ach participating member association shall prior to the nomination of its national team, ensure the correct gender of all the players considered for such nomination by actively investigating any perceived deviation in secondary sex characteristics and keeping complete documentation of these findings.« (International Association of Athletics Federations 2011: 7) Mit anderen Worten: Jenseits des Testosteronlevels schreiben IAAF, IOC und FIFA ›körperäußere‹ Kriterien fest, die herangezogen werden können und sollen, um die Untersuchung der Teilnahmeberechtigung einer Sportlerin in der Leistungsklasse der Frauen zu begründen.

Das medizinisch-biologisch begründete, als leistungsbestimmend geltende Kriterium Testosteron weicht damit erneut alltagstheoretischen Annahmen über Geschlecht, das heißt Annahmen darüber, wie Frauen und Männer aussehen, wie sie sich bewegen und was zu leisten sie imstande sind. Sind *dies* allerdings Kriterien, anhand derer die Geschlechtszugehörigkeit überprüft beziehungsweise validiert wird, so geraten schließlich *alle* in der Leistungsklasse der Frauen aktiven Sportlerinnen ins Visier geschlechterverifizierender Begutachtungen. Mit dem Blick auf ›körperäußere‹ Merkmale kann potenziell jede Athletin unter Verdacht geraten, keine legitime Teilnehmerin in der Leistungsklasse der Frauen zu sein.

Beabsichtigen also die IAAF und das IOC mit ihren Sonderregulierungen, den Umgang des Sports mit einer aus ihrer Sicht kleinen Gruppe an Wettkämpfenden zu regeln, so schaffen sie letztlich eine Struktur, die *alle* Sportlerinnen adressiert und von ihnen das Unter-Beweis-Stellen ihres Frauseins fordert. In diesem Sinne verzichten sie zwar auf verpflichtende Geschlechtstests, halten aber weiterhin an der aus den 1960er Jahren stammenden Idee der Weiblichkeitsverifikation fest. Hier zeigt sich, dass sich die von der IAAF und dem IOC verwandte Terminologie zwar deutlich von der der FIFA-Regularien unterscheidet, sie aber dennoch in einer aktualisierten Form der Geschlechtsüberprüfung mündet. Allerdings verlagert sich diese zunehmend in eine Sphäre des Informellen und somit in einen Bereich, der in seiner normierenden Wirkung weit schwerer zu fassen ist, als dies zuvor der Fall war. Anstatt systematischer Untersuchungen durchlaufen Athletinnen eine (visuelle) Begutachtung im Moment des Auftretens im Leistungssport; unter anderem durch Mitsportler_innen, Trainer_innen, Funktionär_innen und Zuschauer_innen. Will eine

Sportlerin nicht in Verdacht geraten, keine ›richtige‹ Frau zu sein, muss sie sich eindeutig als Frau zu erkennen geben und darf keine Zweifel an ihrer Geschlechtszugehörigkeit aufkommen lassen.

Eingebettet in das Leistungsprinzip, ist die Geschlechtersegregation also eine formale Struktur, die das Unter-Beweis-Stellen einer eindeutigen Geschlechtszugehörigkeit zur Inklusionsbedingung macht. Der Leistungssport verlangt nicht allein eine Optimierung des Körpers gemäß sportartspezifischer Anforderungen, das heißt ein Maximum an körperlicher Leistungsfähigkeit. Er fordert von Sportlerinnen zugleich ›eindeutige Weiblichkeit‹; und eben diese steht zur Disposition, wenn Athletinnenkörper und die von ihnen erbrachten Leistungen als männlich wahrgenommen werden. Weiblichkeitsinszenierungen, wie beispielsweise die lackierten Fingernägel der 100 m-Sprint-Finalistinnen oder die (Selbst-)Darstellungen junger Fußballspielerinnen im *Playboy*, geraten vor dem Hintergrund dieser Überlegungen nicht nur als Ausdruck einer gelebten und empfundenen ›weiblichen Identität‹ in den Blick. Sie verweisen immer auch auf die geschlechtersegregierte Struktur des Sports und dienen als Nachweise einer legitimen Teilnahme in der Leistungsklasse der Frauen. Sie entlasten die Athletinnen von dem möglichen Verdacht, keine ›richtigen‹ Frauen zu sein.

Festzuhalten bleibt also, dass die Geschlechtersegregation eine eindeutige, binäre Geschlechterdifferenz voraussetzt und als natürliche Gegebenheit postuliert, deren Herstellung sie aber letztlich von den Akteur_innen des Feldes einfordert. Die Leistungsklasse Geschlecht ist in diesem Sinne keine geschlechterspezifische, sondern eine »geschlechterkonstituierende« Struktur (Wetterer 1995; Hervorhebung K.H.): sie wird nicht vorsozialen Unterschieden zwischen Männern und Frauen gerecht, sondern bringt diese Unterschiede und die ihr zugrundeliegende Vorstellung einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit erst hervor. Das zeigen die bis heute gültigen Verfahren der Geschlechterverifikation und die Geschichte Dutee Chands eindrücklich. Athlet_innen *sind* nicht einfach legitime Akteur_innen des Feldes, sie müssen es erst *werden*; und zwar gemessen an Zugangskriterien, die der Sport vorgibt und deren Erfüllung er einfordert.

Dies sind, wie ich soeben gezeigt habe, nicht nur die in Sonderregularien festgelegten medizinischen und damit scheinbar objektiv-wissenschaftlichen Kriterien geschlechtlicher Differenz, es kommen auch alltagsweltliche Kriterien zum Tragen; und zwar zum einen solche, die

auch in gesellschaftlichen Zusammenhängen jenseits des Sports als Geschlechtsmarker fungieren, wie zum Beispiel Körperformen, Kleidung, Frisuren, Schmuck oder Make-up. Zum anderen schreibt der Sport aber auch spezifische Geschlechterkriterien in seinen Regularien fest, das heißt in geschlechterdifferenzierenden Reglements, die an die Leistungsklasse Geschlecht anknüpfen und die darin angelegte Vorstellung einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit fortschreiben.

Zu diesen ›Reglements der Vereindeutigung‹¹⁶ zählen erstens all jene Bestimmungen, die Frauen und Männern unterschiedliche Leistungsfähigkeit attestieren; so zum Beispiel die nach Geschlecht variierenden Wettkampfdistanzen im Biathlon und Schwimmen oder die unterschiedlichen Gewichte für Leichtathleten und Leichtathletinnen im Kugelstoßen und Speerwerfen.¹⁷ Wie ich in Kapitel 3.2 noch genauer ausführe, schaffen diese Regularien ein zentrales Kriterium geschlechtlicher Eindeutigkeit, nämlich das weiblicher Unterlegenheit. Zweitens tragen die in Kampfsportarten und im Gewichtheben üblichen Gewichtsklassen dazu bei, dass Frauen und Männer im Sport eindeutig voneinander unterscheidbar bleiben, und zwar indem sie männliche und weibliche Physiognomien festschreiben. Die Staffelungen der Gewichtsklassen sind in der Leistungsklasse der Männer anders als in der Leistungsklasse der Frauen, und sie transportieren eine zentrale Annahme: Männer sind schwerer als Frauen.¹⁸ Besonders eindrücklich zeigt sich dies im Ringen, denn dort

16 | Für diese pointierte Formulierung danke ich Wibke Backhaus.

17 | Biathletinnen legen beispielsweise in Einzelwettbewerben 15 km zurück, Männer 20 km, Skilangläuferinnen starten beim sogenannten Massenstart über 30 km, während die Männer eine Strecke von 50 km zurücklegen (siehe www.deutscherskiverband.de). Die längste Distanz bei Schwimmwettbewerben der Frauen wiederum sind die 800 m Freistil, bei den Männern die über 1.500 m Freistil (siehe www.dsv.de). In leichtathletischen Wurfdisziplinen finden sich ähnliche Unterschiede und zwar mit Blick auf das Gewicht der Wurfgeräte: Frauen stoßen eine 4 kg-Kugel, Männer hingegen eine 7,25 kg-Kugel (siehe www.leichtathletik.de).

18 | Der internationale Ringerbund unterscheidet bei den Freistilkämpfen der Ringerinnen nach den olympischen Gewichtskategorien 48 kg, 53 kg, 58 kg, 63 kg, 69 kg und 75 kg, bei den Freistil-Ringern nach den Kategorien 57 kg, 65 kg, 74 kg, 86 kg, 97 kg und 125 kg (www.ringen.de). Im Gewichtheben unterteilt United World Wrestling (UWW) die Wettkämpfenden in der Leistungsklasse der Frauen in sieben Kategorien (-48, -53, -58, -63, -69, -75, +75 kg), in der der Männer

liegt eine Differenz von 50 kg (!) zwischen der höchsten Gewichtsklasse der Frauen mit 75 kg und der der Männer mit 125 kg. Die leichteste Kategorie der Männer wiederum ist die Klasse bis 57 kg, bei den Frauen die bis 48 kg. Ganz unabhängig davon, ob es faktisch Sportler gäbe, die in einer Kategorie bis 48 kg anträten oder Sportlerinnen, die in der Klasse bis 125 kg starten würden, geht es an dieser Stelle allein darum, dass die Einführung von Gewichtsklassen nicht eine vorsoziale, natürliche Körpervielfalt abbildet, sondern Vorstellungen über Ringer- und Ringerinnenkörper und folglich über Frauen- und Männerkörper erst hervorbringt.

Das gilt drittens auch für Regelunterschiede zwischen Männer- und Frauenwettbewerben, die auf die Fragilität beziehungsweise Robustheit von Körpern abheben und folglich auf das im Wettkampf gezeigte Verhalten und die Körperpräsentation der Athlet_innen Einfluss nehmen. Beispiele hierfür finden sich in den von mir untersuchten Sportarten Eishockey und Ringen. Im Fraueneishockey ist es den Spielerinnen untersagt, ihre Kontrahentinnen mit ganzem Körpereinsatz vom Puck wegzudrängen, das heißt den Bodycheck anzuwenden; eine Technik zur Eroberung des Pucks, die bei den Männern erlaubt ist.¹⁹ Wie ich im anschließenden Teilkapitel noch genauer erläutere, führt das Verbot des Bodychecks dazu, dass Frauen weniger aggressiv und kämpferisch wirken und als weniger robust gelten als Männer. Einen ähnlichen Effekt hat auch das internationale Ringkampffreglement der Frauen, das von dem der Männer unter anderem mit Blick auf die im Kampf erlaubten Griffe abweicht. So ist der so genannte Doppelnelson, eine Technik, mit der Gegner_innen mithilfe eines im Nacken ansetzenden Griffs zu Boden gezwungen werden können, bei den Ringerinnen nicht gestattet, während sie bei den Ringern zum regelgerechten Repertoire gehört (vgl. United World Wrestling 2017). Hinzu kommt darüber hinaus, dass Männer im Ringen entweder im griechisch-römischen Stil antreten, einer Form des Ringens, die nur Griffe oberhalb der Hüfte erlaubt, oder aber im Freistil kämpfen, jener Form des Ringens, bei der der gesamte Körper als Angriffsfläche dient. Frauen hingegen tragen bisher ausschließlich Freistilkämpfe aus.

in acht Kategorien (-56, -62, -69, -77, -85, -94, -105, +105 kg) (vgl. United World Wrestling 2017).

19 | Zur Diskussion eines möglichen Bodycheck-Verbots im Männereishockey vgl. Rosenberg/Stevens 2012.

Es ließen sich noch zahlreiche andere Beispiele für geschlechterdifferenzierende Bestimmungen im Sport beschreiben, und ich komme im anschließenden zweiten Teil dieses Kapitels noch einmal darauf zu sprechen. Was sich allerdings bereits anhand der benannten Reglements zeigt, ist, dass Sportorganisationen auf ein weit komplexeres Regelwerk zur Differenzierung zwischen Männern und Frauen zurückgreifen, als es die *Hyperandrogenism Regulations* und *Transgender Guidelines* suggerieren. Mit den unterschiedlichen Anforderungen und Vorgaben hinsichtlich Leistungsfähigkeit, Physionomie und auch Verhalten schreiben Sportorganisationen Weiblichkeits- und Männlichkeitskriterien fest, an denen sich Sportler_innen schließlich messen lassen müssen, um als legitime Teilnehmer_innen des Feldes anerkannt zu werden.

Wie die Praxis der selektiven Geschlechtstests zeigt, geraten Akteur_innen der Leistungsklasse der Frauen bei Nicht-Erfüllen dieser Kriterien unter Verdacht, keine ›richtigen‹ Frauen zu sein. Eine Sportlerin, die zu schnell, zu groß, zu aggressiv ist, sieht sich als legitime Teilnehmerin in der Leistungsklasse der Frauen infrage gestellt und muss sich gegebenenfalls medizinischen Untersuchungen unterziehen. Dass ein solcher Verdacht schwer wiegt, haben Sportlerinnen wie Dutee Chand und Caster Semenya vielfach erfahren müssen. Relevant ist dabei nicht allein, ob und wenn ja, wie lange eine Athletin aus der Leistungsklasse der Frauen ausgeschlossen wird. Sozial marginalisierend wirkt der Akt des In-Zweifel-Ziehens der Geschlechtszugehörigkeit an sich. Nicht eindeutig Frau oder Mann zu sein, positioniert eine Person jenseits des ›Normalen‹ und ›Natürlichen‹ und damit jenseits des gesellschaftlich Verstehbaren. Wie sich bei Caster Semenya zeigt, mündet selbst das Ergebnis einer medizinischen Begutachtung und Behandlung nicht in der Auflösung der einmal geäußerten Zweifel. Auch nach Hormonbehandlungen und einer vonseiten der IAAF erteilten Starterlaubnis sah sich Semenya bei den Olympischen Spielen 2016 in Rio de Janeiro, Brasilien, erneut mit der Frage konfrontiert, ob sie überhaupt bei den Frauen starten dürfe (Knuth 2016). Klar war von Beginn an vor allem eines: Sollte Semenya das 800m-Finale gewinnen, stünde nicht ihre hervorragende Leistung im Zentrum der medialen Berichterstattung, sondern ihr Geschlecht. Ihre Leistung wäre trotz der medizinischen Begutachtung und der erteilten Starterlaubnis noch immer ›zu gut‹, ihr Körper ›zu muskulös‹, ihr Auftreten ›zu maskulin‹, um eine ›richtige‹ Frau zu sein. Entsprechend verwies *Der Spiegel* nach dem Sieg Caster Semenyas über

die 800 m unter dem Titel »Umstrittene Olympiasiegerin« darauf, dass die Athletin »intersexuell« sei (dpa-News 2016). Es gibt also keine »Rehabilitation« eines einmal als illegitim markierten Sportlerinnenkörpers – und genau dies ist eine Androhung, der sich alle Athletinnen in der Leistungsklasse der Frauen ausgesetzt sehen.

In diesem Sinne (re-)produzieren selektive Geschlechtertests unabhängig von der Zahl der faktisch getesteten Athletinnen das, was Heggie »[...] a hegemonic vision of acceptable, heterosexually attractive, female appearances« nennt (Heggie 2014: 346). Es ist eine Praxis, die Sportler_innenkörper normiert und den Anschein einer natürlichen, zweigeschlechtlichen Leistungsdifferenz dadurch aufrechterhält, dass sie Sportler_innen marginalisiert und zu illegitimen Akteurinnen des Feldes erklärt, die gegen die Regeln einer eindeutig binären Geschlechterordnung verstoßen. Wie unter anderem Bohuon (2015) feststellt, orientieren sich diese Kriterien und Vorstellungen zudem an einem strikt westlichen, weißen Frauenideal und machen Athletinnen aus nicht-westlichen Ländern damit in höherem Maße zu »Verdächtigen« und Marginalisierten des Leistungssports (vgl. hierzu auch Jones 2014, Magubane 2014). Darüber hinaus gilt es zu berücksichtigen, dass sich die Eindeutigkeit geschlechterbinärer Leistungsdifferenzen im Sport nicht nur über die Normierung von Frauenkörpern konstituiert, sondern auch darüber, dass die Strukturen des Sports Männer(-körper) ausschließen und unsichtbar machen, die Zweifel an einer zweigeschlechtlichen Struktur aufkommen lassen. Dies betrifft insbesondere Männlichkeiten, die landläufig mit Homosexualität in Verbindung gebracht werden.

Verdeutlichen lässt sich dies am Beispiel von geschlechterdifferenzierenden Reglements in Tanzsportarten. Männer dürfen sich zwar durchaus in ästhetisch-kompositorischen und aufgrund dessen weiblich konnotierten Kontexten wie dem Tanz bewegen, dies allerdings unter der Bedingung, dass männliche und weibliche Tanzpraxen unterscheidbar bleiben – und zudem heterosexuell gerahmt sind. Die Internationale Eislaufunion (ISU) beispielsweise legt in ihrem Reglement nicht nur fest, dass ausschließlich ein Mann und eine Frau gemeinsam als Paar antreten dürfen und folglich gleichgeschlechtliche Tanzpaare ausgeschlossen bleiben. Sie legt auch fest, dass Männern im Paarlauf die führende Rolle zukommt, Frauen hingegen den jeweiligen Bewegungsimpulsen folgen müssen. »The Man should show his ability to lead and the Lady to follow«, heißt es in den seit 2014 gültigen Regularien (International Skating

Union 2016: 130). Ein Eistanzpaar also, das sich hohe Punktwertungen der Juror_innen erhofft, muss dieses Prinzip umsetzen. Das gilt auch für die in der Kür gezeigten Techniken. Für jede Figur halten die ISU-Bestimmungen die Positionen des Tänzers und der Tänzerin fest. Männer nehmen dabei stets die aktive, bewegende und haltende Position ein, während Frauen gehoben, gedreht und gewirbelt werden. Eine Umkehrung dieser Rollenzuweisung ist nicht möglich, wie das Reglement ebenfalls festhält: »The Man must skate the Man's Steps and the Lady must skate the Lady's Steps.« (International Skating Union 2016: 128) Wie die Wochenzeitung *Die Zeit* berichtet, fügte die ISU diesen Satz kurz nach einem Eistanzwettbewerb 2006 in Oberstdorf ein, anlässlich dessen das Eiskunstlaufpaar Birgit Aust und Georg Kling in ihrer Kür die Tanzschritte vertauscht hatten. Aust tanzte als Frau den Männerpart, während Kling die Frauenchoreografie zeigte. Die beiden lösten Empörung aus – und provozierten die Etablierung der soeben zitierten Regel (Dräger 2014).

Dass Männer in Frauendomänen des Sports nur dann antreten dürfen, wenn ihr Auftritt es erlaubt, eindeutige und zudem heterosexuelle Männlichkeit zu demonstrieren, zeigt sich auch in der seit vielen Jahren laufenden Debatte um die Teilnahme von Männern an Synchronschwimmmeisterschaften. Im Sommer 2015 ließ der internationale Schwimmverband FINA (Fédération Internationale de Natation) bei der Schwimmweltmeisterschaft in Kazan, Russland, erstmals auch Männer im Synchronschwimmwettkämpfen antreten; allerdings ausschließlich in einem »Mixed Duett«-Wettbewerb, also gemeinsam mit einer Frau. In Teamwettbewerben hingegen waren nach wie vor keine Schwimmer zugelassen.²⁰ Ähnlich wie im Eistanz wird die Teilnahme von Männern also heterosexuell gerahmt. Es sei allerdings noch unklar, wie die Schwimmer im Vergleich zu den Schwimmerinnen bewertet würden, erklärte die Trainerin des russischen Nationalteams der *Süddeutschen Zeitung* zufolge. Die Meinungen gingen auseinander, »ob der Partner maskulin wirken solle vor dem Hintergrund seiner fragilen Partnerin – oder ob beide ähnlich sein sollten« (dpa-News 2015). Entschieden haben die FINA und das IOC in jedem Fall schon jetzt, dass das Synchronschwimmen bei den Olympischen Spielen auch 2020 ohne Männer stattfindet – und dies, obwohl die Weltmeisterschaften bewiesen haben, dass es ausreichend Ath-

20 | Der Deutsche Schwimmverband hingegen lässt Männer auch in Teamwettbewerben an den Start gehen (vgl. Deutscher Schwimm-Verband e.V. 2017).

leten gäbe, um auch dort Wettbewerbe auf hohem Niveau auszutragen. Männerwettbewerbe seien nach wie vor nicht mehrheitsfähig, erklärte am Rande der Olympischen Spiele in Rio der Generalsekretär des Deutschen Schwimm-Verbands (DSV), Jürgen Fornoff. Es sei, so zitiert *Die Zeit* den Funktionär, »der Anruch des Gay«, der in vielen Verbänden Widerstände schüre (Zeit-Online 2016). Homosexuell konnotierte Männlichkeit bleibt also formal ausgeschlossen.

Anzumerken ist in diesem Zusammenhang, dass gleichgeschlechtliches Begehren im Sport grundsätzlich unsichtbar bleibt; unabhängig davon, ob es sich um schwules oder lesbisches Begehren handelt. Denn gleichgeschlechtliche Paare dürfen in Paartanzdisziplinen und damit in jenen Disziplinen, die in ihrer historischen Genese mit Vorstellungen über sexuelles Begehren verknüpft sind, grundsätzlich nicht teilnehmen. Es müssen – das zeigen die zitierten Eistanzregeln – stets ein Mann und eine Frau gemeinsam antreten. Das bedeutet zwar nicht, dass gleichgeschlechtlich liebende Athlet_innen per se von Wettkämpfen exkludiert sind, denn eine lesbische Tänzerin kann mit einem schwul lebenden Tänzer an den Start gehen. Das Reglement sorgt dennoch dafür, dass homosexuelles Begehren im Gegensatz zu heterosexuellem Begehren nicht auftaucht und sichtbar wird.

Darauf, dass Schwule und Lesben nicht nur symbolisch ausgeschlossen sind, sondern sich faktisch in einer marginalisierten Position im Feld des Sports befinden, verweist die Existenz der bereits erwähnten LGBT-Sportorganisationen GLISA und EGLSF. Sie machen nicht nur auf homophobe Strukturen innerhalb des sogenannten Mainstream-Sports aufmerksam, sondern veranstalten darüber hinaus eigene Sportwettbewerbe und Meisterschaften, die Euro Games und World Out Games. Ziel der Veranstaltungen ist es, einen Raum zu schaffen, in dem sich Sportler_innen der LGBT-Community frei von Beschimpfungen und Diskriminierungen bewegen können. »We aim to fight against discrimination in sport on grounds of gender identity or sexual preference«, heißt es auf der Homepage der EGLSF; ein Verweis darauf, dass eine diskriminierungsfreie Teilhabe für Lesben, Schwule und Transpersonen im regulären Sport keine Selbstverständlichkeit ist (siehe www.eglsf.info).²¹

21 | Auf der Webseite der World OutGames 2017 in Miami wiederum ist zu lesen: »World OutGames Miami 2017 provides all athletes with equal opportunities to compete in competitive sporting events and provides coaches, managers, trai-

Das wiederum haben in den vergangenen Jahren auch zahlreiche Studien belegt (vgl. Griffin 1998, Anderson 2002, 2015, Ogawa 2014, Bury 2015). Im deutschsprachigen Raum fokussieren Forschungen diesbezüglich vor allem auf den Fußball (vgl. Degele 2013, Baumann et al. 2015). Sie verweisen mitunter darauf, dass der Ausschluss gleichgeschlechtlichen Begehrens aus dem Leistungssport ein Verweis auf den engen Zusammenhang zwischen der in der Leistungsklasse Geschlecht festgeschriebenen Annahme einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit und der einer als ebenso natürlich geltenden Heterosexualität ist. So zeigt Degele (2013: 83ff.) in ihren Analysen, dass und wie schwule Männlichkeit aus dem Fußballsport ausgeschlossen wird und werden muss, um den Sport als Männerdomäne symbolisch aufrechtzuerhalten. Schwule Fußballer und die mit Schwulsein assoziierten Eigenschaften unterlaufen gesellschaftliche Vorstellungen ›richtiger‹, das heißt heterosexueller Männlichkeit und sind daher auf dem Fußballfeld nicht denkbar. Fußballspielerinnen hingegen sind per se mit dem Verdacht des Lesbisch-Seins konfrontiert, gleichgeschlechtliches Begehrens wird dort nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr als eine Form der Sanktionierung und Verunglimpfung eingesetzt (Degele/Janz 2012). Der Vorwurf, alle Fußballerinnen seien Lesben und der Frauenfußball sei ein Lesben-Sport, dient der Abwertung aller aktiven Spielerinnen und fungiert so als Mittel zur Aufrechterhaltung des Fußballs als Männerdomäne; ein Zusammenhang auf den ich in Kapitel 4 noch einmal zu sprechen komme.

Festzuhalten bleibt an dieser Stelle zunächst, dass der Sport die Annahme einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit (re-)produziert, indem er alle Geschlechter und Geschlechtlichkeiten ausschließt, die diese binäre Eindeutigkeit infrage stellen. Diese Ausschlüsse sind – das hat die Analyse gezeigt – nicht nur formale Ausschlüsse. Diskriminierungen von Schwulen und Lesben, von Trans- und Interpersonen, von leichten Männern und muskulösen Frauen sind vielfach auch ein »symbolischer Ausschluss« (Bourdieu 1992: 159). Das heißt eine Form der informellen Grenzziehung und der Definition dessen, wer und welche Körper legitime Sportkörper sind und welche nicht. In diesem Sinne strukturiert die

ners, and referees opportunities to participate during the event without discrimination on the basis of sexual orientation, gender identity, gender expression, sex, physical or mental ability, marital status, ethnicity, color, nationality, religion or age« (www.outgames.org/about/gender_identification_policy).

Leistungsklasse Geschlecht den Sport als ein heteronormatives Feld: Legitime Geschlechter sind heterosexuelle Männer und Frauen respektive alle Personen, die sich in diese Norm geschlechtlicher Existenz einpassen (können). Wie ich im Folgenden zeige, segregiert der Leistungssport jedoch nicht nur entlang heteronormativer Geschlechtervorstellungen, er setzt die als legitim anerkannten Akteur_innen, sprich Männer und Frauen, zugleich auch in ein hierarchisches Verhältnis zueinander.

3.2 DIE MÄNNLICHE HERRSCHAFT IM LEISTUNGSSPORT – ZWEIFACHGEGLEICHHEIT UND GESCHLECHTERHIERARCHIE

»Equal Play Equal Pay« fordern die Spielerinnen des US-amerikanischen Frauenfußballnationalteams im Frühjahr 2016 kurz vor den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro. Die Weltmeisterinnen des Vorjahres prangern die Lohnungleichheit zwischen Männern und Frauen im US-Fußball an und reklamieren gleiche Gehälter und gleiche Preisgelder für gewonnene Spiele und Turniere (Das 2016). Sie habe für den Weltmeisterinnentitel 75.000 \$ erhalten, erklärt die Ko-Kapitänin des US-Teams, Carli Lloyd, in einem Interview mit der *New York Times*. Ihre Kollegen des Männerteams erhielten im Falle eines Titelgewinns hingegen 390.000 \$. Hinzu komme, dass Spieler bereits für die Aufnahme in die WM-Vorauswahl (»World Cup Roster«) 69.000 \$ ausgezahlt bekämen, eine Spielerin hingegen müsse sich mit 15.000 \$ zufriedengeben – und diese erhalte sie ausschließlich dann, wenn sie es in die Endauswahl schaffe. »Simply put, we're sick of being treated like second-class citizens. It wears on you after a while. And we are done with it.«, bringt Lloyd das Anliegen ihres Protests auf den Punkt (Lloyd 2016).

Mit der Forderung nach gleicher Bezahlung für erbrachte Leistungen und Erfolge greifen die U.S.-Fußballerinnen ein Thema auf, das im Sport keineswegs neu ist. Dass Frauen in nationalen Ligen oder bei internationalen Sportereignissen weniger Geld verdienen als Männer, ist gemeinhin bekannt. Wie bereits in der Einleitung zu dieser Arbeit angesprochen, lassen sich die von Lloyd genannten Zahlen auch auf den bundesdeutschen Fußball übertragen. Die Siegprämien des Frauenfußballnationalteams umfassen auch dort nur etwa ein Fünftel dessen, was das Männerteam

im Falle eines Titelgewinns erhält.²² Vor allem unterscheiden sich aber auch die in Vereinen gezahlten Gehälter. Mittlerweile haben Spielerinnen in den großen Vereinen der Frauenbundesliga während ihrer Aktivenzeit zwar ein Auskommen, vorsorgen für das Leben nach dem Leistungssport können sie jedoch nicht. Das gilt auch in anderen Teamsportarten. Wie groß genau die Gehaltsdifferenzen sind, lässt sich nicht ohne Weiteres eruieren, da genaue Summen von Vereinen nur selten veröffentlicht werden. Klar ist aber, dass Frauen im Basketball und Eishockey oder auch im Handball weniger verdienen als die Kollegen der Männerteams.

Wenngleich es zahlreiche Sportarten gibt, in denen Sportlerinnen *und* Sportler zur Sicherung ihres Lebensunterhalts auf berufliche Tätigkeiten jenseits des Sports sowie nationale Förderstrukturen angewiesen sind, so bleibt dennoch festzuhalten, dass die Möglichkeiten, mittels des Sports ein Auskommen zu erwirtschaften, für Frauen insgesamt geringer sind als für Männer. Professionelle Strukturen finden sich weit mehr im Männer- denn im Frauensport. In der Folge ist auch die Chance, zu den Topverdiener_innen des Sports aufzusteigen, für Athletinnen sehr gering. Auf der Forbes-Liste der 100 weltweit bestverdienenden Sportler_innen standen 2015 nur zwei Frauen: die Tennisspielerinnen Marija Scharapowa (Platz 26) und Serena Williams (Platz 47). Ansonsten rangierten Fußballer, Motorsportler, Boxer, American Football- oder Basketballprofis der US-amerikanischen NBA sowie Tenniskollegen der beiden genannten Spielerinnen auf der Liste.

Die Tatsache, dass Scharapowa und Williams zu den bestverdienenden Sportlerinnen der Welt gehören, darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch im Tennissport ungleiche Preisgelder zugunsten der Männer ausbezahlt werden. Zwar erhalten Sieger und Siegerinnen bei den Grand-Slam-Turnieren in Wimbledon und Paris, bei den U.S. Open und Australian Open mittlerweile die gleiche Summe, bei allen anderen Turnieren hingegen sind die Unterschiede nach wie vor deutlich. So gewann beispielsweise Roger Federer als Erstplatzierter des ATP-Masters-Turnier in Cincinnati im Sommer 2015 731.000 \$, Serena Williams hingegen als Gewinnerin bei den Frauen erhielt 495.000 \$ (Zürcher 2016). Diese

22 | Die für die Weltmeisterschaft in Kanada 2015 ausgehandelte Siegprämie des Frauenfußballnationalteams belief sich auf 65.000 € (Fokus-News 2015). Die Männerfußballnationalmannschaft erhielt nach dem Gewinn der Weltmeisterschaft in Brasilien 2014 pro Kopf 300.000 € (Süddeutsche Sportticker 2013).

Preisgeldifferenz findet sich bei zahlreichen Turnieren und betrifft folglich nicht nur jene, die »ganz oben« mitspielen. Eine 2014 publizierte Studie der International Tennis Federation (ITF) zeigt, dass nur ein kleiner Teil der im Profitennis aktiven Athlet_innen tatsächlich vom Sport leben können (International Tennis Federation 2014). Den so genannten »break even point«, das heißt den Moment, in dem die gewonnenen Preisgelder den finanziellen Aufwand für die weiten Reisen, Hotelkosten, Trainer_innengehälter etc. decken, erreichten bei den aktiven Männern immerhin 336 Spieler, bei den Frauen waren es lediglich 253 (zum Gender Pay Gap im Tennis vgl. Flake/Dufur/Moore 2013).

Mit ihrer Kampagne für Lohngleichheit adressieren die US-Fußballerinnen also ein Problem, das sich nicht auf ihre Sportart beschränkt. Der dabei verwendete Slogan »Equal Play Equal Pay« (Gleicher Lohn für das gleiche Spiel) schließt unmittelbar an die auch außerhalb des Sports laufende Debatte um den so genannten Gender Pay Gap an und die Forderung »Gleicher Lohn für gleiche Arbeit«. Sie seien Olympiasiegerinnen und Weltmeisterinnen, trainierten genauso viel und hart wie das Männteam, argumentieren die US-Spielerinnen. Bei den Verantwortlichen des US-amerikanischen Fußballverbands (U.S. Soccer) treffen sie damit allerdings nur bedingt auf offene Ohren. Wie aus den bereits zitierten Artikeln der *New York Times* hervorgeht, erklärt man sich seitens des Verbands zu Verhandlungen bereit, hält sich in Sachen Preisgeld- und Gehaltserhöhung jedoch vorerst bedeckt. Es gelte zu berücksichtigen, dass Fußballspiele der Frauen – egal wie erfolgreich das Team sei – bei Weitem nicht so viel mediale Aufmerksamkeit und Zuschauer_inneninteresse generieren wie die Spiele der Männer. Mit anderen Worten: Fernseh- und Werbeeinnahmen liegen bei Carli Lloyd und ihren Mitstreiterinnen weit niedriger als bei den Männern, und genau dies begründet laut Verband die entsprechend geringeren Preisgelder.

Ähnlich den Lohn- und Siegpriemendebatten an sich ist auch dieses Argument nicht neu; und es ist mit Blick auf die ihm zugrundeliegenden Fakten hinsichtlich der Medienpräsenz und den Zuschauer_innenzahlen auch nicht falsch. Tatsächlich erfährt der von Frauen betriebene Sport – auch das habe ich bereits einleitend zu dieser Arbeit angesprochen – deutlich weniger mediale Aufmerksamkeit als der Sport der Männer; das trifft auf die Tagespresse ebenso zu wie auf die Fernsehberichterstattung (Horky/Nieland 2013, Magin/Stark 2010, Cooky/Messner/Hextrum 2013). Dem International Sports Press Survey (ISPS) zufolge thematisierten im

Jahr 2011 nur 9 Prozent der untersuchten sportbezogenen Zeitungsberichte Leistungen und Erfolge von Athletinnen, während sich knapp 90 Prozent dem Männersport widmeten und nur ein verschwindend geringer Prozentsatz geschlechterneutral oder ausgeglichen war.²³ Wie Horky und Nieland (2013) zeigen, lassen sich diese Zahlen auch auf den deutschsprachigen Raum beziehen.

Im Sportteil von Tageszeitungen tauchen Frauen also kaum auf (vgl. hierzu auch Magin/Stark 2010). Ihre Leistungen und Wettkämpfe bleiben unsichtbar – und zwar wortwörtlich. Denn es fehlen nicht nur Berichte über Frauen im Sport, auch bildliche Repräsentationen von Athletinnen finden sich nur wenige (Weber/Carini 2013, Godoy-Pressland/Griggs 2014). Selbst dann, wenn anlässlich Olympischer Sommerspiele die Berichterstattung über Sportlerinnen und Sportler numerisch ausgeglichen ist, sind Sportlerinnen, ihre Körper und Jubelposen, seltener auf Fotos zu sehen als die von Männern (Godoy-Pressland/Griggs 2014). Sportlich aktive und erfolgreiche Athletinnen tauchen also nur am Rande in den Sportmedien auf. Das zeigen auch eindrucksvoll Zahlen aus Erhebungen zur US-amerikanischen Fernsehberichterstattung. Nur 1 Prozent der sportbezogenen Sendezeit thematisiert Frauensport. Ein, wie die Autor_innen der Studien feststellen, historisches Tief zu einem Zeitpunkt, an dem mehr Frauen denn je Sport treiben und mehr Athletinnen denn je Titel und Medaillen gewinnen (Cooky/Messner/Hextrum 2013, Billings/Young 2015). Das mediale Bild des Sports ist also trotz der deutlich gewachsenen Präsenz von Frauen noch immer ein von Männern und Männlichkeit dominiertes – und es ermöglicht letzteren, ihre Leistungen im wahrsten Sinne des Wortes zu verkaufen.

Das wiederum ist nicht nur medial möglich, sondern auch live in Stadien und Sporthallen, wenn Fans zu wöchentlichen Ligaspielen kommen, möglicherweise sogar Dauerkarten erwerben und nicht nur für gute Stimmung, sondern auch für klingelnde Vereinskassen sorgen. Ähnlich der Medienpräsenz liegen im Frauensport allerdings auch die Zuschauer_innenzahlen deutlich niedriger als im Männersport. Wenig überraschend zeigt sich dies im bundesdeutschen Kontext insbesondere im Fußball. Strömen jedes Wochenende durchschnittlich etwa 42.000 Fans in

23 | Der ISPS umfasste 18.340 Artikel aus 81 Zeitungen in 22 Ländern. Für eine Zusammenfassung der Ergebnisse vgl. Horky/Nieland 2013.

die Stadien, um ein Bundesligaspiel der 1. Männerbundesliga zu sehen²⁴, so verzeichnen die Frauenbundesligateams im Durchschnitt nur knapp 1.000 Besucher_innen²⁵. Weniger drastisch, aber dennoch deutlich ist der Unterschied in anderen Teamsportarten: Zu Handballspielen der 1. Frauenliga kommen ähnlich wie im Fußball etwa 1.000 Sportbegeisterte in die Hallen, die Zuschauer_innenzahlen bei Männerspielen liegen jedoch mit circa 7.000 Besucher_innen deutlich höher.²⁶ Ungefähr gleich stellt sich die Situation im Eishockey dar – zumindest bei den Männern; auch hier kommen mehr als 7.000 Anhänger_innen ins Stadion.²⁷ Für die 1. Eishockeyliga der Frauen hingegen sind keine Zuschauer_innenstatistiken zu finden; möglicherweise ein Indiz dafür, dass die Zahl der Besucher_innen gering ist und folglich eine für die Vermarktung der Teams unbedeutende Größe.

Kritiker_innen der »Equal Play Equal Pay«-Forderung der US-Fußballerinnen liegen also nicht falsch, wenn sie herausstellen, dass dem Frauensport die mediale Sichtbarkeit und das breite Interesse der Sportfans fehlen, um hohe Werbe- und Fernseheinnahmen, Sponsoren- und Eintrittsgelder zu generieren. Der Mangel an medialer Präsenz gepaart mit niedrigen Zuschauer_innenzahlen in Stadien und Sporthallen stellt den Frauensport finanziell vor Herausforderungen und macht dessen Vermarktung zu einer schwierigen Aufgabe. Wie Studien zu den Teamsportarten Fußball und Handball im bundesdeutschen Raum zeigen, befinden sich Frauenteam und deren Vereine häufig in einer finanziell prekären Situation (Mielke 2010, Klein 2012). Manche Vereine haben Mühe, die Finanzierung der Teams auf Dauer sicherzustellen (Trainer_innen- und Spielerinnengehälter, Physiotherapeut_innen, Trainingsinfrastruktur etc.). Wenn Einnahmen ausbleiben und Sponsoren nur schwer zu finden sind, sehen sich Vereine zuweilen sogar gezwungen, ihre Teams aus den oberen, kostenintensiven Ligen zurückzuziehen.

Erst im Frühjahr 2016 teilte beispielsweise das Frauenhandballteam der Füchse Berlin e. V. mit, dass es sich aufgrund mangelnden Sponsoreninteresses aus der Bundesliga zurückziehe und zukünftig in der dritten

24 | Siehe www.dfb.de/bundesliga/statistik/zuschauerzahlen

25 | Siehe www.fupa.net/liga/1-bundesliga-frauen/zuschauer

26 | Siehe www.dkb-handball-bundesliga.de/de/dkb-hbl/statistiken/saisonen/statistiken/saison-16-17/saisonstatistik/zuschauer.

27 | Siehe <https://www.del.org/statistik>

Liga an den Start gehe; es fehle schlicht das Geld. Mehrere hunderttausend Euro groß sei die Lücke in der Kasse, hieß es vonseiten der Vereinsleitung; eine Summe, die im Vergleich zum Etat des Männerteams des Vereins verhältnismäßig klein ist. Denn der liegt bei über fünf Millionen Euro (Schwermer 2016). Für die Vereinsleitung ist klar: Es fehlt das Interesse am Frauenhandball – insbesondere in Berlin, wo noch weitere große Vereine aus anderen Sportarten die Sportbegeisterten der Stadt in die Hallen und Stadien ziehen. Bereits das Männerteam der Berliner Füchse hätte zu kämpfen, kommentiert deren Manager, und man wolle das »Männerprojekt« nicht auch noch gefährden. Ob es an Berlin liegt oder nicht, klar ist, dass die Füchse-Spielerinnen nicht das einzige Frauenteam sind, das das Schicksal des finanziellen Scheiterns im Leistungssport erleidet. So vermeldet im Frühjahr 2016 auch das Erstliga-Eishockeyteam der Hannover Lady Scorpions, dass es in der kommenden Saison 2016/2017 auf einen Start verzichtet, und die von mir interviewten Eishockeyspielerinnen berichten, ihr Zweitliga-Team habe bereits zweimal vom Aufstieg in die erste Bundesliga absehen müssen. Es fehlten die Mittel zur Finanzierung von Fahrten zu weiter entfernten Spielorten, für zusätzliche Trainingszeiten und für den Mehraufwand des Trainers.

Zu beobachten ist, dass vielen die ungleichen monetären Ressourcen und Gehälter für Männer und Frauen angesichts des geringeren Interesses der Öffentlichkeit am Frauensport und der infolge dessen geringeren Einnahmen nur bedingt ungerecht oder gar diskriminierend erscheinen. Ganz im Gegenteil, sie gelten sogar als legitim: Tennisstar Novak Djokovic zum Beispiel stellte im Sommer 2016 in Zusammenhang mit Preisgelddebatten im Tennis fest, er und seine Kollegen böten den attraktiveren Sport und spielten zudem drei anstatt nur zwei Gewinnsätze. Es sei daher nicht erstaunlich, dass das Männertennis höhere Zuschauer_innenzahlen verzeichne. Die Spieler verdienten folglich auch ein entsprechend höheres Gehalt. Mit seiner Aussage stärkte Djokovic Raymond Moore den Rücken. Der Direktor des ATP-Tennisturniers in Indian Wells, USA, hatte am Tag zuvor erklärt, das Frauentennis hänge »am Rockzipfel« des Männersports, und die Spielerinnen sollten »auf die Knie sinken und Gott dafür danken«, dass Spieler wie Roger Federer und Rafael Nadal geboren seien, da sie den Sport getragen hätten (Henkel 2016). Moores und Djokovics abfällige Kommentare trafen insbesondere bei den Spielerinnen der Tour auf deutliche Kritik und Protest. In der Folge versuchte Djokovic zurückzurudern und lobte das Spiel und die Erfolge seiner Ten-

niskolleginnen. Moore wiederum trat von seinem Posten als Turnierdirektor zurück.

In Djokovics und Moores Aussagen deutet sich eine Argumentationslogik an, der zufolge die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern Ausdruck besserer sportlicher Leistungen der Männer sind. Letztere zeigen den »attraktiveren« Sport und spielen, wie Djokovic betont, drei anstatt nur zwei Gewinnsätze. Die unterschiedliche öffentliche Aufmerksamkeit und die ungleichen Gehälter gehen demnach auf das Leistungsprinzip und die meritokratische Ordnung des Sports zurück, und sie sind darüber hinaus Spiegel der im Sport sichtbaren – und quantifizierbaren – Leistungsdifferenz zwischen Männern und Frauen. Gemessen am Ideal des Höher-Schneller-Weiter erscheinen die von Sportlern erbrachten Leistungen als besser: Sie sprinten die 100 m in einer schnelleren Zeit als Frauen, sie werfen den Diskus weiter, zeigen spektakulärere Dunkings im Basketball und spielen den schnelleren und athletischeren Fußball. Vor allem in einem an menschlichen Höchstleistungen interessierten Spitzensport ist es folglich nur konsequent, dass der Sport von Männern mehr Aufmerksamkeit auf sich zieht. Gehaltsunterschiede für Sportler und Sportlerinnen erscheinen dann wiederum legitim, oder wie es Heinz Günthardt, Trainer einer ganzen Reihe erfolgreicher Tennisspielerinnen, formuliert: »Frauen verdienen im Tennis genau, was sie verdienen.« (Kleffmann 2016)

Mein zentrales Argument ist nun allerdings, dass der Leistungssport mittels der Geschlechtersegregation nicht nur – wie im vorangegangenen Teilkapitel gezeigt – die Vorstellung einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit untermauert, sondern im gleichen Moment auch die Annahme einer per se weiblichen Unterlegenheit im Sport strukturell festschreibt. Geschlechterbinarität und Geschlechterhierarchie sind folglich unmittelbar miteinander verknüpft. In diesem Sinne strukturiert die Leistungsklasse Geschlecht das Feld des Sports auch nach innen. Sie markiert zum einen eine Grenze nach außen, indem sie Personen entlang des Kriteriums Geschlecht ein- und ausschließt. Zum anderen setzt sie die im Sport als legitim anerkannten Geschlechter, Männer und Frauen, in ein Über- und Unterordnungsverhältnis zueinander und schafft damit die Grundlage für jene Ungleichheiten, die ich eingangs dieses Kapitels beschrieben habe. Die von Djokovic angesprochene größere »Attraktivität« des Männersports ist demnach nicht Resultat einer natürlichen, männlichen Überlegenheit, sondern im Sport strukturell verankert.

Dies manifestiert sich zunächst in der Geschlechtersegregation an sich. Denn sie basiert nicht nur auf der Annahme einer natürlichen Leistungsdifferenz zwischen Männern und Frauen. Wie ich zuvor verdeutlicht habe, macht sie weibliche Unterlegenheit zu einer für alle Teilnehmerinnen der Leistungsklasse der Frauen unumgänglichen Tatsache: Frausein im Sport bedeutet, schwächer zu sein als Männer, weniger leistungsfähig. Das zeigt sich nicht nur im Fall von Sportlerinnen wie Caster Semenya, sondern auch dann, wenn sich Athletinnen den Leistungen von Männern annähern und in der Folge unter Dopingverdacht geraten. Das geschah beispielsweise bei den Olympischen Spielen 2012 in London, als die Schwimmerin Ye Shiwen die letzten 50 m des 400 m-Freistil-Finales schneller zurücklegte als der Goldmedaillengewinner der Männer Ryan Lochte. »Eine 16-Jährige spurtet die letzten 50 Meter schneller als der schnellste Mann! Wer soll da noch glauben, dass alles mit rechten Dingen zugeht?« hieß es in der *Süddeutschen Zeitung* (Hofmann 2012). Wenn Frauen schneller sind als Männer, dann stimmt also etwas nicht. Zwar wurde Ye Shiwen nicht abgesprochen, eine ›richtige‹ Frau zu sein, wie es Dutee Chand oder Caster Semenya erleben mussten, auch sie gerät jedoch ins Abseits des Sports. Anstatt Gratulationen für ihre exzellente Leistung zu erhalten, sieht sie sich mit dem Vorwurf konfrontiert, eine Betrügerin zu sein – ganz unabhängig davon, dass ihr kein Doping nachgewiesen wurde. Dass entsprechenden Behauptungen ein rassistisches Moment unterliegt, darauf haben Forschungen in den vergangenen Jahren verwiesen (Pieper 2014, Bohuon 2015); und auch anlässlich der Olympischen Spiele in Rio zeigt sich, dass aus westlichen Ländern stammende und zudem weiße Sportlerinnen wie die ebenfalls erst 16-jährige US-Schwimmerin Katie Ledecky sogenannte Fabelweltrekorde aufstellen und ihre Konkurrenz deklassieren können, ohne mit dem Verdacht konfrontiert zu sein, mit unlauteren Mitteln zu arbeiten.

Mehr noch als in den Dopinganschuldigungen Ye Shiwens zeigt sich die in der Leistungsklasse Geschlecht festgeschriebene Annahme weiblicher Unterlegenheit in Zusammenhang mit der Partizipation von Transpersonen am Sport. So sind Transfrauen, wie Westbrook/Schilt (2014) es formulieren, in der paradoxen Situation, ihre körperliche Schwäche beweisen zu müssen, um anschließend an Wettkämpfen teilnehmen zu können: »In order to gain access to the chance to compete in tests of strength and endurance, they (transwomen, K.H.) must first prove their weakness.« (Westbrook/Schilt 2014: 47) Legitimiert wird die Forderung

mit dem Argument der Fairness und Chancengleichheit. Körperliche Schwäche nachzuweisen, meint dabei zunächst, einen Testosteronwert unterhalb der von IAAF und IOC festgelegten Normgrenze für Frauen zu haben (vgl. Kapitel 3.1). Abzuwarten bleibt allerdings, wie die Sportwelt reagiert, wenn es einer Transfrau gelingt, ein 100 m-Sprintfinale zu gewinnen oder gar Wettbewerbe im Gewichtheben für sich zu entscheiden. Zu vermuten ist, dass dann nicht die sportliche Leistung, sondern ihr Geschlecht im Zentrum des öffentlichen Interesses stehen wird.

Ist es zum einen die mit dem Ziel der Chancengleichheit etablierte geschlechtersegregierende Struktur, die Frauen als unterlegene und Männer als überlegene Akteur_innen des Feldes markiert, so sind es zum anderen die zuvor angesprochenen geschlechterdifferenzierenden Reglements, die Sportlerinnen und Sportler in ein hierarchisches Verhältnis zueinander setzen. Deutlich wird dies zunächst in all jenen Sportarten, die – wie weiter oben beschrieben – an Frauen und Männer unterschiedliche Leistungsanforderungen stellen. Dass Männer in der Leichtathletik einen Zehnkampf absolvieren, Frauen aber nur einen Siebenkampf, suggeriert ebenso geschlechtliche Leistungsunterschiede wie die schon erwähnten Differenzen zwischen den Wurf- und Stoßgeräten der Männer und Frauen oder unterschiedliche Lauf- und Schwimmdistanzen. Ob diese Differenzierungen ›gerecht‹ oder gar notwendig sind, um Frauen am den jeweiligen Disziplinen teilhaben zu lassen, sei dahingestellt. Zentral ist, dass die unterschiedlichen Wettkampfanforderungen nicht nur die Vorstellung einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit untermauern, sondern darüber hinaus die Annahme männlicher Überlegenheit transportieren. Längere Lauf- oder Schwimmstrecken sowie schwerere Gewichte für Athleten in den Wurfdisziplinen sind askriptive Differenzierungen, die Männerkörpern von vornherein eine vergleichsweise höhere körperliche Leistungsfähigkeit zuschreiben als Frauen. Entsprechende Reglements blenden aus, dass es zahlreiche Männer gibt, die Mühe hätten, eine 7,25 kg-Kugel zu stoßen, sowie Frauen, die dies könnten, und sie verunmöglichen zum anderen einen direkten Leistungsvergleich zwischen den Teilnehmenden der Leistungsklassen. Leistungsbezogene Überschneidungen zwischen den segregierten Geschlechtsgruppen werden damit von vornherein unsichtbar (Müller 2006: 408).

Dass geschlechtersegregierende Bestimmungen nicht nur hierarchisierend wirken, wenn sie explizit unterschiedliche Leistungsanforderungen an Männer und Frauen richten, sondern auch dann, wenn sie Unter-

schiede in der Physiognomie von Sportlerinnen und Sportlern geltend machen, lässt sich am Beispiel der bereits erwähnten Gewichtsklassen im Gewichtheben verdeutlichen. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Änderung der Gewichtskategorien im Jahr 1998, kurz vor Aufnahme von Frauenwettbewerben bei den Olympischen Spielen 2000 in Sydney.²⁸ Bei den Männern strich der Verband zum damaligen Zeitpunkt zwei der bis dahin existierenden zehn Gewichtsklassen, darunter die Klasse bis 54kg und das so genannte 2. Schwergewicht bis 108kg. Bei den Frauen wiederum fielen die zwei bis dahin bei internationalen Wettkämpfen üblichen höchsten Gewichtsklassen weg, nämlich die Klasse bis 83kg und die über 83kg. In der Leistungsklasse der Frauen wurden also die unteren Gewichtsklassen vom Verband gestärkt, die oberen Gewichtsklassen wiederum geschwächt. Das damit gesandte Signal ist deutlich: Der Verband schafft Raum für leichtere Frauenkörper und nimmt schwereren Athletinnen einen Teil ihrer Sichtbarkeit. Weniger hohe Gewichtskategorien zuzulassen, bedeutet auch, die Zahl schwerer Athletinnen auf der Bühne zu senken.²⁹

Lässt sich die Entscheidung der International Weightlifting Association zum einen im Kontext von Weiblichkeits- und Schönheitsnormen lesen und folglich als Versuch, Athletinnen zu rekrutieren, die gegebenenfalls mehr gesellschaftliche Anerkennung aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes erhalten, so ist die geänderte Einteilung der Gewichtsklassen nicht zuletzt auch deshalb interessant, weil die Schwergewichtskategorien bei den Männern, wie eine meiner Interviewpartnerinnen erläutert, aufgrund der von den Athleten erbrachten Leistungen als besonders spektakulär – also attraktiv – gilt. Das absolut gehobene Gewicht der Sportler in der Kategorie 105+, sei für Zuschauer_innen beeindruckend, und aus diesem Grund erhielten die hohen Klassen bei Wettkämpfen häufig mehr Aufmerksamkeit. Die von meiner Interviewpartnerin angesprochene positive Wertung der in den hohen Gewichtsklassen erbrachten Leistungen bei den Männern spiegelt sich auch in Bezeichnungen der Sieger als »stärkste Männer der Welt« oder, wie im Falle

28 | Siehe www.iwf.net/weightlifting_/history/.

29 | Shilling/Bunsell (2009/2014) zeigen am Beispiel von Frauen im Bodybuilding, dass und wie ein breiter, muskulöser Körper die Athletinnen zu Außenseiterinnen macht. Die Autor_innen sprechen in diesem Zusammenhang von Bodybuilderinnen als »gender outlaw« (Shilling/Bunsell 2009: 478).

des 2008 gekürten deutschen Olympiasiegers Matthias Steiner als »Herkules« (Arnsberger 2008). Der damit transportierte, positiv konnotierte Zusammenhang zwischen Körpergewicht und Hebeleistung fehlt bei den Frauen allerdings. Gewichtheberinnen der hohen Kategorien, so erzählt meine Interviewpartnerin, seien höchstens ein Ereignis, weil die Frauen als besonders »dick und fett« gelten, nicht aber, weil sie eine hervorragende und beeindruckende Leistung erbringen. Die in dieser Bemerkung deutlich werdende Geringschätzung der Schwergewichtsahtletinnen manifestiert sich strukturell in der eben beschriebenen Reduktion hoher Gewichtsklassen und damit weniger in einer direkten Sanktion über pejorative Bezeichnungen, vielmehr schlicht über ihre Unsichtbarkeit.

Für Gewichtheberinnen ergibt sich aus den beschriebenen Strukturen eine Logik, die sie von vornherein als Verliererinnen respektive als Athlet_innen zweiter Klasse degradiert: Heberinnen, die in den unteren Gewichtsklassen aktiv sind, laufen weniger Gefahr, als dick und fett zu gelten und folglich ästhetischen Körpernormen nicht zu entsprechen; sie erbringen zugleich aber aufgrund ihrer Physionomie weniger spektakuläre Leistungen, stehen in der Leistungsordnung des Sports damit am unteren Ende. Schwergewichtsahtletinnen – sofern es sie gibt – erfahren wiederum nicht die gleiche Anerkennung wie ihre männlichen Kollegen. Nicht ihre sportliche Leistung erhält Aufmerksamkeit, sondern ihr Körperbau, der für Frauen als hässlich gilt. Gewichtsklassen teilen Sportler_innen also nicht nur in potenziell leistungshomogene Wettkampfgruppen ein, sie transportieren darüber hinaus auch Annahmen über Männer- und Frauenkörper, die sowohl innerhalb des Sports und dessen Leistungslogik bedeutsam sind als auch in Kontexten jenseits des Sports. So ist »dick und fett« zu sein in einer Gesellschaft, in der Schlanksein mit Selbstdisziplin und Erfolg verbunden wird, beispielsweise dann ein Nachteil, wenn es um die Rekrutierung von Sponsoren geht. Interessant ist zugleich jedoch, dass die symbolische Deutung entsprechender Physiognomien im Sport auch mit Geschlecht und Leistungsfähigkeit verknüpft ist. Das Beispiel des Gewichthebens zeigt, dass positiv konnotiertes Schwersein für Frauen nur sehr begrenzt möglich ist, für Männer hingegen schon.

Schließlich lässt sich auch noch einmal das Bodycheckverbot im Fraueneishockey heranziehen, um die strukturelle Hierarchisierung der Geschlechter im Sport zu verdeutlichen. Wie bereits erklärt, ist es Frauen – entgegen den Männern – im Eishockey untersagt, ihre Kontrahentinnen

mit ganzem Körpereinsatz vom Puck wegzudrängen, sogenannte Bodychecks zu fahren. Die Spielerinnen müssen folglich auf ein für Eishockeykenner_innen zentrales Element des Spiels verzichten. Der robuste und direkte Körperkontakt zwischen den Spielern gilt für das Männereishockey als konstitutiv – trotz der immer wieder aufflammenden Debatte um das damit verbundene hohe Maß an Aggression und Gewalt. Folglich führt das Verbot des Bodychecks dazu, dass Fraueneishockey im Vergleich zum Männereishockey von Fans als zu sanft und unspektakulär wahrgenommen wird und nicht zuletzt deshalb weniger Aufmerksamkeit erhält. Verstärkt wird der Eindruck eines im Vergleich zum Männersport weniger aggressiven Fraueneishockeys durch Regelunterschiede hinsichtlich des im Spiel zu tragenden Körperschutzes. Ist bei Frauen zusätzlich zum Helm ein Vollvisier gefordert, ein Gitter, das nicht nur die Augenpartie, sondern auch Mund und Kinn protegert, so ist es Männern erlaubt, mit Halbvisier zu spielen – auch das ungeachtet der hohen Zahl an Unfällen und Verletzungen und Prügeleien auf dem Eis (vgl. hierzu Rosenberg/Stevens 2012). Forcieren diese Regelunterschiede zum einen die Vorstellung eines insgesamt fragileren, verletzlicheren Frauenkörpers, so verändern sie zugleich auch die Qualität des Spiels und tragen dazu bei, dass der von Frauen betriebene Sport als Variante des Männersports erscheint. Wenngleich die Zurückhaltung der Spielerinnen auf dem Eis Resultat struktureller Unterschiede zum Männerspiel ist, gilt sie als Ausdruck natürlicher Geschlechterdifferenzen. Zuschauer_innen führen – häufig auch aufgrund fehlender Regelkenntnisse – den Verzicht auf Bodychecks auf eine geringere Zweikampfstärke und auf ein geringeres Aggressionspotenzial der Spielerinnen zurück (vgl. Weaving/Roberts 2012, Kleindienst-Cachay/Kunzendorf 2003, Heckemeyer 2005).

Erneut ließe sich die Analyse von Regelunterschieden mit Blick auf andere Sportarten fortsetzen. Zentral ist jedoch der Gedanke, dass der Sport in seinen Reglements die Annahme einer von Natur aus weiblichen Unterlegenheit und im Umkehrschluss einer von Natur aus männlichen Überlegenheit strukturell festschreibt. Er kolportiert damit nicht nur die Vorstellung einer natürlichen Differenz zwischen den Geschlechtern – wie in Kapitel 3.1 gezeigt –, sondern schafft zugleich auch eine Hierarchie zwischen einem als originär geltenden Männersport und einem von diesem Original abweichenden Frauensport; ein Zusammenhang, der sich in besonderer Weise in dem letzten Beispiel zeigt, dem Eishockey. Dieses Verständnis von Original und Abweichung manifestiert sich nicht nur

in Regeln und Bestimmungen, die – wie die soeben dargestellten – die Wettkämpfe der Sportlerinnen als weniger anspruchsvoll, weniger umfangreich, weniger aggressiv und körperlich erscheinen lassen. Es zeigt sich auch in Differenzierungen zwischen Fußball und Frauenfußball, Ringkampf und weiblichem Ringkampf, Eishockey und Fraueneishockey, Gewichtheben und Frauengewichtheben, wie sie unter anderem in Reglements und in der Sportberichterstattung zu finden sind (Müller 2007: 14). Die Bezeichnungen verdeutlichen, dass Sport in seiner Allgemeinheit mit Männlichkeit verknüpft ist, während der von Frauen betriebene Sport einer expliziten Nennung bedarf. Frauensport ist markiert als eine Version des Männersports und diesem symbolisch untergeordnet.

In der Folge kommt dem von Männern betriebenen Sport mehr gesellschaftliche Anerkennung und Bedeutung zu, was Bourdieu als »symbolisches Kapital« (Bourdieu 1998: 175) bezeichnet. Denn mit Männersport verknüpfen Zuschauer_innen, Reporter_innen, Fans und auch Sportler_innen in logischer Folge der Geschlechtersegregation die besseren, die überlegeneren Leistungen und schließlich das, was der Tennisspieler Novak Djokovic als »attraktiveren« Sport beschreibt. Zugespitzt formuliert: Sportlerinnen sehen sich immer schon auf den zweiten Platz verwiesen, sie können qua der Struktur des Leistungssports nie in gleicher Weise symbolisches Kapital akkumulieren wie Personen in der Leistungsklasse der Männer. Die Leistungsordnung des Sports ist in diesem Sinne immer schon eine vergeschlechtlichte Ordnung.

Vor diesem Hintergrund lassen sich die anfangs beschriebenen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern als Ausdruck der strukturellen Hierarchisierung von Frauen- und Männersport verstehen. Denn das Interesse der Zuschauer_innen und Konsument_innen, deren Aufmerksamkeit und Anerkennung einerseits äquivalent zum ökonomischen Kapital ist und andererseits als Indiz für die Qualität und Attraktivität der gezeigten Leistung dient, ist kein frei gewähltes, sondern ein sozialisiertes. Die »Wahrnehmungs- und Bewertungsstrukturen« sind, wie Bourdieu es in seiner Theorie des Handelns formuliert, »ein Produkt der Inkorporierung der objektiven Strukturen« (ebd.). Das ungleiche öffentliche Interesse am Männer- und Frauensport lässt sich folglich als Resultat einer verinnerlichten Ungleichheitsstruktur verstehen, deren Existenz angesichts ihrer scheinbaren Natürlichkeit jedoch in Vergessenheit gerät. Ein Männerfußballspiel interessanter zu finden als ein Frauenfußballspiel, erscheint nicht als ungerecht oder gar diskriminierend und sexistisch.

tisch, sondern legitimiert sich durch das im Sport gültige Leistungsprinzip: Das Spiel der Männer ist einfach athletischer, schneller und folglich attraktiver als das der Frauen. Markovits (2011) schlägt daher vor, in Team-sportarten geschlechterintegrative Teams zu bilden, sodass sich die Aufmerksamkeit nicht nur an das Spiel des einen Geschlechts geknüpft ist.

Das Beispiel der US-Fußballerinnen zeigt allerdings, dass sich Sportlerinnen mittlerweile nicht mehr ohne Weiteres auf den zweiten Platz verweisen lassen und sich gegen die direkte Überführung geschlechtlicher Leistungsdifferenzen in eine Anerkennungshierarchie zur Wehr setzen. Mit ihrer Kampagne »Equal Play Equal Pay« fordern die Fußballerinnen letztlich die Umsetzung dessen, was der im Sport gängige Slogan »Separate but Equal« Frauen verspricht, nämlich die Teilnahme am Sport in einer getrennten Leistungsklasse, jedoch gemäß des Prinzips der Gleichheit. Umstritten ist dabei wohlgermerkt nicht, dass Wettbewerbe geschlechtersegregiert stattfinden, umkämpft ist vielmehr die Definition dessen, was »equal«, also »gleich« oder »gleichwertig« in diesem Zusammenhang bedeutet. Was bedeutet es, Frauen- und Männerfußball »gleich« zu behandeln? Leisten Männer und Frauen im Sport das Gleiche? Gerade Letzteres ist eine Frage, die auch in den von mir geführten Interviews auftaucht und auf die ich im Anschluss noch zu sprechen komme. Dies verdeutlicht, dass sich die im Feld des Sports stattfindenden sozialen Kämpfe nicht auf den Kampf um bestmögliche körperliche Leistungen, um Titel und Medaillen reduzieren lassen, auch wenn diese die Position sozialer Akteur_innen in der Leistungsordnung des Sports (mit-) bestimmen. Es sind darüber hinaus die Kämpfe um den symbolischen Wert dieser Leistungen respektive um das mit einer erbrachten sportlichen Leistung verbundene symbolische Kapital. Die Partizipation an diesen Auseinandersetzungen aber setzt den Glauben an die Sinnhaftigkeit der in den Strukturen des Feldes festgeschriebenen »spezifischen Regeln und Regularitäten« (Bourdieu/Wacquant 1996: 135) voraus und damit das, was Bourdieu die *illusio* nennt. Jenseits des Glaubens an die Sinnhaftigkeit des Leistungsprinzips fordert das Feld des Sports von seinen Teilnehmer_innen auch den Glauben an die Plausibilität der Leistungsklasse Geschlecht und ihre Funktion als Mittel zur Herstellung von Chancengleichheit sowie schließlich die Fähigkeit und Bereitschaft, sich den mit der Geschlechtersegregation verbundenen heteronormativen Körperidealen anzupassen. Mit »anpassen« ist dabei nicht das Adaptieren eines strikten Reglements gemeint. Vielmehr geht es um den »sozialen Sinn« der

Akteur_innen für den Leistungssport und die Grenzen des dort Lebbaaren und Zeigbaren. Es ist, wie ich in Kapitel 2 formuliert habe, ein strategisches Sich-Bewegen im Feld des Sports. Wie sich Athletinnen praktisch mit dessen heteronormativen Gesetzmäßigkeiten auseinandersetzen, zeige ich im Folgenden anhand des mir vorliegenden Interviewmaterials.

4. Strategien der Vergeschlechtlichung und die (Re-)Produktion heteronormativer Ordnung im Sport

»Das symbolische Kapital als ein nach besonderen Wahrnehmungskategorien konstruiertes Wahrgenommenwerden setzt das Vorhandensein von sozialen Akteuren voraus, die in ihrem ganzen Denken so konstituiert sind, daß sie erkennen und anerkennen, was sich ihnen bietet, und ihm Glauben schenken, und das heißt in bestimmten Fällen: Gehorsam, Unterwerfung.« (Bourdieu 1998: 176)

Wie bereits deutlich wurde, haben Frauen in den vergangenen Dekaden »die Riegel des Zugangsrechts« in vielen Sportarten gesprengt (Bourdieu 1993: 107) und sich die Teilhabe am Leistungssport auf nationalem und internationalem Niveau erkämpft. Arrivierte Akteurinnen im Feld des Sports – in besonderem Maße in sogenannten Männersportarten – sind Frauen deshalb jedoch keineswegs. Das hat das vorausgehende dritte Kapitel gezeigt. Athletinnen kommt nach wie vor der Status von Neulingen zu, die ihre Legitimität im Feld beweisen und Anerkennung für ihre Leistungen einfordern müssen. Mit ihrer Teilnahme am Leistungssport stellen sie einerseits herkömmliche Strukturen des Feldes in Frage – vor allem mit Blick auf dessen geschlechtliche Ordnung –, andererseits aber lassen sie sich auf dessen grundlegende Regeln und Gesetze ein, insbesondere auf das für den Sport konstitutive Leistungsprinzip. Wären sie zu Letzterem nicht bereit, könnten sie sich sogleich aus dem Wettkampfsport verabschieden. In diesem Sinne sind Athletinnen emanzipierte Vorreiterinnen und systemtreue Feldspielerinnen zugleich.

Das gilt auch für die von mir interviewten Ringerinnen, Gewichtheberinnen, Eishockey- und Fußballspielerinnen, die in diesem Kapitel zu Wort kommen. Die Sportlerinnen sind zum Zeitpunkt der Interviews zwischen 18 und 37 Jahre alt und alle seit Langem im Wettkampfsport aktiv, wenn auch auf unterschiedlichen Leistungsniveaus. Die Ringerinnen und Gewichtheberinnen trainieren an bundesdeutschen Olympiastützpunkten und sind zum Zeitpunkt der Interviews Teil der Nationalteams. Die Fußballerinnen wiederum spielen in der ersten Bundesliga, wohlgermerkt in Vereinen, die erst seit ein beziehungsweise zwei Jahren eine Erstligamannschaft haben. Das Eishockeyteam, das ich kennenlernte, ist in der zweiten Bundesliga aktiv, und die Spielerinnen verfügen im Verhältnis zu den anderen Interviewpartnerinnen über den geringsten Grad an Professionalisierung. Entgegen ihren Kolleginnen erhalten sie keine finanzielle Förderung, weder vom Verein noch vonseiten nationaler Sportförderstrukturen. Fünf der Spielerinnen (Lisa, Rike, Anja, Isabelle und Nina) gehen einer Vollzeitbeschäftigung nach, die Jüngste im Team (Inga) geht noch zur Schule. Der Trainer des Teams erhält lediglich eine finanzielle Aufwandsentschädigung durch den Verein. Fahrtkosten zu Auswärtsspielen muss das Team in Teilen aus privater Kasse bezahlen, die Trainingszeiten, die den Spielerinnen zur Verfügung gestellt werden, liegen am späten Abend; ein Problem, das in den Interviews vielfach zur Sprache kommt.

Im Vergleich dazu trainieren die interviewten Fußballerinnen, Ringerinnen und Gewichtheberinnen unter professionelleren Bedingungen. Ihre Trainer_innen sind von den Vereinen und Verbänden fest angestellt, und die Athletinnen haben problemlos Zugang zu allen notwendigen Sportstätten. Die Ringerinnen und Gewichtheberinnen sind bis auf eine Ausnahme (die Ringerin Maja) in nationale Sportförderstrukturen eingebunden, sie sind entweder Berufssoldatinnen oder machen bei der Bundespolizei oder der Feuerwehr eine mehrjährige, das Sportengagement begleitende Berufsausbildung. Die Einbindung in diese Strukturen ermöglicht es den Athletinnen, sich auf den Sport zu konzentrieren und hohe Trainingspensen zu absolvieren, während sie zugleich ihren Lebensunterhalt sichern.¹ Letzteres ist nicht für alle sechs interviewten

1 | Die in der Bundesrepublik Deutschland vom Bundesministerium des Innern finanzierte Sportförderung erstreckt sich auf die Bereiche der Bundeswehr, der Bundespolizei und der Feuerwehr (www.bmi.bund.de). Voraussetzung für die Auf-

Fußballerinnen möglich. Nur vier von ihnen, Ela, Nadine, Ina und Andrea, haben zum Zeitpunkt der Gespräche einen Vertrag mit ihrem Verein über ein geringes, jedoch nach eigener Auskunft die monatlichen Kosten deckendes Gehalt. Die Summen liegen zwischen 600 und 1.100 €. Ela lebt darüber hinaus in einer von ihrem Verein bezahlten Wohnung, die sie mit einer Teamkollegin teilt. Zwei weitere Spielerinnen, Hannah und Esther, befinden sich in der Zeit der Interviews in einer Berufsausbildung jenseits des Sports und haben so ein monatlich gesichertes finanzielles Auskommen.

Das unterschiedliche Leistungsniveau der Sportlerinnen schlägt sich in besonderem Maße auch in den Trainingsumfängen nieder, die die Athletinnen wöchentlich absolvieren. Besonders hoch liegt der zeitliche Aufwand bei den Ringerinnen und Gewichtheberinnen. Sie verbringen zwischen 16 und 24 Stunden pro Woche beim Training, abhängig vom Wettkampfkalender. So hatten beispielsweise zwei Ringerinnen (Stephanie und Miriam), die ich zu Beginn der Vorbereitungszeit auf internationale Meisterschaften interviewte, sechs Wochen mit je 24 fest eingeplanten Trainingsstunden vor sich. Im Vergleich dazu trainieren die Fußball- und Eishockeyspielerinnen verhältnismäßig wenig, was jedoch auch sportartenbedingt ist. In den beiden Bundesliga-Fußballvereinen waren pro Woche zwischen vier und sechs Trainingseinheiten à eineinhalb bis zwei Stunden angesetzt. Hinzu kommt, dass die Spielerinnen während der Saison je ein Spiel am Wochenende absolvieren. Der von meinen Interviewpartnerinnen angegebene Trainingsumfang variierte zwischen sechs und elf Stunden wöchentlich. Noch einmal geringer war der zeitliche Aufwand bei den Eishockeyspielerinnen, die zweimal die Woche für eineinhalb Stunden auf dem Eis waren. Mehr »Eiszeit«, berichteten die Spielerinnen, stelle ihnen der Verein nicht zur Verfügung. Anzumerken bleibt, dass zwei der Eishockeyspielerinnen (Lisa und Rike) sich insofern von ihrem Team unterscheiden, als dass sie jenseits des

nahme in die Sportförderung ist die Einstufung de_r Athlet_in in die Nationalkader der Sportverbände. Die Sportförderung wird in Abhängigkeit von der Leistung verlängert oder gegebenenfalls auch ausgesetzt oder abgebrochen. Grundsätzlich bieten die genannten Institutionen sogenannte duale Karrieren an, die es den Sportler_innen erlauben sollen, während ihrer Aktivenzeit eine Berufsausbildung abzuschließen (zum Problem der Vereinbarkeit von Spitzensport und Beruf vgl. Borggreve 2013).

Trainings auf dem Eis auch anderweitig trainieren. Sie gehen laufen und spielen in Inline-Hockey-Teams und geben an, insgesamt zwischen acht und neun Stunden Sport pro Woche zu treiben.

Trotz der unterschiedlichen Leistungsniveaus und der zum Teil sehr unterschiedlichen Bedingungen, unter denen meine Interviewpartnerinnen ihrem Sport nachgehen, vereint die Athletinnen ein Selbstverständnis als »Leistungssportlerinnen« und das Bewusstsein dafür, dass es keine Selbstverständlichkeit ist, als Frau in einer Männersportart aktiv zu sein. Das sei einfach »ungewöhnlich«, wenn nicht sogar »außergewöhnlich«. Ihr Sportengagement trage – wie die Eishockeyspielerin Isabelle es formuliert – »den Stempel des Männlichen« (Isabelle EH01). Eishockey, Ringen, Gewichtheben, Fußball – in den Augen meiner Interviewpartnerinnen sind diese Sportarten Männersportarten² und somit etwas, das Frauen gemäß der Überzeugung der breiten Öffentlichkeit eigentlich nicht machen. Bewusst wird dies den Athletinnen zum Beispiel dann, wenn Personen erstaunt, überrascht, verwundert und manchmal auch erschrocken auf ihr Sportengagement reagieren. So wie im Fall der Ringerin Tanja, deren ganze Familie im Verein des Heimatdorfes aktiv ist. Der Vater war Gründungsmitglied, die Mutter ist im Vorstand und der ältere Bruder kämpft in der Regionalliga. Im Dorf ist Ringen »richtig bekannt«, erzählt Tanja, jede_r kennt die Sportler_innen, und egal, ob Junge oder Mädchen, wer Lust hat, zu trainieren, der oder die ist willkommen. Dass es etwas Besonderes ist, als Mädchen zu ringen, bemerkt Tanja erst nach ihrem Wechsel an die Sportschule in der nächstgelegenen größeren Stadt. Für die Leute im Internat sei es gleich »zweimal ungewöhnlich« gewesen (Tanja, RI01), dass ein Mädchen auf der Matte steht. Denn Ringen sei zum einen eine »Randsportart«, die kaum jemand kennt, und zum anderen sei die Vorstellung, dass auch Mädchen »Kopfnüsse« verteilen, für viele ungewohnt. Vor allem zu Beginn reagierten viele »erschrocken«, sagt Tanja, fügt jedoch abmildernd hinzu »aber eher so im positiven Sinne (.) erstaunt könnt man jetzt auch sagen« (Tanja RI01).

Erstaunen und Verwunderung darüber, dass Frauen ringen, Gewichte heben, Eishockey oder Fußball spielen, zeigt sich den Sportlerinnen auch dann, wenn Arbeitskolleg_innen, neue Bekanntschaften oder auch

2 | Der Begriff »Männersportart« taucht in den Interviews zur Beschreibung des eigenen Sportengagements explizit auf und wird von mir als Forscherin nicht eingeführt.

Verwandte nachfragen und Interesse am Sportengagement der Athletinnen zeigen. Immer wieder wollten Leute wissen, wie sie denn überhaupt als Frau zum Ringen komme, erzählt beispielsweise Tanjas Kollegin Miriam. Und die Fußballerin Nadine erklärt, sie müsse häufig erstmal »Aufklärungsarbeit« in Sachen Frauenfußball leisten (Nadine FBo6). Viele verstünden selbst Bundesliga-Frauenfußball als »so 'ne Hobbysportart von Frauen« (Nadine, FBo6) und hätten keine Ahnung, wie viel Arbeit und Trainingsaufwand dahinterstünden. Die meisten seien überrascht, wenn sie hörten, dass sie täglich trainierten und es sich um »knallharten Leistungssport« handele. Ähnlich verhält es sich aus Isabelles Sicht auch im Eishockey. Viele Leute wüssten gar nicht, dass auch Frauen auf dem Eis stehen und dem Puck hinterherjagen und es darüber hinaus seit Jahren ein Eishockeynationalteam der Frauen gibt. Während ihrer Zeit als Sportstudentin, so berichtet Isabelle, sei sie stets aufgefallen, weil sie die einzige Eishockeyspielerin weit und breit war und sich Dozent_innen aufgrund dessen immer an sie erinnerten. Handballerinnen und Volleyballerinnen habe es damals »wie Sand am Meer« gegeben, Frauen im Eishockey waren jedoch eine Seltenheit und »sehr außergewöhnlich« (Isabelle, EHo1). In den letzten Jahren habe sich dies aber ein wenig verändert, sagt Isabelle später, der Anblick von Frauen in »Männersportarten« sei mittlerweile zumindest »so 'nen bisschen normaler« geworden (Isabelle EHo1). Diese Einschätzung teilen auch andere Sportlerinnen. Vor allem die Fußballerinnen betonen, dass der Frauenfußball in den vergangenen Jahren »mehr Zuspruch bekommen hat« (Hannah, FBo1). Fast jeder wisse heute über die großen Erfolge der Nationalmannschaft der Frauen Bescheid, und manchen seien sogar die Namen der Spielerinnen bekannt. Einen großen Anteil am »Volkssport Nummer Eins« (Hannah, FBo1) habe der Frauenfußball allerdings immer noch nicht. Vielleicht spielt er eine »zweiprozentige Rolle« (FBo1), schätzt Hannah, und Andrea ist der Meinung, dass Fußball halt »schon noch 'ne sehr männerlastige Sportart« (FBo5) ist. Ähnlich bewerten die Ringerinnen und Gewichtheberinnen die Situation. Sie alle heben einerseits hervor, dass sich zunehmend Mädchen und Frauen für ihre Sportarten begeistern, bemerken aber zugleich, dass sie zahlenmäßig nach wie vor deutlich unterrepräsentiert sind. Es sei schade, dass nur so wenige Mädchen und Frauen den Schritt zum Gewichtheben wagen, beklagen zwei jüngere Gewichtheberinnen im Interview. Dabei sei es doch eine klasse Sportart und mache eine Menge Spaß, sagen die beiden auf meine Frage, was sie sich für ihre Zukunft und die

des Gewichthebens wünschen. Mädchen und Frauen sollten einfach mal reinzuschnuppern, es einfach mal versuchen, lautet Sonjas »Appell«, wie sie es selber nennt, »mehr [...] wie nich gefallen kann's dir ja nich. Es kann dir ja nich wehtun.« (Sonja, GH03)

Wenngleich die Athletinnen in den Interviews mit Begeisterung über ihren Sport sprechen und sich, wie die beiden zitierten Gewichtheberinnen, wünschen, dass mehr Mädchen und Frauen aktiv werden, machen sie zugleich klar, dass die Partizipation in einer Männersportart nicht durchgehend problemlos ist. Ganz im Gegenteil, eine Sportart zu betreiben, in der hauptsächlich Jungen und Männer zu finden sind und die im Umkehrschluss für Frauen als ungewöhnlich gilt, ruft nicht nur Bewunderung hervor, sondern bedeutet auch, mit Widerständen und Schwierigkeiten konfrontiert zu sein. Und eben dies machen alle Sportlerinnen häufig schon bei der Beantwortung der Eingangsfrage des Interviews zum Thema, das heißt im Kontext der Erzählung der eigenen Sportbiografie, deutlich.³ So berichten einige meiner Interviewpartnerinnen von Problemen beim Einstieg in die Sportart, von Einwänden der Eltern und ihren Sportverboten, von strukturellen Benachteiligungen in Sachen Trainingsbedingungen sowie von fehlender Aufmerksamkeit und Unterstützung in den Vereinen und vonseiten der Verbände. Andere wiederum erzählen von der Nicht-Beachtung und ungerechten Behandlung durch Trainer sowie von Beschimpfungen und dummen Sprüchen, die ihnen innerhalb und außerhalb des Sportkontextes begegnen. Die Palette der zur Sprache gebrachten sozialen Sanktionen ist breit und bestätigt weitgehend das, was bereits vorliegende Forschungen herausgearbeitet haben (vgl. Lenskij 2005, Hall 2016, Hartmann-Tews/Alfermann 2006, Kleindienst-Cachay/Heckemeyer 2008). Vor allem identitätstheoretisch ausgerichtete Arbeiten haben nicht nur mit Blick auf Frauen in Männersportarten darauf verwiesen, dass die Teilhabe am Sport für Mädchen und Frauen häufig mit widersprüchlichen Erfahrungen, mit Identitätsgewinnen und Identitätsgefährdungen, verbunden ist. Können Sporttreiben

3 | Die Eingangsfrage beziehungsweise einleitende Erzählaufforderung lautete: Zu Beginn möchte ich Dich/möchte ich Sie bitten, mir deine/Ihre persönliche Sportgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die Dir/Ihnen dazu einfallen (von der Kindheit bis heute). Du kannst Dir/Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Du möchtest/Sie möchten. Ich werde Dich/Sie nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen machen und später noch mal darauf zurückkommen.

und die damit verbundenen Körpererfahrungen einerseits als empowernd und ermutigend wahrgenommen werden, so bedeutet das Eindringen in männlich dominierte Sportkontexte sowie die Aneignung männlich konnotierter Körperpraktiken und Körperpräsentationen zugleich auch das Überschreiten von Geschlechtergrenzen und zieht negative soziale Sanktionen nach sich (vgl. Gieß-Stüber 2000, Kunzendorf/Kleindienst-Cachay 2003, Mennesson 2004, Scraton et al. 1999).

Interessant ist, dass meine Interviewpartnerinnen die erlebten Widerstände, Hindernisse und Probleme ohne Umschweife ansprechen und somit aktiv ein Bild ihres Sportengagements zeichnen, das auch die Auseinandersetzung mit sozialen Sanktionen beinhaltet.⁴ Im Kontext meiner Analysen nehme ich diese Diskriminierungserfahrungen in ihrer empirischen, wenn auch subjektiven Faktizität ernst und deute sie als praktische Realisierungen jener hierarchisierenden und den Frauensport abwertenden objektiven Strukturen, die ich zuvor beschrieben habe. Darüber hinaus geht es mir im Folgenden aber auch um die Funktion der in den Interviews thematisierten Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern. Denn diese sind stets eingebunden in breitere, umfangreichere Erzählungen meiner Gesprächspartnerinnen als Sportlerinnen respektive als Frauen im Sport; mehr noch: Das Sprechen über Widerstände und negative Sanktionen scheint mir konstitutiv für die Narration als Athletin in einer Männersportart. Mit dem männlich konnotierten Sport und seinen Anforderungen anzuecken, so ließe sich dieser Gedanke zuspitzen, ist immer auch ein Nachweis von Frausein.

Diese Gedanken möchte ich im Folgenden entfalten, indem ich weniger die Hindernisse, Probleme und Sanktionen, mit denen sich die Sportlerinnen konfrontiert sehen, in den Vordergrund rücke, sondern vielmehr die Frage, *wie* diese von meinen Interviewpartnerinnen erzählt und bearbeitet werden. Im Fokus meiner Analysen stehen dabei zwei zentrale

4 | Spreche ich an dieser Stelle von einem offenen Umgang mit erlebten Problemen und Benachteiligungen, so spiele ich darauf an, dass die Sportlerinnen die Situationen ohne direkte Nachfrage meinerseits thematisieren. Zu berücksichtigen ist allerdings, dass in der Interviewsituation auch Erwartungen an mich als Forscherin zum Tragen kommen, die das Reden von und Berichten über Diskriminierungserfahrungen begünstigen. Es ist davon auszugehen, dass die Sportlerinnen meine Forschungsanliegen und -interessen antizipieren und auch aufgrund dessen Probleme und Benachteiligungserfahrungen zur Sprache bringen.

Aspekte. In einem ersten Schritt geht es mir in Kapitel 4.1 um die Auseinandersetzung der Sportlerinnen mit Momenten der Marginalisierung von Frauen im Leistungssport. Ganz konkret kommen soziale Sanktionen zur Sprache, die die Leistungsfähigkeit der Athletinnen beziehungsweise die Leistungsfähigkeit von Frauenkörpern im Allgemeinen abwerten und damit deren Eignung als Sportkörper infrage stellen. Wie ich zeigen werde, begegnen meine Interviewpartnerinnen dieser Form der Marginalisierung mit dem Versuch, Frauenkörper als Sportkörper zu legitimieren. Es handelt sich dabei im Sinne meiner theoretischen Überlegungen (vgl. Kapitel 2) um eine spezifische Strategie der Vergeschlechtlichung, die sich unter anderem in der Forderung nach Gleichberechtigung im Sport manifestiert.

Im zweiten Teilkapitel (Kapitel 4.2) stehen die von den Athletinnen thematisierten Adressierungen als »Mannweiber« und »Lesben« im Zentrum der Analyse. Beide Bezeichnungen werden von meinen Interviewpartnerinnen als Diskreditierungen von Frauen in Männersportarten respektive als ungerechtfertigte Pauschalisierungen und Abwertungen beurteilt. Interessant ist nun, dass und wie die Sportlerinnen die pejorativen Anrufungen mit Inhalt füllen, sich gegen sie zur Wehr setzen und im Zuge dessen Frausein und Weiblichkeiten in Form eines Heteronormalisierens des Sportlerinnenkörpers verhandeln. Dieser zweite Analyseteil skizziert damit eine Art Gegenbewegung zu den im ersten Schritt beschriebenen Legitimierungsstrategien.

4.1 GLEICHBERECHTIGUNG FORDERN – FRAUKÖRPER ALS SPORTKÖRPER

Dass sich Athletinnen vor allem dann, wenn sie in Männersportarten aktiv sind, von etablierten Akteur_innen in Vereinen und Verbänden, aber auch von Zuschauer_innen und einer breiteren medialen Öffentlichkeit kritisch beäugt sehen, ist aus bereits vorliegenden Studien bekannt und gewissermaßen ein Gemeinplatz geschlechtertheoretischer Forschungen zum Sport (vgl. Cahn 2015, Hargreaves/Anderson 2014). Jenseits des Erstaunens oder gar Entsetzens darüber, dass Frauen gewillt sind, Sportarten zu betreiben, die lange Zeit ausschließlich Männern vorbehalten waren, spielt dabei der Zweifel an der sportlichen Kompetenz und der physischen Leistungsfähigkeit der Athletinnen eine zentrale Rolle. Zwar

finden sich heute kaum mehr Argumentationen, die Frauen generell sportliches Können absprechen; die Überzeugung, dass sie schlechtere ›Sportler‹ sind als Männer, hält sich allerdings konsequent. Deutlich wird dies unter anderem in allseits bekannten Sätzen wie »Du wirfst wie ein Mädchen« oder »Du spielst wie ein Mädchen«. Adressaten dieser Redewendungen sind in der Regel nicht Frauen oder Mädchen, sondern Jungen und Männer, deren sportliche Leistungen als schwach oder schlecht gelten. Einen Ball nicht weit oder ungenau zu werfen oder beim Fußball einen Fehlpass zu spielen, wird dabei synonym gesetzt mit dem sportiven (Nicht-)Können von Mädchen und Frauen. Dass die genannten Redewendungen auch heute gang und gäbe sind, zeigte eine im Sommer 2014 von der Marke Always lancierte Kampagne mit dem Titel #wieeinmädchen⁵. Auf die Frage, was es bedeute, wie ein Mädchen zu werfen, zu laufen oder zu kämpfen, imitierten die Befragten – egal ob Mädchen, Jungen, Männer oder Frauen – stereotyp weibliche, lächerlich erscheinende Bewegungsweise. Das Bild des unsportlichen beziehungsweise sportlich ungeschickten Mädchens hält sich also nach wie vor – und dies trotz der mittlerweile großen Zahl an (hoch-)leistungssportlich aktiven Frauen, die vielfach bewiesen haben, dass sie werfen, laufen und kämpfen können.

Dass die Anerkennung erbrachter Leistungen und sportiven Könnens von Frauen nach wie vor nicht selbstverständlich ist, thematisieren auch meine Interviewpartnerinnen. Wie bereits angedeutet, berichten die Sportlerinnen von unterschiedlichen Situationen, in denen Familienmitglieder, Trainer und Sportkollegen⁶ suggerieren, dass sie den Athletinnen mit Blick auf ihre körperliche Leistungsfähigkeit weniger zutrauen als Männern; oder dass sie der Überzeugung sind, Frauen seien in Sportarten wie Ringen, Gewichtheben, Eishockey und Fußball fehl am Platz. Ein solcher Moment ist bei einigen meiner Interviewpartnerinnen die Phase des Einstiegs in ihre Sportart. So zum Beispiel bei Maja, deren Eltern sofort »einen Riegel vorschoben« (Maja R102) als sie ihrem älteren Bruder naheifern und gemeinsam mit ihm zum Ringen gehen wollte. Im Interview erzählt Maja, wie sie ihren Bruder schrittweise überredete, sie heimlich mit zum Training zu nehmen. Doch obwohl dieser sich schließlich überzeugen ließ und auch der Vater am Ende mit dem Sportengagement

5 | Die Videos der seit Sommer 2014 laufenden Kampagne #wieeinmädchen sind online verfügbar, siehe www.always.de/de-DE/likeagirl.aspx.

6 | Die Sportlerinnen sprechen im generischen Maskulinum.

seiner Tochter einverstanden war, machten beide ihr immer wieder klar, dass sie ihr den Sport nicht zutrauten und vom Frauenringen allgemein nichts hielten. Manchmal habe ihr Bruder sie zu Wettkämpfen begleitet und »als Trainer quasi auf'm Stuhl« gesessen (Maja, R102), erinnert sich Maja. Anstatt ihr zu helfen, habe er ihr jedoch zu verstehen gegeben, dass sie schlecht ringe. »Ja was machsten da (.) das und das (.) das is doch total falsch (.) auf so nen Griff kann man ja gar nicht reinfallen (.) das geht gar nicht.« So und ähnlich habe ihr Bruder die Kämpfe kommentiert und sie »eher so nen bisschen belächelt und auch's Frauenringen allgemein belächelt« (Maja, R102). Mit der Zeit konnte Maja sowohl ihren Bruder als auch ihren Vater zwar davon überzeugen, dass sie den harten Ringersport durchhält – und dies zudem sehr erfolgreich –, doch der skeptische Blick blieb, erzählt sie. Ihr Bruder sei nie »Frauenringen-Fan« (R102) geworden.

Vergleichbar ist die Situation, von der Anja berichtet. Auch sie macht vor allem zu Beginn ihrer Zeit beim Eishockey die Erfahrung, dass man ihr, beziehungsweise Frauen im Allgemeinen, den Sport nicht zutraut. Viele hätten das »Dameneishockey allgemein« belächelt, und häufig habe es geheißen »hahaha, ja könnt ihr denn überhaupt bremsen?« (Anja, EHo6). Solche und ähnliche Sprüche zitieren meine Interviewpartnerinnen immer wieder, oft in Zusammenhang mit Situationen, in denen sie gemeinsam mit Jungen und Männern trainieren. »Du spielst doch nur, weil dein Vater Trainer is«, wurde zum Beispiel der Fußballerin Ina (FB04) von den Jungen in ihrer Mannschaft vorgeworfen, und auch Nadine sah sich in der Sportschule, wo sie und ein anderes Mädchen bei den Jungen mitspielten, mit Zweifeln an ihrer Leistungsfähigkeit und sportlichen Kompetenz konfrontiert. Ständig habe es geheißen, »was wollen die Mädels hier (.) die denken wohl die können Fußball spielen« (Nadine, FB06). Jeder Tag sei damals »ein kleiner Kampf« gewesen, fügt Nadine hinzu, sie habe sich stets beweisen und behaupten müssen.

Wie in bereits vorliegenden Studien deutlich wird, sind es jedoch nicht allein die Mitspieler und Gegner, die dem sportiven Können der Mädchen und jungen Frauen skeptisch gegenüber eingestellt sind. Nicht selten kommunizieren auch die Trainer der Kinder- und Jugendteams auf indirektem Wege, dass Mädchen und Frauen in ihren Augen nicht das gleiche sportliche Talent haben wie Jungen und Männer. Gleich mehrere der von mir interviewten Teamsportlerinnen berichten, dass sie zu Beginn ihres Sportengagements in Jungenteams oft auf der Bank saßen und nur

selten aufgestellt wurden; und das, obwohl sie in der eigenen Wahrnehmung nicht die Schlechtesten im Team waren. So berichtet Hannah, ihr damaliger Trainer sei ein »kleiner Frauenhasser« gewesen, der »damit«, d.h. mit einem Mädchen in einer reinen Jungengemischten Mannschaft, nicht umgehen können. Oft habe er sie nicht aufgestellt. Sie sei zwar schon eine der Schlechtesten gewesen, sagt Hannah über sich selbst, »aber nicht die Schlechteste und diejenigen die noch schlechter warn ham halt trotzdem gespielt« (Hannah, FB01). Von einem ähnlichen Erlebnis berichtet auch Hannahs Teamkollegin Ina. Über Jahre ist sie im Jungenteam aktiv, sogar mit 16 Jahren spielt sie noch dort. Der Trainer allerdings stellt sie mit zunehmendem Alter nicht mehr auf. Da konnte sie sich »im Training reinhängen und wie sonst was bemühen«. Auch der Verbandstrainer, der von Inas Spielfähigkeit überzeugt ist, kann ihr nicht helfen. Für den Vereinstrainer ist klar, dass »die Jungs« nicht mit ihr klarkommen und sie deshalb lieber in der »Damenmannschaft« spielen solle; von unzureichender Leistung ist also offiziell nicht die Rede. Für Ina ist dies lediglich ein Vorwand. Denn Probleme mit ihren Mitspielern habe sie nicht gehabt. Das seien Freunde gewesen, mit denen sie auch jenseits des Trainings am Nachmittag »kicken« ging.

Dass die Athletinnen nicht nur in der Jugendzeit, sondern auch aktuell noch damit zu kämpfen haben, dass ihnen sportliche Kompetenz und Leistungsfähigkeit abgesprochen werden, zeigt das Beispiel einer der interviewten Eishockeyspielerinnen. »Wenn man manchmal mit Männern zusammenspielt, dann nervt das ganz schön«, erzählt Lisa, »die trauen einem nichts zu und klar bin ich vielleicht physisch betrachtet unterlegen, aber ich kann vielleicht trotzdem nen tollen Pass spielen oder Kombinationen spielen. Das trauen die einem aber nich unbedingt zu, es sei denn, sie kennen dich gut und haben schon öfter mit dir gespielt.« (Lisa, EH02) In solchen Momenten müsse man erstmal beweisen, dass man »körperlich was drauf« habe (Lisa, EH02). Nicht selten gingen die gegnerischen Spieler extra hart gegen sie vor, um zu zeigen, wer die Nase vorn habe. Das bestätigt auch Lisas Teamkollegin Rike. Wenn sie als Frau einen Mann »auszocke«, der ebenfalls Eishockey spielen könne, dann erhalte sie dafür in der Regel keine Anerkennung. Ein »für ne Frau nicht schlecht« sei da schon das höchste der Gefühle. Zumeist aber versuche der Spieler unmittelbar »in 'nen Angriff überzugehen«. Wie Rike im Verlauf des Interviews erzählt, sind es jedoch nicht nur erwachsene Männer, die einen skeptischen Blick auf Frauen im Eishockey werfen. Auch der

sportliche Nachwuchs müsse erst davon überzeugt werden, dass Frauen Eishockey spielen können. Als sie im Verein das erste Mal ein Jungenteam trainierte, hätten die Jugendlichen erstaunt und ungläubig reagiert (»häh, 'nen Mädchen aufm Eis« (Rike, EHO3)). Die Skepsis sei mit der Zeit jedoch einer gewissen Bewunderung gewichen. Mittlerweile fänden die Jungen es »rattenscharf« (Rike, EHO3), wenn sie ihnen neue Tricks zeige.

Thematisieren meine Interviewpartnerinnen zum einen, dass ihre Leistungsfähigkeit und sportliche Kompetenz angezweifelt und infrage gestellt wird, bringen sie zum anderen auch Situationen zur Sprache, in denen sie die von ihnen erbrachte Leistung nicht wertgeschätzt sehen. Die Sportlerinnen beklagen sich im Interview offen darüber, dass ihre Leistungen insbesondere von Vereins- und Verbandsseite, aber auch von der breiten Öffentlichkeit nicht im gleichen Maße honoriert werden wie die Leistungen ihrer Sportkollegen, also der Männer. Ein erstes Beispiel hierfür liefern erneut die Eishockeyspielerinnen, die im Vergleich zum Männerteam ihres Vereins stets das kürzere Los ziehen, wenn es um Trainings- und Wettkampfzeiten für die bevorstehende Saison geht. Häufig trainieren sie in der Woche am späten Abend, nachdem die Männer ihre Eiszeit – also Trainingszeit – hatten. Zugleich müssen sie am Wochenende besonders früh raus, da ihre Spiele bereits um acht Uhr morgens angesetzt sind. Nina beklagt diese Situation und beschwert sich über den fehlenden Aktionismus der Verantwortlichen in der Eishockeyabteilung des Vereins. Immerhin spiele das Frauenteam in einer weit höheren Liga als die Herren und sei im vergangenen Jahr als erfolgreichste Mannschaft des gesamten Vereins ausgezeichnet worden. »Wir sind mit Abstand die erfolgreichste Eishockeymannschaft bei uns im Verein«, erzählt Nina und fährt fort

»und wir kriegen Eiszeiten bei uns zum Spielen um 7 Uhr 30 am Sonntagmorgen (.) wo ich denke unsere Herrenmannschaft die wirklich schlecht is (.) die kriegen immer die Sonntagsabendsspielzeiten um 20 Uhr (.) und wir kriegen dann halt solche Morgenszeiten ne (l:hm) wir haben uns auch schon oft aufgeregt (.) so von wegen es sind beides Seniorenmannschaften (.) und eigentlich könnte man sich auch abwechseln dass (.) was weiß ich (.) statt wir jetzt sach ich jetzt mal vier Spiele morgens haben (.) dass wir zwei morgens haben und die Männer auch zwei (.) könnt man ja so machen (l:hmh) aber is natürlich nich so weil die Männer die würden nen Vogel zeigen und nich kommen (.) und ja (.) dementsprechend machen die das

schon generell nicht und (...) da denk ich halt immer wieder so hm da sieht man mal wieder Fraueneishockey wie es so angesehen wird« (Nina, EH05)

Benachteiligungen in Bezug auf Trainings- und Wettkampfbedingungen sind auch bei den Gewichtheberinnen und Ringerinnen ein wichtiges Thema. »Wir sind ja eigentlich alle Nationalmannschaft irgendwo oder die besten von Deutschland«, sagt beispielsweise Sonja (GH03) und drückt ihr Unverständnis darüber aus, dass Männer und Frauen im Gewichtheben getrennt voneinander trainieren, unterschiedliche finanzielle Förderung erhalten und entsprechend verschiedene Trainingsbedingungen vorfinden. Ihre Teamkollegin Vanessa zeichnet ein ähnliches Bild und macht vor allem die schwere finanzielle Lage des Frauengewichthebens zum Thema. Es seien weit weniger Mittel für die Frauen da, obwohl diese in der Breite sogar bessere Leistungen brächten als die Männer. Am Beispiel der letzten großen internationalen Wettkämpfe verdeutlicht sie dies. Zwar hätten die Männer einen Olympiasieger und somit ein Aushängeschild, doch auch bei den Frauen wären gleich mehrere zweite und dritte Plätze dabei gewesen. Mehr als ein »hey Glückwunsch haste schön gemacht« (Vanessa, GH01) und einen festen Händedruck habe es jedoch nicht gegeben. In den vergangenen Jahren hätten die Frauen die Kosten für die Teilnahme an den Welt- und Europameisterschaften in Teilen sogar selbst tragen müssen, berichtet Vanessa, auch bei den Trainingslagern sei das so gewesen. Zum Glück habe sie jedoch Unterstützung von der Sporthilfe und vom Athletenverband bekommen. »Allein hätte ich das nicht zahlen können«, erzählt sie. Was Vanessa jedoch besonders wurmt, ist die Ungleichheit in der Förderung zwischen Männern und Frauen:

»wir mussten halt von vornher das bezahlen (...) wir habens dann teilweise gekriegt vom Verband und die Männer haben alles gekriegt (...) und (...) ja die fahren ins Trainingslager nach Teneriffa oder so und wir machen Trainingslager aufm Rabenberg (...) Erzgebirge (lacht) und solche Scherzchen und dann müssen wirs auch noch selber bezahlen« (Vanessa, GH01)

Ähnliche Unterschiede zwischen der Förderung von Männern und Frauen kommen auch bei den Ringerinnen zur Sprache. Im Vordergrund steht bei ihnen die häufig spärliche Betreuung. Stefanie und Maja berichten beide, dass sie in ihren Vereinen stets um Aufmerksamkeit kämpfen mussten und häufig nur *mit*trainieren durften. Sie hatten, wie Maja

(R102) es formuliert, den Status von Mitläuferinnen. Für das Frauenringen habe sie nie jemand interessiert, berichtet sie im Interview, »das ist da mitgelaufen einfach so« und »da hat sich niemand also irgendwie um's Frauenringen gekümmert«. Mehrfach habe sie den Verein gewechselt, in der Hoffnung, bessere Trainingsbedingungen vorzufinden und als Ringerin besser gefördert zu werden. Am Ende landete sie in dem Verein, in dem sie von Beginn an aktiv war, da es dort jemanden gab, der eine »Frauenmannschaft« ins Leben gerufen hatte. Majas Ringerkollegin Stefanie (R104) erzählt ihre Sportgeschichte ähnlich. In ihrer gesamten Karriere habe sie nie längerfristig mit einem Trainer zusammengearbeitet und sei häufig allein zu Wettkämpfen gefahren. Ihr Vater, der ebenfalls aktiver Ringer war, habe sie manchmal begleitet.

Was Stefanie und Maja nicht weiter ausführen und was als selbstverständlicher Subtext mitläuft, ist die unter Akteur_innen des Leistungssports bekannte Tatsache, dass das Trainingsumfeld und eine konstante Betreuung den Erfolg einer Athletin oder eines Athleten maßgeblich mitbestimmen. Trainer_innen sind für die Sportler_innen wichtige Ansprechpartner_innen und Vertrauenspersonen, sie kümmern sich in der Regel um Trainings- und Wettkampfpläne und unterstützen ihre »Schützlinge« bei Wettkämpfen und auch in Krisensituationen. Dass Trainer_innen beziehungsweise eine kompetente Betreuung für den sportlichen Erfolg im Feld des Sports bedeutsam sind, findet auch der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) und gründete bereits 1974 eine Trainerakademie in Köln, die ein auf Trainer_innen im Leistungssport zugeschnittenes Studium anbietet. »Trainerakademie Köln des DOSB. Wo Erfolgsmomente beginnen«, heißt es auf der Homepage. Der Slogan verdeutlicht: Gut ausgebildete Trainer_innen sind aus Sicht des DOSB ein Schlüssel zum Erfolg. Im Umkehrschluss deutet sich damit jedoch auch an, dass die Abwesenheit eines Trainers oder einer Trainerin respektive eine häufig wechselnde Betreuung leistungsmindernd sein können – ein Hindernis, das die beiden zitierten Ringerinnen im Laufe ihrer Karriere überwinden mussten und mit dem Stefanie, wie sie berichtet, auch aktuell noch zu kämpfen hat.

Bemerkenswert an den Schilderungen meiner Interviewpartnerinnen ist, dass die Marginalisierung von Frauen im Feld des Sports und die damit verknüpften Benachteiligungs- und Diskriminierungserfahrungen überhaupt sag- und besprechbar sind. Wie bereits zu Beginn dieses Kapitels angedeutet, zeichnen die Athletinnen im Interview ein Bild ihres

Sportlerinnenseins, das immer auch die Konfrontation mit negativen sozialen Sanktionen bedeutet. Sie markieren auf diese Weise ihre eigene Position als auch die von Frauen im Sport allgemein als eine randständige, marginalisierte. Dass sie dies tun beziehungsweise dass dies möglich ist, lässt sich darauf zurückführen, dass politische Debatten über eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe von Männern und Frauen auch den Sport erreicht haben. Das zeigen unter anderem Gleichstellungsinitiativen des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB), der 2012 einen Beschluss mit dem Titel *Chancengleichheit im Sport durchsetzen* verabschiedete. Ziel dessen ist es, im Sport und in den Strukturen der Sportorganisationen für mehr Gleichberechtigung von Männern und Frauen zu sorgen (Deutscher Olympischer Sportbund 2012). Die von meinen Gesprächspartnerinnen thematisierten Abwertungen und strukturellen Ungleichheiten zwischen Männer- und Frauensport sind in diesem Sinne von einer breiten Öffentlichkeit anerkannte und damit artikulierbare Probleme. Doch nicht nur das, den Interviews unterliegt ferner der implizite Konsens, dass die erfahrenen Diskriminierungs- und Benachteiligungserfahrungen Unrecht sind, das heißt der Grundidee gleichberechtigter Partizipation im Sport widersprechen und folglich bekämpft werden müssen. Eben dieser normative Konsens spiegelt sich in der Forderung nach »Gleichberechtigung«, die von der Gewichtheberin Vanessa und der Eishockeyspielerin Nina explizit formuliert wird. Auf meine Nachfrage, was sie sich vonseiten ihrer Vereine und Verbände zukünftig erhoffen, gebrauchen beide diesen Begriff und verweisen damit auf die angesprochenen (sport-)politischen Debatten.

Im Folgenden geht es mir nun darum, die in den Interviews laut werdende Forderung nach Gleichberechtigung genauer unter die Lupe zu nehmen und mit Inhalt zu füllen. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist dabei die Feststellung, dass eine Marginalisierung im Feld des Sports über das Nicht-Anerkennen und Abwerten sportlichen Könnens und physischer Leistungsfähigkeit immer auch ein grundsätzliches Infragestellen der legitimen Teilhabe im Feld des Leistungssports bedeutet. Wie zuvor gezeigt, suggeriert der Sport mit seiner formalen Struktur eine stringente Orientierung an einem meritokratischen System, das heißt einem System, das ausschließlich nach dem Kriterium der Leistung selektiert und ordnet. In dieser Logik darf am Leistungssport teilnehmen, wer Leistung erbringt und Können zeigt. Auch die interne Hierarchie des Feldes wird durch das Messen erbrachter Leistungen entlang objektiv erachteter Leis-

tungsmaßstäbe (wie beispielsweise den cgs-Normen) bestimmt. Zweifel am sportiven Können und der physischen Leistungsfähigkeit von Frauen ist damit gleichbedeutend mit Zweifeln an ihrer Eignung für den Sport respektive ihrem Status als legitime Akteurinnen im Feld. Die Frage, wie meine Interviewpartnerinnen gleichberechtigte Teilhabe am Leistungssport fordern, verknüpfe ich daher mit der Frage, wie sie sich als legitime Akteurinnen im sozialen Feld des Sports positionieren.

Angesichts des langjährigen und umfangreichen Sportengagements meiner Gesprächspartnerinnen erstaunt es zunächst wenig, dass Sport und Sporttreiben in ihren Erzählungen, Berichten und Beschreibungen als »wichtiger Bestandteil des Lebens« (Ina, FBo4) auftaucht, als »Konstante« (Nadine, FBo6) und als etwas, das »schon immer da war« (Esther, FBo2). Sport ist »Leidenschaft« (Lisa, EHo2) und das »halbe Leben« (Britta, GHo5), und er ist etwas, wofür die Ringerin Miriam zum Zeitpunkt des Interviews »alles tun würde« (Miriam, RIo3). Mit solchen und ähnlichen Formulierungen positionieren sich die Athletinnen im Feld des Sports. Sie sind Sportlerinnen; und dies nicht »hobbymäßig«, wie die Fußballerin Ela betont, sondern »wettkampforientiert«. Unabhängig vom Leistungsniveau und der noch vor ihnen oder bereits hinter ihnen liegenden Sportkarriere ist für meine Interviewpartnerinnen klar, dass sie sich als Leistungssportlerinnen verstehen. Dies manifestiert sich sowohl in biografischen Erzählsequenzen, in denen sie ihr Sportengagement als eine Entwicklung zum Leistungssport beschreiben (»das hat sich auch so entwickelt, dass es jetzt so in den Leistungsbereich gegangen ist« (Esther, FBo2), »und dann isses irgendwann Leistungssport« (Anja, EHo4)), als auch in expliziten Selbstbeschreibungen als Leistungs- oder Hochleistungssportlerinnen und in Darstellungen des eigenen Alltags als Leistungssportalltag. Die Athletinnen sprechen davon, dass sie auf »Leistungssportbasis« (Sonja, GHo3) trainieren und »leistungsmäßig« (Tanja, RIo1) aktiv sind, sie beschreiben sich als Teil »dieser Leistungskiste« (Nadine, FBo6) und können sich ein Sporttreiben ohne Wettkampf nicht vorstellen. »Ich würde den Sport nie machen um nur zu trainieren (.) bei mir is immer der Wettkampfgedanke dabei« (Lisa, EHo2) erklärt beispielsweise die Eishockeyspielerin Lisa.

Sich auf die von Nadine angesprochene »Leistungskiste« einzulassen, bedeutet allerdings, in eine kompromisslose Leistungsmaschinerie zu geraten. Im Sport sei alles, so der Tenor in den Interviews, von der erbrachten Leistung abhängig: der Verbleib in der Liga oder im Nationalteam, das

Erreichen von Qualifikationsnormen und die Zulassung zu nationalen oder internationalen Wettkämpfen. Anerkennung erhält nur, wer Leistung bringt und auf dem Treppchen landet. Davon ist die Gewichtheberin Vanessa überzeugt. Gold, Silber, Bronze; was danach kommt, so formuliert sie es, »interessiert doch eh keinen« (Vanessa, GH01).

In den Interviews kommt die Radikalität des Leistungsprinzips vor allem in Thematisierungen von Verletzungsphasen oder Leistungstiefs zur Sprache. Das erbarmungslose Selektieren des Leistungssports scheint gerade dann für die Einzelne besonders spürbar zu sein. Nicht erbrachte Leistungen sind, ganz unabhängig von allen vorherigen Mühen und Erfolgen, Grund genug, den Stammplatz im Team zu verlieren, die Fahrt zur Meisterschaft vom Verband nicht gewährt zu bekommen oder aber sogar längerfristig aus den Förderstrukturen des Spitzensports ausgeschlossen zu werden. Die bereits zitierte Gewichtheberin Vanessa beispielsweise musste aufgrund einer Knieverletzung immer wieder »bibbern«, ob und wenn ja, für wie lange ihr Vertrag bei der Sportförderkompagnie der Bundeswehr verlängert wird, und auch die Fußballbundesligaspielerin Andrea erklärt, dass der ungefähr ein Jahr zurückliegende Kreuzbandriss der »worst case« und »größte Niederschlag« (Andrea, FB05) gewesen sei. Folge der Verletzung war der Ausschluss aus der »Stammmannschaft« und damit der Anfang einer »ziemlich harten Zeit«, in der die Angst dominierte, »nach diversen Verletzungsgeschichten dann irgendwann abgeschrieben [zu werden, K.H.]« (Andrea, FB05). Manchmal kündigten ihre Trainerinnen schon zwei Wochen vor einem Spiel an, dass diejenigen, die beim Samstagstraining nicht fit seien, gar nicht erst mitfahren dürften – »abartig« sei das.

Diese in den Interviews präsente Beschreibung des Sports als hochselektives Leistungssystem findet sich in einer Gesprächssequenz der Ringerin Stefanie in besonderem Maße auf den Punkt gebracht:

»gerad so Momente, wenn du verletzt bist (l:hmh) und du merkst das interessiert eigentlich gar keinen (.) du bist nur ne Nummer (.) und wenn du (.) oder du bist nur (.) irg= ja sagen mir mal ne Nummer die bringt die Leistung Nummer SO und du wirscht gerad ersetzt (l:hm) das interessiert keinen mehr (.) du bist praktisch wie (.) Abstellgleis (l: hm) und das war (.) eigentlich zweimal so (.) da hat ich nen Bandscheibenvorfall (l: oh) und das hat dann echt lang gedauert (.) und dann hab ich angerufen ›JA ich kann wieder ringen und so‹ (.) ›ja jetzt ringt erstmal die Lena ja und (.) ja guck erstmal dass de wieder=‹ ›ich so ja ich bin doch wieder fit‹ (.) ›ja

pff: und so (.) und das war's so wie (.) ›super (.) Pech gehabt (l:hm) und da denkst de dir auch ›ja toll (.) die ganze Zeit machst du alles und einmal geht's halt nimmer oder es klappt nimmer wie du willst (l:hm) und dann is vorbei (.) und das war genau das gleiche mit dem Knie« (Stefanie, R104).

Auf meine Frage, ob es in ihrer bisherigen Zeit im Ringen schwierige Phasen gegeben habe, leitet Stefanie mit einem langgezogenen »oh ja« die obige Passage ein. Das anfänglich von ihr gebrauchte verallgemeinernde »du« verweist darauf, dass sie nicht über sich selbst, sondern über den Sport beziehungsweise den Leistungssport als solchen spricht. Dieser zeichnet sich durch ein alleiniges Interesse an erbrachten Leistungen unabhängig von den hinter diesen Leistungen stehenden Personen aus. Denn, so stellt Stefanie fest, im Verletzungsfall merkst du »das interessiert eigentlich gar keinen«. Leistungen sind ersetzbar und Sportler_innen austauschbare Nummern. Die betroffenen Athlet_innen befinden sich dann auf dem »Abstellgleis«, sie sind – wenn ich die Metapher weiterdenke – ausrangiert. Eben diese Situation des Ausrangiert-Seins bezieht Stefanie im weiteren Verlauf der Passage auf sich selbst. Mit dem Wechsel zum »ich« und damit zur eigenen Person, beginnt die Beschreibung einer Situation, in der sie selbst die Schattenseite der Leistungslogik zu spüren bekam, nämlich anlässlich eines Bandscheibenvorfalles und später aufgrund einer Knieverletzung; beides Erlebnisse, denen die Ringerin im Interview viel Zeit einräumt und die ihr im Gespräch sichtlich nahegehen. Stefanies emotionale Involviertheit manifestiert sich auch im Wechsel zur wörtlichen Rede. Die Schilderung des Dialogs kommt ohne die Benennung die_r Gesprächspartner_in aus. Im Mittelpunkt steht allein die Tatsache, dass ihr Gegenüber am anderen Ende des Telefons ihrer Aussage, sie könne wieder ringen, mit der Absage begegnet, »jetzt ringt erstmal die Lena«. Für Stefanie manifestiert sich darin die zuvor thematisierte Ersetzbarkeit, die auch über die eigentliche Verletzungsphase hinausreicht. Eine Leistung nicht mehr zu erbringen, bedeutet, den Platz im Nationalteam für längere Zeit zu verlieren, denn der Leistungs-, vor allem der Hochleistungssport, fördert immer nur eine begrenzte Zahl an Athlet_innen. Mit Blick auf Stefanies Situation bedeutet dies: Erst wenn Lena oder eine andere Athletin den Leistungsanforderungen nicht gerecht wird, hat sie die Chance, erneut ins Nationalteam aufgenommen zu werden. Bis dahin hat sie, wie sie es im Interview ausdrückt, »Pech gehabt«.

Was für Stefanie in der beschriebenen Situation besonders schwer wiegt, ist die Unverhältnismäßigkeit des erlebten zwischenzeitigen Ausschlusses aus dem Nationalteam. »Die ganze Zeit machst du alles und einmal geht's halt nicht oder es klappt nicht wie du willst und dann ist's vorbei«, sagt sie am Ende des obigen Abschnitts. Die Verletzungsphase markiert sie dabei als eine Ausnahme, »einmal« könne sie nicht die geforderte Leistung erbringen, sonst aber mache sie »alles« für den Sport, zeige vollen Einsatz. Stefanies hier laut werdende Kritik am Selektionsmechanismus des Sports lässt sich als eine Art moralische Kritik beschreiben, die nicht das Leistungsprinzip an sich infrage stellt, sondern vielmehr den Umgang mit verletzten Athlet_innen. Das zeigt sich auch – und noch etwas deutlicher – im Interview mit Stefanies Ringerkollegin Miriam (RI03). Die berichtet von ähnlichen Problemen und beklagt, dass Sportler_innen im Verletzungsfall vom Verband »fallengelassen und »abgeschrieben« würden (Miriam RI03). Gerade in »schlechten Phasen« aber, so ihre Forderung, bräuchten Athlet_innen die Unterstützung des Verbands. Den, der Probleme hat, »den sollte man dann nicht gerade noch ausm Kader schmeißen, weil er das Jahr eben vielleicht nur die deutsche Meisterschaft ringen kann« (Miriam, RI03).

Dass sowohl Miriam als auch Stefanie trotz ihrer Kritik an der unbarmherzigen Auslese in ihrer Sportart, dem dort vorherrschenden Leistungsprinzip in all seiner Kompromisslosigkeit folgen, sich ihm ganz und gar verpflichten, zeigt sich im Verlauf beider Interviews vielfach und deutlich. So scheint bereits in Stefanies Aussage, sie mache »die ganze Zeit [...] alles« für ihren Sport, ein mit Disziplin und Leistungs- sowie Leidensbereitschaft verbundenes Arbeitsethos auf, das nicht nur von den zitierten Ringerinnen, sondern von meinen Interviewpartnerinnen insgesamt als Erfolgsvoraussetzung postuliert wird. Die Athletinnen sprechen vom »unbedingten Willen« (Manuela, GH02), von »Trainingsfleiß« und »Einsatzbereitschaft« (Ina, FBo4) und von der Notwendigkeit, voll und ganz hinter dem »Leistungsding« zu stehen (Nadine, FBo6). Denn erfolgreich kann nur sein, wer »Leistungsdenken« und »so nen bisschen Ellenbogendenken [...] für den Erfolg ganz oben« (Maja, RI02) mitbringt, wer »diszipliniert« (Britta, GH05), »super ehrgeizig« (Hannah, FBo1), »zielstrebig« und »konzentriert« (Manuela, GH02) ist. All diese Eigenschaften resümiert die Gewichtheberin Vanessa in einer Passage, in der sie meiner Aufforderung nachkommt, den idealen Gewichtheber beziehungsweise die ideale Gewichtheberin zu beschreiben. Man sollte, so Vanessa,

»also wirklich nur für den Sport leben (.) ja (l:hm) hm (2) und halt fleißig ohne Ende (.) man muss wirklich das machen was der Trainer auch sagt und vielleicht noch nen Tick mehr (.) also wenn man jetzt älter wird muss man's nen bisschen reduzieren aber in der Anfangszeit so von der Jugend von 16 bis 20 da sollte man eigentlich nur noch trainieren hm (.) wirklich das machen was auch aufm Plan ist und nicht irgendwas wegstreichen und wenn's halt mal nicht klappt kann man ja auch mal zurückschrauben (.) aber man sollte dann wirklich so ehrgeizig sein (.) wirklich nur das wollen und nix anderes und sich auch nicht von anderen Sachen ablenken lassen (.) in die Disko oder so man kann zwar mal (.) aber man sollte es nicht nur machen (l: hmh) sich also disziplinieren« (Vanessa, GH01)

Das Zitat liest sich wie eine Handlungsanweisung für den (Hoch-)Leistungssport. Das von Vanessa gebrauchte unpersönliche »man sollte« verstärkt dabei den Eindruck einer Aufzählung von Grundprinzipien des sportlichen Erfolgs respektive einer Explikation an Spielregeln des Feldes, die es zu beachten gilt. »Man sollte also wirklich nur für den Sport leben«, stellt sie zu Beginn dieser Passage fest. Eine Aussage, die sie im Weiteren präzisiert und deren zentrale Punkte auch von anderen Sportlerinnen aufgegriffen werden. So betont nicht nur Vanessa, dass das »Wegstreichen« einer Trainingseinheit oder Teile derer nicht möglich ist. Auch ihre Teamkollegin Uta (GH04), stellt fest, sie könne dem Bundestrainer ja nicht einfach sagen »nee, lieber Trainer, ich hab heut kein Bock ich geh ins Freibad oder so (lachen)« (Uta, GH04). Um aber eben jene langen und intensiven Einheiten und Vorbereitungswochen für Wettkämpfe durchzuhalten, »sich auch mal durchzubeißen« (Britta, GH05), wie eine dritte Gewichtheberin es formuliert, bedarf es Durchhaltevermögen und Ehrgeiz. Für die oben zitierte Vanessa ist letzteres mit einem absoluten Engagement im und für den Sport verbunden; »wirklich nur das wollen und nix anderes«.

Leistung nicht nur im Wettkampf, sondern auch im Training zu erbringen und den Anweisungen von Trainer_innen zu folgen, erscheint in den Interviews als ein ungeschriebenes, zugleich aber wohlbekanntes Gesetz. »Man muss bereit sein, sich was sagen zu lassen« (Hannah, FB01), erklärt mir die Fußballerin Hannah. So gilt es nicht nur, in Abwesenheit der Trainer_innen ein Programm konsequent durchzuhalten, man darf auch nicht einfach »von der Matte abhauen« (Tanja, RI01), wenn die_r Trainer_in dies nicht erlaubt, und bei Sit-ups, Liegestützen oder anderen Trainingselementen gilt es durchzuhalten, bis der Coach am Spielfeld-

rand das Zeichen gibt, man dürfe aufhören. Mit Esthers Worten: »wenn die Trainerin sacht ›oben bleiben‹ dann musste halt oben bleiben« (Esther, FBo2). Bedarf es einerseits Disziplin im Sinne des Gehorsams gegenüber Trainer_innen und Betreuer_innen, so machen die Sportlerinnen andererseits die Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung stark. Wie schon angedeutet, gilt es auch dann, wenn niemand zuschaut, Trainingseinheiten zu absolvieren und eventuell sogar »noch einen Tick mehr« (Vanessa, GH01) zu machen, als der Plan vorsieht. Doch nicht nur das: Ein Leben »nur für den Sport« bedeutet, sich auch jenseits von Sporthallen, Spielfeldern und Wettkampforten »nicht (...) ablenken zu lassen« (Vanessa GH01), sondern »Verzicht« zu üben, wie Maja (RI02) festhält. Abende in Diskotheken und Kneipen, Besuche auf Konzerten, kurze Nächte und Alkoholkonsum sind im Alltag von Leistungssportler_innen nur selten möglich beziehungsweise für den Erfolg kontraproduktiv. Sie gehe unheimlich gern auf Konzerte, berichtet mir Vanessas Kollegin Sonja. Das aber sei vom Trainer nicht gern gesehen. Trotzdem wage sie es manchmal, spät am Abend das Sportzentrum zu verlassen, allerdings heimlich (Sonja, GH03).

Mit ihren Beschreibungen dessen, was »man sollte« und was »man muss«, benennen meine Interviewpartnerinnen Spielregeln und Anforderungen des Feldes und weisen sich als Kennerinnen des Sports aus, als dessen ›Insider‹. Ihre Positionierung geht in den Gesprächen allerdings noch einen Schritt weiter. Die Athletinnen machen nicht nur klar, dass sie mit den Strukturen des Feldes vertraut sind und wissen, was es braucht, um erfolgreich zu sein. Sie stellen zugleich auch heraus, dass sie diese Spielregeln befolgen und den Anforderungen gewachsen sind. So wie die weiter oben zitierte Ringerin Stefanie, die in Zusammenhang mit ihrer Verletzung darauf verweist, dass sie für den Sport »alles« macht, was von ihr gefordert wird. Dass sie und ihre Kolleginnen die notwendige (Selbst-)Disziplin, die Konsequenz und den Ehrgeiz mitbringen, derer es für eine Leistungssportkarriere bedarf, zeigen nicht nur die faktischen Erfolge meiner Interviewpartnerinnen, ihre Titel, Medaillen und Platzierungen bei nationalen und internationalen Meisterschaften sowie ihr langjähriger Verbleib im Leistungssport. Die Athletinnen verweisen auf ihr Commitment gegenüber dem Sport, auf ihre Hingabe und Leistungsbereitschaft auch über Erzählungen der Körper- und Leistungsoptimierung. So berichten sie, dass sie sich im Training »quälen« (Esther, FBo2) und »den inneren Schweinehund überwinden« (Isabelle, EH01), dass sie sich »durchbeißen« (Britta, GH05) und über Grenzen gehen.

Dass sie letzteres könne, sei für sie ein Schlüssel zum Erfolg gewesen, erklärt die Eishockeyspielerin Rike. Als sie in ihrem Bundesligaverein startete, habe sie anfangs nur wenige Spielanteile gehabt. Sie habe sich dann aber immer wieder gezwungen, »im Spiel einfach mal noch den letzten Schritt [zu machen, K.H.]«. Wäre ihr das nicht gelungen, hätte sie sich »nie mehr Eiszeit« erspielt, stellt sie fest und fügt abschließend hinzu: »wenn du es nicht schaffst, dich zu quälen, dann kommst du nicht weiter, denk ich« (Rike, EH03). In dieser Aussage verknüpft Rike das Explizieren einer impliziten Regel (>du musst dich quälen können<) mit der Positionierung als Athletin, die genau dies tut, nämlich sich und ihren Körper herausfordern. Diese Form der Positionierung findet sich auch im Gespräch mit der Ringerin Miriam. Als ich Miriam im Frühjahr 2011 treffe, ist sie in einer Förderkompanie, macht dort eine Ausbildung und trainiert zwischen 18 und 24 Stunden wöchentlich. Der Leistungssport steht folglich im Mittelpunkt ihres Lebens. Ähnlich wie für Rike gehört auch für sie ein »sich überwinden« zum Sport dazu. Gerade dann, wenn man denke, es gehe nicht mehr, müsse man »trotzdem noch mal einen draufsetzen«, erklärt sie mir, denn »wenn man immer aufhört, wenn man denkt, man kann nicht mehr (...) dann kommt man auch nie oben an«. Deshalb sage sie sich: »immer einmal mehr machen als die andern« (Miriam, RI03) – ein Grundsatz, der auch bei anderen Sportlerinnen auftaucht. Beispielsweise bei der Fußballerin Nadine (FBo6), die klarstellt, dass sie bei Rundenläufen im Training stets im Auge habe, wie viel die anderen liefen. Wäre sie allein, würde sie vor Erschöpfung stehen bleiben (>da denkst du einfach schon, oah ich kann nicht mehr<). Sehe sie aber »ey die anderen rennen auch noch«, dann halte sie durch: »auch mit dem Ziel die Fitness auch der Trainerin zu zeigen (.) zu sagen so (.) ich will in die Stammformation«.

Ihren Willen, zu den Besten zu gehören und ihre Bereitschaft, an Grenzen zu gehen, unterstreichen meine Interviewpartnerinnen nicht nur in Erzählungen über »Trainingsfleiß«, sondern insgesamt über das Hervorheben eines auf sportlichen Erfolg ausgerichteten, kompromisslosen Umgangs mit ihrem Körper. Das lässt sich anhand von Situationen zeigen, in denen Athletinnen über ein Sporttreiben trotz Krankheit berichten. Exemplarisch lässt sich dies bei der Eishockeyspielerin Lisa (Lisa, EH02) verdeutlichen. Sie beschreibt sich im Interview zunächst als »Talent«, das nie viel Training brauchte, um ihr Spielniveau zu halten. Sie sei »faul« und ein »eher bequemer Mensch«, so Lisa; beides Aussagen, die

auf den ersten Blick dem Leistungsprinzip des Sports widersprechen. Wie sich im Laufe des Interviews allerdings herausstellt, bemüht Lisa die Rhetorik eines eher ›faulen Naturtalents‹ vor allem dazu, um ihren Verbleib in der zweiten Bundesliga zu erklären. Hätte sie gewollt und die richtige Förderung erhalten, spielte sie jetzt in der ersten Liga, so die Eishockeyspielerin. »[...] da wär vielleicht auch was anderes aus mir geworden (.) so mit erster Liga oder so könnt ich mir zumindest vorstellen.« Dass Lisa sehr wohl ihren Platz im Leistungssport sieht und sich dem dort gefragten Leistungsdenken verschreibt, wird in einer Interviewsequenz deutlich, in der sie erklärt, dass sie in ihrer gesamten Eishockeykarriere nur ein einziges Spiel verpasst hat. In ihrem Team sei sie »Leistungsträgerin« und »definitiv im oberen Leistungsniveau« und folglich »wichtig für die Mannschaft«. Da stünde es außer Frage, ein Spiel ausfallen zu lassen, einfach, weil sie »keinen Bock« habe. Sie müsse »schon richtig krank sein«, damit sie ein Spiel absage – und eben das ist nur ein einziges Mal passiert. Denn sie spiele »auch mit Erkältung und Co.«. Erst im November sei sie in der Situation gewesen:

»[...] da war ich krank (.) da hat ich richtig richtig Husten und hab richtig fett Antibiotikum bekommen (.) da hat der Arzt gesagt ›naja witzig am Wochenende is das natürlich nich mit spielen‹ und ich hab gesagt ›ja ich möcht nur nen Dreitagesantibiotikum‹ (.) damit ich dann spielen könnte (.) er sagte ›ja eigentlich nich [...] im Endeffekt hab ich doch= ich hatte zwei Spiele (.) hab ich auch beide Spiele gespielt (lachen) so hm ja is auch nich immer so (.) gesundheitszuträglich wahrscheinlich (.) aber da kann ich nich aus meiner Haut.«

So wie es laut Lisa einerseits zu ihr gehört, faul und bequem zu sein, kennzeichnet sie andererseits eine grenzenlose Leidenschaft für den Sport und die Bereitschaft, ihre Gesundheit zu riskieren. Genau dies ist ein Motiv, das auch andere Athletinnen aufgreifen. So zum Beispiel die Fußballerin Ela, die so lange kämpft, bis »der Körper sacht nö« und sie zusammenbricht, oder ihre Teamkollegin Ina, die auch mit »Rückenschaden [...] noch zwei drei Wochen weitertrainiert« und nicht auf ihren Körper hört. Andrea (FB05) wiederum – sie ist ebenfalls Fußballerin – erzählt, sie habe sich in Verletzungsphasen »halt auch fit spritzen lassen«. Das sei zwar ein »fahrlässig[er]« Umgang mit der eigenen Gesundheit, aber das passiere »aus dem Leistungsgedanken« heraus, »ich könnt ja was verpassen und ich will ja nichts verpassen«. In eine ähnliche Richtung

argumentiert die Ringerin Stefanie. Auch sie geht bei Krankheit über ihre körperlichen Grenzen. Sie wisse nicht, ob »das der Mut ist oder einfach der Ehrgeiz«, aber wenn sie krank sei, dann gehe sie trotzdem auf die Matte. Dann brauche es beispielsweise bei Nationalteamlehrgängen den »Zimmerpartner«, der sagt »es is fertig ich geh jetzt zum Trainer, du machst jetzt nimmer weiter, es is jetzt gut« (Stefanie, R104). Ihre Teamkollegin Britta und sie hätten das schon des Öfteren füreinander gemacht, denn »du selber, du gehst net hin (.) du gestehst dir das net ein, dass es einfach net mehr geht«.

Der von den Athletinnen thematisierte kompromisslose Umgang mit dem eigenen Körper manifestiert sich für mich als Forscherin schließlich in besonderer Weise in der Praxis des »Gewichtmachens« der Ringerinnen. Gemeint ist damit das zum Teil radikale Abnehmen einige Wochen vor einem Wettkampf, das dazu dient, das für die jeweilige Gewichtsklasse zulässige Maximalgewicht zu erreichen bzw. leicht zu unterschreiten. Dabei geht es vor allem darum, den Fettanteil des Körpers zu minimieren und den Muskelanteil zu maximieren, um so bei einem Wettkampfgewicht von beispielsweise 58 kg eine optimale Kraftleistung zu erreichen. Zwischen zwei und acht Kilogramm nehmen die Ringerinnen »bis zum Tag der Waage« (Stefanie, R104) ab. In den Interviews unterscheiden sie eine »gute und schlechte Variante« (Maja, R102) des Gewichtmachens. Die schlechte Variante sei die, bei der man »über vier fünf Tage gar nichts isst (.) und dann trinkt man auch die letzten zwei drei Tage nichts mehr [...] und trotzdem schwitzen und Sauna und bewegen (.) übers Wasser geht dann ja alles«, erklärt mir Maja (R102). Die gute Variante hingegen sei ein »Mittelding«, bei dem man über »zwei Wochen oder drei Wochen das Essen reduziert [...] und die letzte Woche dann nochmal nen bisschen mehr reduziert an Essen [...] und am letzten Tag nichts essen und nichts trinken, also am letzten Tag nochmal übers Wasser was machen (I: hmh) vielleicht das letzte Kilo [...]« (Maja, R102) Einige Sportlerinnen, so erklärt mir Maja, nähmen langfristig ab und versuchten, das Gewicht auch nach dem Wettkampf zu halten, aber das sei »eher die Minderzahl«. Das bestätigt auch Majas Teamkollegin Miriam. Sie habe zwischenzeitlich ihre Ernährung umgestellt, »halt gesünder (.) Salat, Ananas, Melone, abends nur noch Eiweiß, keine Kohlenhydrate mehr«. Auch eine »Ernährungsberatung« habe »man« bei ihr »probiert«, aber das habe »nie funktioniert«. Im Ringen, so formuliert es Miriam am Ende einer längeren Passage, in der sie über ihre persönliche Geschichte mit dem Gewicht-

machen spricht, »läuft's letztendlich darauf hinaus, dass man nie das Gewicht langsam reduziert oder alles über Fett macht und das dann halten kann (.) bei den Ringern isse immer so, dass die irgendwie (.) ob's nur ein Kilo 500g oder 5 Kilo sind, das geht immer über Wasser« (Miriam, RI03). Was genau meine Interviewpartnerinnen meinen, wenn sie davon sprechen, dass der Gewichtsverlust »über Wasser geht«, wird in einer Erzählung Stefanies deutlich. Vor einer Meisterschaft fehlten ihr am »Tag der Waage« noch ein Kilo bis zum zulässigen Maximalgewicht. Da habe sie eine Freundin angerufen und ihr Leid geklagt. Die habe sie dann »in der Halle rumgescheucht (.) wieder aufgehoben an den Kleidern hochgezogen, laufen, laufen und ich hab schon geheult [...] und dann haben sie mich einfach in die Sauna gelegt, ich konnt schon gar nicht mehr aufstehen (lacht) wieder aufgestellt, komm (.) und dann hat ich es [das Gewicht, K.H.] doch am Schluss« (Stefanie, RI04).

Was mir die Athletinnen mit ihren verschiedenen und doch ähnlichen Geschichten über qualvolles Abnehmen, über Saunagänge ohne Trinken und Joggen in Regenjacken sowie über Training trotz Verletzungen und Wettkämpfen bei Fieber und Erkältung kommunizieren, geht – wie bereits angedeutet – über das bloße Explizieren von Regeln und Anforderungen des Leistungssports hinaus. Die zitierten Passagen lassen sich vielmehr als implizite Bekenntnisse zu diesen Regeln lesen und als mehr oder weniger orthodoxe Wiederholungen des im Sport gültigen Leistungsprinzips. In den Erzählungen des »über Grenzen gehen« und des Erfüllens eines sportspezifischen Arbeitsethos spiegelt sich nicht nur ein Wissen über den Sport, sondern auch der Glaube an dessen Sinn respektive den Sinn des Leistungsprinzips. Diesen Glauben habe ich in den vorangegangenen Kapiteln als »illusio« des Feldes beschrieben, als eine von sozialen Akteur_innen des Sports zu erfüllende Teilnahmevoraussetzung: Nur wer an den Sinn des Leistungsprinzips glaubt, kann an den Kämpfen des Feldes teilhaben. Eben dieser Logik folgen meine Interviewpartnerinnen. Sie verdeutlichen ihr Commitment, ihren unbändigen Willen, etwas körperlich zu leisten, und positionieren sich auf diese Weise als legitime und – dies ist hier ein zentraler Punkt – Männern gleichwertige Akteurinnen im Feld des Leistungssports.

Diese Positionierung manifestiert sich auch in expliziten, stets im generischen Maskulinum formulierten Grenzziehungen zwischen »Sportlern« und »Normalos« (Stefanie, RI04) oder »Sportlern« und »Nicht-Sportlern« (Vanessa, GH01); wobei der Begriff »Nicht-Sportler« Personen

beschreibt, die nicht leistungssportlich aktiv sind und die, wie die Fußballerin Ela es formuliert, »schon nen völlig anderes Leben haben« (Ela, FB03). Mithilfe dieser Grenzziehung schaffen die Athletinnen ein Innen und ein Außen des Sports, das zumindest auf den ersten Blick geschlechtlich unmarkiert bleibt. Egal ob Männer oder Frauen, »Sportler« sind all jene, die sich dem Leistungsprinzip verschreiben, die bereit sind, hart zu trainieren und auch in anderen Bereichen des Lebens Verzicht zugunsten des Sports zu üben. Alle anderen sind besagte »Normalos« und »Nicht-Sportler«. Darüber hinaus postuliert die besagte Grenzziehung aber auch Gleichheit zwischen den Geschlechtern im Sport; und zwar in einer ähnlichen Weise, wie es die Kampagne der US-Fußballerinnen für gleiche Löhne und Preisgelder suggeriert (vgl. Kapitel 3.2). Die Forderung der Athletinnen, als Gleiche im Sport anerkannt zu werden, ist verbunden mit dem Wunsch, als den Männern ebenbürtige Akteurinnen zu gelten, das heißt als *Frauen*, die sich an die Regeln und Vorgaben des Feldes halten und sie erfüllen. Diese Idee der Gleichheit manifestiert sich nicht nur in den bereits dargelegten Erzählungen und Berichten, sondern in besonderer Weise auch in einer Äußerung der Ringerin Miriam. Für Miriam ist es Zeit, dass das Frauenringen die gleiche Anerkennung erfährt wie das Männerringen. Letztlich seien die Frauenwettbewerbe mittlerweile auch »olympisch«, begründet sie ihre Forderung. Vor allem aber trainierten die Ringerinnen »vom Umfang her genauso viel wie die Männer«, zudem trainierten sie »teilweise auch härter« und vor allem »MIT Männern« (Miriam, RI03). Wie im Transkript ersichtlich, betont Miriam das »mit« im Interview deutlich und stellt damit heraus, dass nicht zuletzt das gemeinsame Sporttreiben die Gleichheit beziehungsweise Gleichwertigkeit von Männern und Frauen im Ringen untermauert.

Reklamieren meine Interviewpartnerinnen in diesem Sinne die Anerkennung als Gleiche und damit legitime Akteurinnen im Sport, so stellt dies für sie allerdings nicht die Geschlechterdifferenz an sich infrage. Ganz im Gegenteil ist für die Athletinnen klar, dass sich Männer und Frauen mit Blick auf ihre Körper und die damit verknüpfte sportliche Leistungsfähigkeit unterscheiden. Männer haben mehr Muskulatur und Kraft, sind in der Folge athletischer und erzielen bessere Wettkampfergebnisse. In den Interviews spiegeln sich also wenig überraschend Annahmen über Geschlechterdifferenzen im Sport, wie ich sie im dritten Kapitel beschrieben habe, und damit verbunden die Vorstellung männlicher Überlegenheit. Letztere erscheint als eine natürliche Ordnung, die

die Athletinnen, wie ich im Folgenden zeige, in ihrer erlebten und am eigenen Leib erfahrenen Faktizität anerkennen. Zugleich nehmen sie die Geschlechterdifferenz aber auch zum Anlass, Gleichberechtigung eben aufgrund der Differenz zu Männern einzufordern. Als Sportlerinnen sind sie demnach nicht nur Gleiche, sie sind auch Andere, nämlich mit Blick auf die für den Sport bedeutsamen körperlichen Voraussetzungen; und auch als solche wollen sie gleichberechtigt anerkannt werden. Bevor ich auf die hier bereits anklingenden feministischen Debatten zur Frage von Gleichheit und Differenz zu sprechen komme, die ich nicht nur für die Analyse meines Datenmaterials, sondern darüber hinaus für weiterführende Analysen derzeitiger Gleichstellungspolitiken im Sport als gewinnbringend erachte, geht es mir darum, die Argumentationen der Sportlerinnen genauer nachzuzeichnen.

Bereits die Phase der Kindheit taucht in den Erzählungen der Sportlerinnen als eine auf, in der sich Geschlechterdifferenzen hinsichtlich des sportiven Könnens und der Leistungsfähigkeit zeigen – und zwar zugunsten der Jungen. Es sind vornehmlich implizite Äußerungen, die dies verdeutlichen. So konstatiert beispielsweise die Eishockeyspielerin Isabelle, sie halte es für »sehr gut«, dass Mädchen heute »mit Jungs zusammen trainieren«, und macht damit indirekt klar: Jungen sind Mädchen im Sport einen Schritt voraus. Diese Vorstellung unterliegt auch der Erzählung Esthers über ihre E-Jugend-Zeit⁷ im Fußball. Sie erinnere sich daran,

»dass wir sechs Mädchen auf dem Platz hatten (.) obwohl auch Jungs in der Mannschaft gespielt haben (.) aber wir waren =nee stimmt nicht (.) sechs waren zu viel aber (.) vier fünf mit Sicherheit mit sechs hat man ja nur gespielt (.) aber das weiß ich noch, dass ich das ganz lustig fand (l: hm) dass wir auch gut waren (.) genauso gut wie die Jungs« (Esther, FB02).

Die Überzahl der Mädchen auf dem Spielfeld sowie die den Jungen ebenbürtige Leistung ist für Esther bemerkenswert, und zwar angesichts der Tatsache, dass »auch Jungs« in der Mannschaft waren. Das von Esther eingebaute »obwohl« markiert den zentralen Widerspruch und verweist auf die hinter der Äußerung stehende Normalitätsvorstellung: Eigentlich

7 | Die Altersklasse der E-Junior_innen »einer Spielzeit sind Spieler, die im Kalenderjahr, in der das Spieljahr beginnt, das 9. oder das 10. Lebensjahr vollenden oder vollendet haben«. (Vgl. DFB Jugendordnung: 9)

spielen Jungen besser Fußball als Mädchen und eigentlich stehen mehr Jungen als Mädchen auf dem Platz. Esthers Bemerkung, sie habe die Dominanz der Mädchen »ganz lustig« gefunden, ist ein weiterer Verweis darauf, dass die beschriebene Situation den Erwartungen an das im Fußball normale Geschlechterverhältnis widerläufig ist. Wenn Mädchen Jungen oder – wie in anderen Interviewsequenzen deutlich wird – Frauen Männern körperlich und sportlich überlegen sind, dann ist dies eine mehr oder minder karnevaleske Verkehrung der Geschlechterordnung: Lustig ist, wenn Frauen Männer besiegen. Umgekehrt gilt dies nicht.

In Esthers Aussage über ihre Zeit in der E-Jugend deutet sich an, dass Vorstellungen über Leistungsunterschiede zwischen den Geschlechtern in den kindheitsbezogenen Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen primär als eine abstrakte Norm auftauchen, der die Athletinnen selbst allerdings nicht entsprechen. Entgegen herkömmlicher Vorstellungen können sie mit Jungen »mithalten« (Lisa, EH02), sind in Jungengruppen »bei weitem nicht die schwächsten« (Manuela GH02) und spielen »genauso gut« (Esther, FB02) wie sie. Die Sportlerinnen thematisieren damit einen Normverstoß, den sie in den Interviews allerdings nicht mit negativen sozialen Sanktionen verbinden, sondern vielmehr mit positiven Bezügen auf ihr sportives Können. So wie beispielsweise die Ringerin Tanja. Sie erzählt mir, dass sie bis zum zwölften Lebensjahr gegen Jungen kämpfte und dabei regelmäßig gewann. Es sei »halt schon nen cooles Gefühl so, wenn der Junge gegen a Mädle verliert« erzählt Tanja im Interview, »und dann halt besser zu sein (.) wenn a Mädchen gegen a Junge verliert is das ja net so, wie wenn a Junge gegen a Mädchen verliert (.) immer so ›ha du verlierst gegen a Mädchen‹ und so halt das war schon cool (lachen)« (Tanja, RI01). Zwar enttäuscht Tanja die Erwartungen an ein typisches Mädchensein – nicht nur, weil sie ringt, sondern auch, weil sie gegen Jungen gewinnt –, mit ihren Siegen assoziiert sie jedoch ein »cooles Gefühl«. Ähnlich geht es Ina (FB04), die von Zeitungsberichten mit dem Titel »Ina spielt Jungs schwindelig« erzählt. Darauf sei sie »stolz« gewesen. Oder Lisa (EH02), die mit fünfzehn Jahren vom Eishockey-Jungenteam in die »Damenmannschaft« wechselte und dort schnell zur Leistungsträgerin wurde, weil sie »wie die Jungs« spielte, sich »deren Spiel« angeeignet hatte. Dem zu Beginn dieses Kapitels angesprochenen, negativ besetzten ›like a girl‹ setzen die Sportlerinnen also mit Blick auf ihre Kindheit ein positiv besetztes ›like a boy‹ entgegen. Sie machen es »wie die Jungen« (oder sogar besser) und zeigen damit ihr sportliches Talent.

Tauchen im Rückblick auf die eigene Kindheit narrative Elemente einer Tomboy-Erzählung auf (z.B. »ich wollte immer wie ein Junge sein« (Isabelle, EH01) oder »ich hab immer mit Jungs gespielt« (Ina, FB04)) sowie die soeben skizzierten Momente des Mithaltens mit den Jungen, so betonen die Athletinnen zugleich, dass Geschlechterunterschiede mit zunehmendem Alter wachsen. Für die Sportlerinnen handelt es sich dabei um eine natürliche Entwicklung menschlicher Körper, deren Unvermeidbarkeit in Formulierungen wie »das ist der Lauf der Dinge« (Stefanie, RI04) oder »ja das ist einfach körperlich so« (Inga, EH04) zum Ausdruck kommt. Die Eishockeyspielerin Inga greift in diesem Zusammenhang auf die Metapher eines sich trennenden Weges zurück. »Irgendwann«, so sagt sie,

»gehen dann die Wege natürlich auseinander (.) und dann war's das erstmal mit den Jungs so (.) je älter man wird desto größer ist dann natürlich auch das Leistungsgefälle zwischen Jungen und Mädchen (.) dann gibt's halt welche die machen dann einfach mit 15 nen riesen Sprung und sind auf einmal eins achtzig, eins neunzig groß und wiegen dann entsprechend auch viel (.) dann kann man da natürlich nich mehr so mithalten wie es noch mit 11, 12, 13 war (l:hm) is halt (.) geht man auseinander (.) dann fährt das Mädchen eben den Weg in der Damenmannschaft und der Junge mehr bei den Herren oder bei (.) ja was weiß ich, bei den Junioren oder so« (Inga EH04).

Die unterschiedliche körperliche Entwicklung von Mädchen und Jungen verbindet Inga in dieser Passage mit einem sich vergrößernden »Leistungsgefälle«. Konnte sie früher noch mit den Jungen mithalten, so geht dies mit zunehmendem Alter immer weniger. Dieser Prozess setzt zu einem für Inga nur bedingt bestimmbareren Zeitpunkt (»irgendwann«) ein und ist weder beeinflussbar noch aufzuhalten (das ist »halt« so, dann »fährt das Mädchen *eben* den Weg in der Damenmannschaft«). Die Jungen werden, wie sie es im Anschluss an das obige Zitat formuliert, stärker und schneller und fahren härtere Checks. Das sei »bei allen so«, fügt Inga hinzu, »das merken alle Mädchen (...) auch in anderen Sportarten« (EH04). Mit anderen Worten: Der wahrgenommene Leistungsunterschied ist nicht etwas Individuelles, das nur Inga erlebt, es ist eine verallgemeinerbare Differenz zwischen Mädchen und Jungen, Männern und Frauen. Es ist etwas, das »natürlich« so ist.

Die von Inga beschriebene Phase der geschlechterdifferenten Leistungsentwicklung identifiziert Esther ganz konkret als »Pubertät« und als eine Phase, die für sie als Mädchen »ganz allein nur mit Jungs (...) dann auch so nen bisschen unangenehm« wurde (Esther, FB02). Rein körperlich sei es auf dem Platz schwerer geworden, sich durchzusetzen, berichtet sie, »weil *die Jungs* körperlich natürlich schon zugelegt hatten und so langsam (.) ehm ja besser wurden als ich (.) oder ich nicht mehr die körperlichen voraus= die gleichen körperlichen Voraussetzungen hatte und mich gerade was Schnelligkeit angeht und Kraft und mich halt durch andere Sachen wie Technik oder taktisches Verhältnis durchsetzen musste« (Esther, FB02). Deutlich wird in Esthers Äußerung vor allem der Entwicklungsaspekt: Waren die Voraussetzungen zuvor gleich und ihr Engagement in einer Jungenmannschaft folglich problemlos, so sind sie dies auf einmal nicht mehr. Hinsichtlich Kraft und Schnelligkeit ist sie den Jungen unterlegen und muss diese Defizite mit technischem und taktischem Know-how kompensieren.

Bei Esther deutet sich an, dass sie die körperlichen Veränderungen respektive die wachsende Geschlechterdifferenz nicht nur als etwas beschreibt, das sie von außen beobachtet hat. Sie nimmt die Entwicklungen auch mit dem eigenen Körper wahr, sie sind für sie zugleich auch spürbar. Es sei »so nen bisschen unangenehm« gewesen, erzählt sie. Sie habe Mühe gehabt, sich gegen die Jungen durchzusetzen. Darauf, dass es vor allem auch am eigenen Körper erlebte und spürbare Erfahrungen sind, die der Geschlechterdifferenz ihren Anschein der Natürlichkeit geben, haben körpersoziologische Arbeiten mehrfach verwiesen (vgl. Lindemann 1992, Jäger 2004). Genau dieser Zusammenhang scheint auch in den mir vorliegenden Interviews auf. Es ist die eigene sportive Praxis, die unter Beweis stellt, dass es Leistungsunterschiede zwischen Männern und Frauen gibt. Spürbar sind körperliche Unterschiede und die damit verbundenen Leistungsdifferenzen von Männern und Frauen vor allem für jene Sportlerinnen, die gemeinsam mit Jungen und Männern wettkämpfen und/oder trainieren. Dies trifft in besonderem Maße auf die von mir interviewten Ringerinnen zu. Zwar treten sie als erwachsene Frauen nicht länger bei Wettkämpfen gegen Männer an, das Training absolvieren sie jedoch häufig gemeinsam mit ihnen. Sie wisse gar nicht, wie viele Trainingspartner an ihr »vorbeigewachsen« seien, berichtet Stefanie. Immer wieder trainiere sie mit 14- bis 16-Jährigen, die in etwa ihr Körpergewicht hätten, doch »irgendwann machts halt dschitt und dann sind se

weg« (Stefanie, R104). Mit ihrer rechten Hand macht Stefanie eine Geste, die unterstreicht, dass ihr die Jungen über den Kopf wachsen. »Und auf einmal sind se dann wieder stärker«, fährt die Ringerin im Interview fort,

»und dann denk ich mir ›oh man zum Kotzen is das doch (.) und du trainierst und trainierst oder machst Krafttraining dann kommt so einer tutututu mit der [??] auf einmal drückt der 100 Kilo« (.) dann denk ich mir immer (.) ›oh man das schaff ich nie in meinem Leben‹ und der (l:hm) durch die Hormone macht's dann pupp und dann hamse das auf einmal (l:hmh) das is (.) joa (l:hm) (.) das is aber auch lustig (.) dann haste se früher immer rumgehauen ne Zeit lang und dann macht's zack (l:hmh) (1) ja aber das is der Lauf der Dinge« (Stefanie, R104).

Für Stefanie wird die Geschlechterdifferenz durch den sich wiederholenden Prozess des Trainingspartnerwechsels und der damit einhergehenden Beobachtung, dass Jungen und Männer stärker sind als sie selbst als Frau, zu einer nicht zu leugnenden Realität – und zwar einer biologisch begründeten (»es sind die Hormone«) und damit unveränderbaren Realität (»das is der Lauf der Dinge«). Als solche ist sie zu einem gewissen Grad auch frustrierend (»oh man zum Kotzen«). Denn das, was den Jungen im Hinblick auf ihre körperliche Leistungsfähigkeit möglich ist, bleibt Stefanie trotz all des Trainings vorenthalten. Der eigene Körper erscheint somit als eine geschlechtliche Gegebenheit und noch genauer als eine unveränderbare, weil natürliche Tatsache. Die Grenzen ihres Körpers erfährt Stefanie als Grenzen ihres Geschlechtskörpers, die sie jedoch mit Humor (»is aber auch lustig«) und einer Prise Fatalismus zu akzeptieren sucht.

Ähnlich ergeht es Miriam. Auch ihr ist aus der eigenen Trainingspraxis klar, dass Männer Frauen im Ringen deutlich überlegen sind. Sie haben mehr Kraft und nehmen beim gemeinsamen Training Rücksicht, geben ihr als Frau die Chance zu punkten, wenn ein Angriff gut gelungen ist:

»es is halt schon (.) also die Männer muss ich mal sagen die so mein Alter sind (.) meine Gewichtsklasse sind (.) die Jungs und Männer die nehmen halt Rücksicht die gucken dann halt schon dass sie auf Technik ringen und nich (.) so mit ihrer Kraft (.) mit ihrer Kraft sind se uns ja total überlegen (l: hm) ABER sie gucken dann schon so, dass es mir auch was hilft (.) so das Mittelmaß finden (.) manche können's gar nich, weil se auch selber unkontrolliert oder keine Koordination oder so

haben (.) aber ich finde wer nen bissl Gefühl hat fürs Ringen hat (.) von den Männern (I: hm) der kann das auch schon einschätzen und lässt uns dann halt auch schon mal nen Punkt machen, wenn er dann sieht (.) der Angriff war gut (I:hmh) und das bringt halt auch was (.) ich find die Angriffe die schlecht sind, die sollen se auch nicht durchgehen lassen (.) wenn se mit [???] würde in zehn Minuten vielleicht einmal nen Punkt aus Versehen, aber nee das is dann (.) ja sie gucken dann schon, dass se da das Mittelmaß finden.« (Miriam, R103)

Vor dem Hintergrund einer als natürlich wahrgenommenen Geschlechterdifferenz und einer am eigenen Körper spürbaren männlichen Überlegenheit erscheint die im Sport übliche Geschlechtersegregation auch meinen Interviewpartnerinnen als plausibel. Sie ist ein strukturelles Element des Leistungssports, das sie nicht infrage stellen. Die Selbstverständlichkeit dessen, dass Männer und Frauen in getrennten Leistungsklassen an den Start gehen, zeigt sich in den Interviews zum einen in einer weitgehenden Nicht-Thematisierung dieser Tatsache (die Leistungsklassen finden an sich keine Erwähnung), zum anderen aber auch in Erzählungen über ein Nicht-Einhalten der Geschlechtersegregation als ›Ausnahmesituationen‹. Ein Beispiel dafür liefert Stefanie. Sie berichtet, dass ihr Trainer sie mit zwölf Jahren noch im Jungenteam ringen ließ, obwohl dies laut Reglement untersagt ist. Er hätte »getrickst« und den Kampfrichter_innen erklärt, »das ist der Steff«. Im Gespräch taucht diese Situation als ein Baustein in Stefanies Erzählung ihrer Person als sportliches Talent und emanzipierte Athletin auf, die sich eine Männersportart erobert. Dabei steht außer Frage, dass der Verstoß gegen das Reglement und die Teilnahme an Jungenwettkämpfen vorübergehend war und auch sein sollte. Als Steff konnte sie letztlich nur gelten, weil sie ihr Körper noch nicht als Mädchen oder Frau auswies. Man habe »da noch nichts gesehen (.) das war alles noch flach«, sagt Stefanie im Interview. Mit ihrer Bemerkung deutet sie einerseits an, dass die geschlechtersegregierende Struktur zu einem Zeitpunkt greift, da ihr ›Mädchensein‹ weder körperlich noch leistungsmäßig für die Teilnahme an Wettbewerben relevant war. Andererseits verweist Stefanie mit der Formulierung, man habe »noch« nichts gesehen, auf die von Inga mit der Wegmetapher beschriebene antizipierte Entwicklung: Mädchen- und Jungenkörper unterscheiden sich mit zunehmendem Alter und starten im Sport folglich in unterschiedlichen Leistungsklassen. Eben diese Normalität und Selbstverständlichkeit zeigt sich in der von Stefanie thematisierten Ausnahmesituation.

Erkennen die Athletinnen in diesem Sinne Leistungsunterschiede zwischen Männern und Frauen im Sport als natürlichen Fakt an, so lässt sich zugleich beobachten, dass sie sich gegen eine Überführung des als natürlich geltenden »Leistungsgefälles« in eine damit korrespondierende Anerkennungshierarchie wehren. Dass Männersport gesellschaftlich höher bewertet wird als Frauensport und dies allein deshalb, weil Männer »von Natur aus« andere und im Kontext des Leistungssports »bessere« physische Voraussetzungen haben als Frauen, weisen die Sportlerinnen als illegitim zurück. Das zeigt sich in den zu Beginn dieses Kapitels angesprochenen Thematisierungen fehlender Wertschätzung von Frauen im Sport. Dort kritisieren die Athletinnen, dass sie trotz vergleichbarer oder sogar größerer Erfolge bei nationalen und internationalen Wettbewerben weniger materielle und ideelle Förderung seitens der Verbände und Vereine erhalten als ihre Sportkollegen in Männerteams. Betont die Gewichtheberin Sonja (GHO3) in diesem Zusammenhang, »wir sind doch alle die besten von Deutschland«, so verdeutlicht sie damit, dass es in ihren Augen nicht um einen Vergleich absoluter Leistungen zwischen Männern und Frauen gehen kann, sondern vielmehr darum, anzuerkennen, dass im Nationalteam aktive Athlet_innen unabhängig von ihrer Leistungsklasse sportlich Herausragendes vollbringen. Allein deshalb gebührt ihnen gleichwertige Anerkennung.

Sonjas implizite Forderung nach Gleichberechtigung orientiert sich nicht am Prinzip der Anerkennung geschlechtlicher Gleichheit, wie ich es zuvor mit Blick auf das Arbeits- und Leistungsethos herausgearbeitet habe. Die Gleichberechtigung der Geschlechter im Sport ist hier an die Vorstellung einer gleichberechtigten Anerkennung von Differenz geknüpft und somit an das in Kapitel 3 zur Sprache gebrachte Prinzip »separate but equal«: Männer und Frauen bringen unterschiedliche körperliche Voraussetzungen mit und unterscheiden sich folglich in ihrer sportlichen Leistungsfähigkeit. Ihre Leistungen dürfen aufgrund dessen nicht am gleichen absoluten Maßstab gemessen werden. Es gilt sie in Relation zu setzen zu dem in der jeweiligen Leistungsklasse Erreichten; ganz so, wie es Vanessa fordert, wenn sie kritisch darauf verweist, dass die deutschen Gewichtheberinnen im Verhältnis genauso gute Platzierungen bei internationalen Wettbewerben erreichen wie die Männer, ihnen trotzdem aber nicht die gleiche Förderung zukommt.

Das Argument eines relativen Leistungsvergleiches findet sich in einer Rhetorik der Unvergleichbarkeit bei den Fußballerinnen. Männer-

und Frauenfußball könne man »nicht vergleichen« (Hannah, FB01), stellen meine Interviewpartnerinnen fest. Frauen spielen »anders Fußball« (Nadine, FB06), ihr Spiel ist »eine andere Sportart« (Andrea, FB04), es sei einfach »kein Vergleich« (Esther, FB02). So erklärt mir Nadine auf meine Frage, was für ein Bild vom Fußballsport heute in der Öffentlichkeit vorherrsche (»was würdest du so sagen was so grundsätzlich das Bild (.) vom Fußball is was Leute so haben«), sie halte es für notwendig, zwischen Männerfußball und Frauenfußball zu unterscheiden. Bei »Männerspielen« sei die »Atmosphäre« ganz anders als bei den Frauen, bei denen es »friedlicher« zugehe. In der dann folgenden Passage verdeutlicht Nadine, was sie damit meint, und rekurriert auf das Motiv der Unvergleichbarkeit, wie es auch in anderen Interviews zur Sprache kommt.

»[...] ich glaube das geht schon davon aus dass wir auch anders Fußball spielen (I:hmh) also Männer sind ja =is einfach so (.) die Grundschnelligkeit is einfach viel höher (I: hmh) und es geht mehr über Schnelligkeit und mehr über den Körper so (I:hm) also ich meine (.) bei uns isses auch schon körperbetont also da sind auch manchmal Leute erschrocken (I:hm) wie wir schon zur Sache gehen (.) aber bei Männern isses ja manchmal schon noch nen bisschen heftiger (.) ehm und bei Frauen isses halt wirklich ganz viel über die Technik (.) also Ballmitnahme in den Räumen bewegen also (.) ich würde das als weicher einfach beschreiben (I:hmh) es geht mehr um die Technik und nich so nur ums Körperliche um die Schnelligkeit an sich (I:hm) ja und dementsprechend weicher is auch die Atmosphäre (I:hm) ich kann das nur so beschreiben (.) das fühlt sich einfach so an (I:ja) entspannter und eh (.) ja ruhiger die Leute sind eher so nen bisschen hm entspannt (I:hm) und bei den Männern (.) da gehn ja =da gibt's ja Fangemeinden und dann gehn schon Gesänge los vorm Spiel (I:hm) sind die da schon voll dabei (I:hm) also friedlicher isses bei uns auf jeden Fall« (Nadine, FB06)

Nadine macht zunächst die Differenz zwischen Männer- und Frauenfußball stark. »Wir«, das heißt sie und ihre Mitspielerinnen, spielen »anders Fußball«. Dieses »anders« begründet sich in einer natürlichen, selbstverständlichen Geschlechterdifferenz (»ja is einfach so«), die sich im Sport durch eine höhere Grundschnelligkeit der Männer bemerkbar macht und in einem Spiel resultiert, das »mehr über den Körper« geht. Interessant ist der dann folgende Einschub Nadines, dass auch Frauen »körperbetont« agieren, sogar in einer Weise, die manche Außenstehende verschreckt. Da Zweikämpfe und körperlicher Einsatz gegen Gegner_innen als we-

sentliche Elemente des Fußballs gelten, lässt sich Nadines Anmerkung als Versuch lesen, trotz der angesprochenen Differenz zwischen Männer- und Frauenfußball, auch letzteren als ›richtigen‹ Fußball zu positionieren. Nadine laviert an dieser Stelle zwischen Gleichheits- und Differenznarrationen und legt damit jenes Problem offen, auf das ich im Folgenden noch genauer zu sprechen komme, nämlich das mit diesen Konstruktionen einhergehende Dilemma, herkömmliche Geschlechtervorstellungen entweder über das Betonen einer immer schon vorhandenen geschlechtlichen Differenz zu reproduzieren (›Frauen treiben anders Sport‹) oder aber Gefahr zu laufen, mittels des Gleichheitspostulats soziale Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern zu legitimieren (›Frauen laufen langsamer und sind folglich nicht so leistungsfähig wie Männer‹).

Zunächst geht es mir aber um die von Nadine gewählten Zuschreibungen an den Frauenfußball. Dieser sei auf ein technisches Spiel fokussiert, auf die »Ballmitnahme« und ein »Bewegen in den Räumen«. Diese Ansicht teilen auch ihre Sportkolleginnen, die – wie beispielsweise Hannah (FB01) – darüber hinaus betonen, dass Fußballerinnen vor allem in den oberen Ligen »genauso gut Fußball spielen wie die Männer«, ihnen also mit Blick auf Technik und Taktik nicht unterlegen seien. Es sei allein die auch von Nadine erwähnte »Schnelligkeit [...] durch 30 Prozent weniger Muskelmasse oder so« (Hannah, FB01), die den Unterschied ausmache. Eben diesen Unterschied beschreibt Nadine im obigen Zitat mit dem Adjektiv »weich«; Frauenfußball sei »weicher« als Männerfußball, und genau das schlage sich in der gesamten Atmosphäre des Spiels nieder. Es gehe »ruhiger« und »entspannter« und »friedlicher« zu. Die von Nadine gewählten Attribute lassen den Frauenfußball als eine im Vergleich zum Männerfußball andere Welt erscheinen, als ein wohlgermerkt durchaus positiv besetztes Kontrastprogramm zum lauten und aggressiven Männersport. Die Idee der Unvergleichbarkeit des Frauen- und Männerspiels mündet in der Vorstellung eines ›anderen Spiels‹ der Frauen, das sich nicht allein durch Mängel in Geschwindigkeit und Athletik auszeichnet, sondern einen positiven Bezug erlaubt.

Ähnliches lässt sich im Kontext des Eishockeysports beobachten. Auch dort gilt das Frauenspiel als ›anders‹. Es sind vor allem die – in den Sportmedien immer wieder kritisch diskutierte⁸ – Aggressivität im Zweikampf,

8 | Entsprechende Debatten werden vor allem im kanadischen und US-amerikanischen Raum geführt. 2014 zogen drei ehemalige NHL-Profis vor Gericht und

die Prügeleien auf dem Eis sowie die daraus resultierenden hohen Verletzungszahlen, die das Männereishockey kennzeichnen. Bei den Frauen finden entsprechende Auseinandersetzungen weit weniger statt. Grund dafür ist, wie ich im dritten Kapitel dargelegt habe, zum einen das dort gültige Bodycheck-Verbot sowie darüber hinaus auch eine strengere Auslegung des Reglements durch Schiedsrichter_innen. Davon, dass »jede Kleinigkeit abgepfiffen« wird (Nina, EH05), berichten auch die von mir interviewten Eishockeyspielerinnen. Sehen meine Gesprächspartnerinnen ein entsprechendes Eingreifen kritisch und als eine Einschränkung ihres Spiels (»Das ist für uns kein Eishockey mehr [...] demnächst brauchen wir dann keine Ausrüstung mehr, wenn wir so spielen« (Nina, EH05)), so plädieren andere Frauenteam, Trainer_innen und Manager_innen dafür, das weniger gewalttätige Spiel der Frauen positiv zu bewerten. Meg Hewings, Managerin der Canadiennes de Montréal, eines der erfolgreichsten Fraueneishockeyteams in Nordamerika, betonte in einem Gespräch⁹ über das Bodycheckverbot, dieses sei einerseits problematisch, weil es ausschließlich für das Spiel der Frauen gelte, andererseits aber verändere es das Spiel auf eine Weise, die es für mehr Menschen zugänglich mache. Das Reglement übernahmen in Kanada viele, häufig gemischtgeschlechtliche Freizeitteams, da es ein integrativeres Spiel mit weniger Verletzungen ermögliche. Hewings sagte weiter, Eishockeybegeisterte müssten sich überlegen, wie sie das Spiel (»the game«) spielen wollten. Es gehe immer auch um die Interpretation einer Sportart. Für sie spräche zunächst nichts dagegen, wenn im Fraueneishockey Regeln gelteten, die im Vergleich zum Männereishockey nur ein Drittel der Verletzungen zuließen.

Was sowohl in Hewings' Argumentation als auch in Nadines Darstellung des Frauenfußballs anklingt, ist das Anliegen, die bereits angesprochene Überführung einer antizipierten Differenz zwischen Männer- und Frauensport in eine Anerkennungshierarchie zu vermeiden. Frauenfußball bzw. Fraueneishockey soll in diesem Sinne nicht als unvollständige Variante eines mit Männern und Männlichkeit assoziierten Originals

verklagten die Liga mit der Anschuldigung, sie fordere und fördere die Gewalt im Spiel, um spektakuläre Matches und damit höhere Zuschauer_innenzahlen zu erreichen (vgl. Klein/Benson 2014).

9 | Das Gespräch fand im Januar 2014 in Montreal, Kanada, statt. Ich danke Meg Hewings für ihre Einschätzungen und Kommentare und den Austausch in den vergangenen Jahren.

gelten (vgl. Kapitel 3.2). Vielmehr geht es darum, den von Frauen betriebenen Sport entlang anderer Werte und Normvorstellungen als eine differente, aber in dieser Differenz gleichwertige Form des Sporttreibens zu interpretieren. Mit anderen Worten: Es lässt sich der Versuch erkennen, dem Maßstab eines historisch bedingt an Männerkörpern orientierten Sports eine Alternative zur Seite zu stellen respektive ihn auf eine Weise zu erweitern, die auch Athletinnen einen positiven Bezug zu ihrem Spiel und ihrer sportlichen Leistungsfähigkeit ermöglicht.

Sind meine Interviewpartnerinnen in diesem Sinne darum bemüht, Anerkennung als gleichberechtigte Akteur_innen im Feld des Sports einzufordern, so ist auffällig, dass sie zugleich der Hoffnung auf Gleichberechtigung eine Absage erteilen und dabei paradoxerweise ihre Bemühungen, sich als gleichwertige Andere zu positionieren, unterlaufen. Das zeigt sich besonders deutlich bei den Fußballspielerinnen. Hannah (FBo1) beispielsweise erklärt mir kurz nachdem sie feststellt, dass Frauen »genauso gut Fußball spielen wie die Männer«, dass Frauenfußball trotzdem »nie den gleichen Stellenwert erreichen [wird, K.H.] wie der Männerfußball«. Er werde nie auf das »gleiche Sponsoreninteresse« treffen und nie die »gleichen Vermarktungsmöglichkeiten« haben. Den Grund dafür sieht sie in den unausweichlichen, körperlichen Geschlechterdifferenzen und der daraus resultierenden größeren Schnelligkeit der Männer. Diese wiederum führt für Hannah unweigerlich zu eben jener Hierarchisierung von Männer- und Frauenfußball, die sie kennt – und schließlich auch anerkennt. Denn Frauenfußball, so findet Hannah, sehe im Fernsehen einfach »langweiliger« und »langsamer« aus, manchmal sei es »auch ein Fehlpassfestival feinster Zierde«. Da erklärt sich von allein, dass der Männersport mehr Aufmerksamkeit erhält, während Frauenfußball nach wie vor als Sport nicht ernst genommen wird. Auch heute hieße es häufig »hahaha Frauenfußball (.) Behindertensport« (Hannah, FBo1). Eine ähnliche, den Frauenfußball und damit das eigene Sportengagement diskreditierende Passage findet sich im Interview mit Ela (FBo3). Sie würde sich »nicht unbedingt« die Spiele der Frauenfußballbundesliga im Fernsehen anschauen, erzählt sie mir, »Ich guck mir lieber nen Champions-League-Spiel an von den Bayern als jetzt von den Frauen, und wenn ich mir das von den Frauen angucke, dann höchstens, weil ich da welche kenne oder so (I:hm) und das is halt ja (I:hm) (.) vonner Sportart her is der Männerfußball halt attraktiver, so isses nunma.« Auf meine Nachfrage erklärt mir Ela, sie finde das Spiel der Männer aufgrund seiner »Athletik« und

»Spritzigkeit« attraktiver. Die Frauen spielten im Vergleich »mit einer lahmarschigen Geschwindigkeit«, da denke sie manchmal »MEIN Gott dann spiel doch mal«. Aber, so fügt Ela hinzu, das »ist nunmal so (.) da ham die Männer halt nen großes Stück mehr mitbekommen«.

Was sich hier zeigt, ist eben jenes Überführen geschlechtlicher Differenz in eine Anerkennungshierarchie, wie es die Rhetorik der Unvergleichbarkeit, der auch Ela und Hannah in den Interviews anfänglich folgen, eigentlich außer Kraft zu setzen versucht. Das Vorhaben, Männer- und Frauenfußball als verschiedene und damit potenziell gleichwertige Sportarten zu interpretieren, scheitert daran, dass die Sportlerinnen die als natürlich geltende körperliche Differenz zwischen den Geschlechtern bei der Bewertung ihrer auf dem Fußballfeld gezeigten Leistungen ausblenden. Sie messen die in ihren Augen mit unterschiedlichen Voraussetzungen in den Sport startenden Akteur_innen entlang eines universell gültigen, am männlich besetzten Original orientierten Maßstabs »richtigen« und, wie Ela es formuliert, »attraktiven« Fußballs; und dieser ermöglicht gleichberechtigte Anerkennung nur denjenigen, die – unabhängig von den körperlichen Voraussetzungen, die sie mitbringen – nicht nur technisch und taktisch schön spielen, sondern eben auch schnell und athletisch.

Wie zu Beginn dieses Kapitels herausgestellt, lese ich die zum Teil widersprüchlichen Gleichheits- und Differenzkonstruktionen der Athletinnen sowie ihr Einfordern geschlechtlicher Gleichberechtigung bei gleichzeitiger Anerkennung bestehender Geschlechterhierarchien nicht als individuelle Reaktionen auf erlebte Benachteiligungen und Marginalisierungen im Sport. Vielmehr verstehe ich sie im Sinne Bourdieus als Strategien der Vergeschlechtlichung, die der sozialen Positionierung als legitime Akteurinnen im Feld des Sports dienen. Als solche sind die in den Interviews auftauchenden Vorstellungen von Gleichheit und Differenz Ausdruck eines nicht ausschließlich, aber vor allem auch in und durch die objektiven Strukturen des Sports sozialisierten Habitus. In den Äußerungen der Sportlerinnen manifestiert sich damit der soziale Sinn der Athletinnen für das Funktionieren des Sports und dessen *illusio* (vgl. Kapitel 3). In den Gleichberechtigungsforderungen meiner Interviewpartnerinnen spiegeln sich dabei nicht nur die impliziten und expliziten Regeln des Leistungsprinzips. Die Argumentationen der Athletinnen verweisen zugleich auch auf die Grenzen des im Sport Möglichen beziehungsweise Sagbaren sowie auf normative Vorstellungen von Gleich-

heit und Differenz, die in (sportbezogenen) Gleichstellungsdebatten und -politiken zum Tragen kommen. Die Interviews zeigen folglich nicht nur, *dass* Gleichberechtigung von Frauen im Sport heutzutage eine legitime Forderung darstellt, es wird auch deutlich, *wie* diese Gleichberechtigung überhaupt reklamiert werden kann und darf; und wo sie an scheinbar natürliche Grenzen gerät.

Wie ich im abschließenden fünften Kapitel noch darlege, gilt es, diese Möglichkeiten und Grenzen geschlechtlicher Gleichberechtigung im Sport genauer zu verstehen, und zwar nicht nur ausgehend von subjektiven Konstruktionen, sondern auch auf der Ebene objektiver Strukturen. Dazu zählt vor allem die Ebene der Sportorganisationen und der dort implementierten Gleichstellungsprogramme und -politiken. Sie soziologisch zu analysieren und durch die Brille feministisch-theoretischer Überlegungen zu einem normativen Differenzbegriff zu betrachten, der Individuen auch in ihrer Verschiedenheit als gleichberechtigt anerkennt (Maihofer 2013: 42), scheint mir dabei besonders aussichtsreich. Bevor ich diese Ideen weiter ausformuliere, geht es mir im nächsten Schritt darum, einer weiteren Form der Legitimierung von Athletinnen im Feld des Sports nachzugehen – nämlich der Legitimierung des Sportlerinnenkörpers als Frauenkörper.

4.2 DAS IMAGE AUFPOLIEREN – SPORTLERINNENKÖRPER HETERONORMALISIEREN

Kämpfen Sportlerinnen zum einen mit Zweifeln an ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit und folglich um die Anerkennung als ›richtige‹, den Männern gleichgestellte Akteurinnen des Sports, so begleitet sie zum anderen der Verdacht der Vermännlichung. Frauen im Sport laufen Gefahr, als ›unweiblich‹ zu gelten; und das vor allem dann, wenn sie sich – wie meine Interviewpartnerinnen – männlich konnotierte Verhaltensweisen und Körperpräsentationen aneignen. Dem im vorangegangenen Teilkapitel beschriebenen Vorwurf, Frauen seien für den Leistungssport nicht ›Manns genug‹, steht also der Vorwurf zur Seite, Sportlerinnen seien nicht ›Frau genug‹; ein widersprüchlicher Zusammenhang, den Forschungen im deutschsprachigen Raum vor allem mit Blick auf die daraus resultierenden Identitätskonstruktionen sportlich aktiver Frauen beleuchtet haben (vgl. Palzkill 1990, Kugelmann 1996, Benning 2000,

Gieß-Stüber 2000, Kleindienst-Cachay 2005, Kleindienst-Cachay/Heckemeyer 2008).

Historisch betrachtet sind der Verdacht der Vermännlichung und die damit verbundene Anrufung von Sportlerinnen als geschlechtlich deviante Akteurinnen nicht neu. Ganz im Gegenteil, sie begleiten den modernen Sport seit seinen Anfängen und dienten von Beginn an als Mittel des Ausschlusses. Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts beispielsweise warnten Mediziner_innen und Funktionär_innen vor einer Vermännlichung des Sportlerinnenkörpers durch Verletzungen der weiblichen Fortpflanzungsorgane und plädierten dafür, dass Frauen ausschließlich Sport- und Bewegungsformen ausüben sollten, die ihre Gebärfähigkeit und ihr ›weibliches‹ Erscheinungsbild förderten (Pfister 2006). In anderen Bereichen des Sports lasse die hohe körperliche Belastung durch Training und Wettkampf »die Unterleibsorgane verwelken«, und Sportlerinnen würden folglich zu »künstlich gezüchtete[n] Mannweib[ern]« (Sellheim 1931 zitiert nach Pfister 2006: 34). Diese aus heutiger Sicht skurril wirkende Überzeugung hielt sich lange. Noch 2010 berichtete der Berliner *Tagesspiegel*, der Präsident des Weltskiverbands, Gian Franco Kasper, habe die Aufnahme von Skisprungwettbewerben für Frauen in den Olympischen Kanon mit dem Argument abgelehnt, die harte Landung könne bei den Sportlerinnen zum Riss der Gebärmutter führen (Haeming 2010). Wie in dem Artikel deutlich wird, galt Kaspers Aussage als Altherrenkommentar, dem Sportler_innen, Journalist_innen und ein Großteil der Funktionär_innen kaum mehr Aufmerksamkeit widmeten. Bemerkenswert ist allerdings, dass Personen wie er trotz entsprechend sexistischer Ansichten in Führungspositionen des internationalen Sports verbleiben dürfen.¹⁰

Lehnten Funktionär_innen und Mediziner_innen die Teilnahme von Frauen am Sport einerseits mit der Begründung einer möglichen Schädigung der Fortpflanzungsorgane ab, so witterten sie darüber hinaus eine Gefahr der Vermännlichung aufgrund der geforderten Verhaltensweisen. Das Schwitzen, Keuchen, Kämpfen und Treten sowie das Auftrainieren von Muskulatur und das damit einhergehende athletische Aussehen galten als unweiblich (vgl. Pfister 1982, 2006). Auch der Deutsche Fuß-

10 | Zur Situation des Frauenskispringens siehe Hofmann/Vertinsky/Jette (2010). Im Skispringen werden seit den Olympischen Spielen 2014 in Sotchi, Russland, Wettbewerbe in der Leistungsklasse der Frauen durchgeführt.

ballbund (DFB) begründete sein in der sportwissenschaftlichen Literatur mittlerweile vielfach erwähntes Fußballverbot für Frauen in den 1950er Jahren mit der Behauptung, Fußball fördere durchweg männliche Eigenschaften und sei folglich für Frauen und Mädchen ungeeignet. Fußballspielerinnen galten als Mannweiber und waren nicht erwünscht (vgl. Hoffmann/Nendza 2006, Meier/Hürlimann 2012).

Zwar ist es heute kaum mehr denkbar, dass Frauen mit der Begründung, ihre Körper drohten zu vermännlichen, aus einer Sportart ausgeschlossen werden. Angesichts der bestehenden symbolischen Verknüpfung von Sport und Männlichkeit laufen sie dennoch Gefahr, als Mannweiber oder – darauf komme ich im Folgenden noch genauer zu sprechen – als (Kampf-)Lesben zu gelten. Davon berichten auch meine Interviewpartnerinnen. Sie sind sich, wie bereits zu Beginn des Kapitels angesprochen, der Tatsache bewusst, dass sie als Frauen in ihrem Sport Vorreiterinnen sind. Für sie ist klar, dass sie sich in Männerdomänen bewegen und dass ihre dortige Präsenz zuweilen für Unmut und Unverständnis sorgt. Ihr Geschlechtergrenzen überschreitendes Verhalten sehen die Sportlerinnen als einen zentralen Grund dafür, dass Frauen in Männersportarten ein »negatives Bild« (Tanja, R101) anhaftet, ein »negativer Touch«, wie es die Fußballerin Nadine formuliert. In der Öffentlichkeit Sorge es noch immer für Irritationen, wenn es bei Frauen körperlich »zur Sache geht« (Nadine, FBo6) und Frauen »breite Schultern« (Vanessa, GH01) haben. Mit anderen Worten: Es sind vor allem die in ihren Sportarten geforderte Brutalität und Aggressivität sowie die mit einem leistungssportlichen Training einhergehenden körperlichen Veränderungen, die als »typisch männlich« gelten und im Umkehrschluss bei Frauen als »unweiblich« wahrgenommen werden.

Diese Zusammenhänge legen meine Interviewpartnerinnen insbesondere in Gesprächspassagen offen, in denen sie mit mir über das Bild ihres Sports in der Öffentlichkeit sprechen sowie darüber, wie Außenstehende auf ihr Sportengagement reagieren.¹¹ Ihnen eile der Ruf voraus,

11 | Die Eingangsfrage des im Leitfaden vermerkten Themenblocks *Außenwahrnehmung* lautete: »Kannst Du/Können Sie sich an Situationen erinnern, in denen bekannte oder unbekannte Personen Dich/Sie auf Dein/Ihr Sportengagement angesprochen haben? Könntest Du/Könnten Sie mir davon erzählen?« Anzumerken bleibt, dass die in diesem Zusammenhang gestellten Fragen nicht auf die Wahrnehmung von Frauen im Ringen, Gewichtheben, Eishockey oder Fußballspielen,

»Schlägerweiber« zu sein, erzählt mir die Eishockeyspielerin Anja. Die dicke Ausrüstung und Polsterung gäben reichlich Anlass zu der Vermutung, dass es bei ihnen – also bei den Frauen – genauso hart zugehe wie bei den Männern. Dass das nicht selbstverständlich ist, zeigt sich in »Standardfragen« (Isabelle, EHO1), wie Isabelle es nennt: »Checked ihr euch denn auch so (.) geht das bei euch auch so brutal zu und prügelt ihr euch auch?« (Isabelle, EHO1). Für die Spielerinnen spiegelt sich in diesen »typischen Fragen« nicht nur Unwissen, sondern auch Verwunderung und Irritation darüber, dass Frauen einen Sport betreiben, der mit körperlicher Härte verbunden ist. Erneut spielt hier das bereits erwähnte Bodycheckverbot eine Rolle sowie die von den Spielerinnen beklagte Tatsache, dass die Schiedsrichter_innen im Fraueneishockey bei Weitem nicht so viel Körperkontakt zulassen wie im Männerspiel (vgl. Kapitel 3.2/Kapitel 4.1). Man wolle das Fraueneishockey »technischer machen« (Nina, EHO5), und es werde »mehr Wert auf die Technik gelegt« (Rike, EHO3), erklären sie mir. In der vergangenen Saison sei »sehr extrem« und »fast jede[r] Körperkontakt« gepfiffen worden. Zudem habe das Bodycheckverbot »den körperlichen Aspekt des Fraueneishockeys sehr stark entschärft« (Rike, EHO3) – für die Spielerinnen ein Signal, dass die im Eishockey eigentlich übliche Brutalität bei den Frauen nicht erwünscht ist.

Dass körperliche Härte für Männer im Sport legitim ist, zugleich aber im Widerspruch zu vorherrschenden Weiblichkeitsvorstellungen steht, ist auch den Ringerinnen bewusst. Bei vielen sei das Urteil über Frauenringen vorprogrammiert, erzählt mir Stefanie. »Ja was für ein brutaler Sport«, hieße es, »das machen Frauen doch nicht« (Stefanie, RIO4). Stefanies Teamkolleginnen Tanja und Maja teilen diese Erfahrung. Ist es Tanja zufolge ungewöhnlich, wenn auch Mädchen »Kopfnüsse« verteilen – ich habe dies bereits zu Beginn des Kapitels zitiert –, so stellt Maja fest: »[...] bei den Männern ist es okay, wenn die aggressiv sind (.) bei den Frauen nicht«. Dasselbe gelte mit Blick auf das Aussehen, fügt Maja hinzu: »[...] Männer dürfen Muskeln haben Frauen nicht« (Maja, RIO2).

Es ist also nicht nur der Körpereinsatz, der Sportarten wie Ringen und Eishockey zu typisch männlichen Betätigungen macht. Es sind auch die Körper an sich, die mit Männlichkeit assoziiert werden. Meine Interview-

sondern stets allgemein gehalten sind. Die Differenzierung in Wahrnehmungen von Männern und Frauen in der jeweiligen Sportart lassen sich daher als Schwerpunktsetzungen der Athletinnen verstehen.

partnerinnen verweisen zwar darauf, dass heutzutage auch Frauen Muskeln haben dürfen, verdeutlichen aber zugleich, dass das Maß an Muskulatur, das ein leistungssportliches Engagement in ihren Sportarten mit sich bringt, nach wie vor nicht mit landläufigen Vorstellungen über Frauenkörper kompatibel ist. Wenig überraschend sind es insbesondere die Gewichtheberinnen, die dies thematisieren. Ihr Sport ist nicht durch Zweikämpfe und damit Körpereinsatz gegen Gegnerinnen gekennzeichnet, wohl aber durch das Optimieren des Körpers für Kraftleistungen. Die Gewichtheberinnen erleben es immer wieder, dass sie aufgrund der auftrainierten Muskulatur, den »breiten Schultern« und »dickeren Beinen« als »dick« oder »fett« bezeichnet werden. Bei den Männern fänden es alle »ganz toll«, wenn sie »superschwer« seien, erklärt mir Uta (GH04), bei den Frauen jedoch nicht. Hier deutet sich das an, was ich im vorangegangenen Kapitel bereits angesprochen habe: Während die hohen Gewichtsklassen bei den Männern aufgrund der Hebeleistung in besonderer Weise Aufmerksamkeit generieren, ist hohes Körpergewicht für Gewichtheberinnen nicht positiv besetzt. Ihre Körper gelten nicht als stark, standfest und leistungsfähig, sondern als »dick«, »fett« oder – so formuliert es Vanessa (GH01) – als »pummelig«; Eigenschaften, die in der öffentlichen Wahrnehmung mit Faulheit und Disziplinlosigkeit verknüpft sind und weiblichen Schönheitsidealen widersprechen (vgl. Rauchensteiner 2013). Männern sei es erlaubt, »wie ein Schrank« auszusehen, bringt Manuela dies auf den Punkt, Frauen hingegen nicht, und ihre Teamkollegin Sonja (GH03) erzählt mir, sie bekomme »manchmal blöde Sprüche« zu hören, weil sie »ein starkes Mädchen« sei; und dass Männer mit starken Frauen ihre Mühe hätten, so Sonja, »hört man ja immer wieder«.

Ist meinen Interviewpartnerinnen gemein, dass sie sich aufgrund ihres Sportengagements in die Nähe des Männlichen gerückt sehen und somit in der Gefahr sich befinden, als »Mannweiber« zu gelten, so sind es insbesondere die Fußballerinnen und Eishockeyspielerinnen, die auf das in ihren Sportarten vorhandene Bild der »Lesbe« oder gar der »Kampfllesbe« verweisen. Es gebe viele Menschen, erklärt mir Rike (EH03), »die Eishockey oder auch andere härtere Sportarten oder mit Fleiß betriebene Sportarten von Frauen gleich mit Mannsweibern verbinden«; und nicht nur das, es hieße nicht nur »öäh Mannsweib«, sondern auch »öäh Lesben«. Mithilfe der im Transkript wiedergegebenen Laute verdeutlicht Rike, dass es sich dabei um abwertende Anrufungen, ja Beschimpfungen handelt. Ähnliches zeigt sich bei Nina (EH05). »Frauen in Männersport-

arten da denkt doch jeder ›ey lesbisch‹«, sagt sie und erzählt mir von ihrer Schwester, der insbesondere Fußballspielerinnen und Eishockeyspielerinnen »ein Gräuel« sind. In ihren Augen seien das alles »Kampflesben«, das fände sie »ganz furchtbar«. Die »Lesben-Geschichte« (Ela, FBo3), wie Ela es nennt, taucht – zumindest lässt sich dies für den deutschsprachigen Raum sagen – in besonderer Weise in Zusammenhang mit dem Frauenfußball auf. Er gilt landläufig als eine ›typische Lesbensportart‹. Das zeigt sich unter anderem dann, wenn Journalist_innen Spielerinnen in Interviews fragen, was es mit dem Gerücht auf sich habe, alle Fußballerinnen seien Lesben (Louis 2011). Zudem kursieren seit vielen Jahren Zahlen über den Anteil lesbisch lebender Spielerinnen. Sie stammen aus einer Diplomarbeit der langjährigen Bundestrainerin Tina Theune-Meyer.¹²

Wie bereits in Kapitel 3 angedeutet, zeichnet sich die Debatte um lesbische Fußballerinnen vor allem dadurch aus, dass die Spielerinnen gänzlich unabhängig von ihrer tatsächlichen Lebensweise als Lesben gelten, sie quasi unter ›Generalverdacht‹ gestellt werden (Degele/Janz 2012: 195); ein Phänomen, das die US-amerikanischen Autor_innen Elaine Blinde und Diane Taub Anfang der 1990er Jahre als »lesbian stigma« (Blinde/Taub 1992: 521) bezeichnet haben. Dahinter verbirgt sich die landläufige Annahme, dass männlich konnotiertes Verhalten und Aussehen bei Frauen Zeichen lesbischen Begehrens sind. Denn ›richtige‹ Frauen bewegen und geben sich ›weiblich‹ und sind heterosexuell. Im Umkehrschluss machen sich Sportlerinnen, vor allem dann, wenn sie männlich dominiertes Terrain erobern, verdächtig, homosexuell zu sein (Caudwell 2003: 376).

Wenngleich das Wort ›lesbisch‹ dies also zunächst suggeriert, ist der Grund für die Adressierung als Lesbe oder gar Kampflesbe nicht (zumindest nicht per se und ausschließlich) die sexuelle Orientierung der Sportlerinnen, sondern die Tatsache, dass sie sich in einer Männersportart bewegen und sich männlich konnotierte Körperpraktiken und -präsentationen zu eigen machen. Es geht demnach nicht um ein faktisches ›lesbisch *Leben*‹ als vielmehr um ein ›Lesbisch *Aussehen*‹ oder ›Lesbisch *Erscheinen*‹, das negativ besetzt ist. Caudwell (2003) spricht deshalb von einem »lesbian gender« (ebd.: 382), das sie von einem »lesbian desire« (ebd.), also lesbischem Begehren, unterscheidet. In den Interviews taucht

12 | Die Rede ist von einem Lesbenanteil im Frauenfußball von 20-40 Prozent. Die Zahlen stammen aus der Diplomarbeit der ehemaligen Fußballnationaltrainerin Tina Theune-Meyer (vgl. Meuren 2014).

dieser Zusammenhang unter anderem dann auf, wenn Athletinnen wie Ela (FB03), darauf verweisen, dass eine Frau, die Fußball spielt, »kurze Haare« habe und aussehe wie »ein halber Mann«, damit rechnen müsse, als Lesbe bezeichnet zu werden. Sie entspreche dann dem »Stereotyp« beziehungsweise dem »Klischee« der lesbischen Fußballerin. Deutlich wird auch hier: Die Lebensweise der Athletin ist nicht von Bedeutung.

Das wiederum zeigt, dass es sich bei der pauschalisierenden Anrufung von Spielerinnen als Lesben primär um eine sexistische und weniger um eine homophobe Praxis handelt (Degele/Janz 2012: 207ff). Denn ebenso wie die Bezeichnung von Sportlerinnen als ›männlich‹ oder als ›Mannweiber‹ thematisiert auch die Zuschreibung, lesbisch zu sein, den Verstoß gegen herkömmliche, heteronormative Geschlechtervorstellungen und markiert die Athletinnen als geschlechtlich deviant. Es geht folglich nicht um die Sanktionierung ›homosexuell‹ lebender Sportlerinnen, sondern um die Abwertung von Frauen im Sport allgemein – und damit um ihren Ausschluss. Eben diesen Zusammenhang beschreibt die Tennis-Ikone Martina Navratilova im Jahr 2013 in einem Interview beim Online-Kanal *Democracy Now* mit den folgenden Worten:

»In sports, women have to kind of prove their heterosexuality when they're really good athletes. There are women that have written books proclaiming their heterosexuality, just in case anybody thought that they were gay, because for a lot of girls growing up, as soon as they're athletic, they're called – they're called unnatural or lesbians or whatever. And a lot of straight girls don't even get involved in sports because they don't want to have that kind of bullying happen to them. So it's almost assumed that you are gay; you have to prove that you're straight.« (Martina Navratilova, *Democracy Now* Interview 2013)¹³

In dieser Deutlichkeit formulieren dies meine Interviewpartnerinnen nicht. Allerdings zeigt sich, dass sie das »negative Bild« von Frauen in ihrem Sport, in welcher Weise auch immer es kommuniziert wird, als diskriminierend verstehen und als Versuch, sie aus dem Sport heraus zu halten. So erklärt mir beispielsweise Nadine, Männer seien, was Frauenfußball angehe, »eh etwas kompliziert«. Fußball sei aus deren Sicht eine »Männerdomäne« und solle es »halt auch bleiben«. Das zeigt sich

13 | Das Interview fand anlässlich des ›Coming Outs‹ von NBA-Basketballprofi Jason Collins statt.

in ähnlicher Weise in einer Aussage der Eishockeyspielerin Rike (EH03). Sie erzählt von Situationen auf dem Eis, in denen Gegenspieler sie als »Lesbe« beschimpfen, wenn sie ihnen den Puck abbringe oder sie »ausspiele«. Die Männer wechselten in solchen Momenten »die Ebene« und gingen »direkt in einen Angriff« über, anstatt ihr Anerkennung für den guten Spielzug zu zollen. Die Bezeichnung als »Lesbe« wertet sie als eine Beschimpfung, die nicht ihre Lebensweise (Rike lebt zum Zeitpunkt des Interviews mit einer Frau zusammen), sondern ihre sportliche Überlegenheit als Frau sanktioniert.

Ein bemerkenswerter Aspekt ist, dass die Anrufung als Lesbe in den mir vorliegenden Interviews ausschließlich von den Teamsportlerinnen, nicht aber von den Gewichtheberinnen und Ringerinnen thematisiert wird. Im Nachgespräch teilte ich diese Beobachtung mit der Ringerin Maja (RI02) und bat sie um ihre Einschätzung. Maja (RI02) sagte mir, sie könne sich nicht entsinnen, jemals gehört zu haben, dass Ringerinnen als Lesben beschimpft würden. Sie gelten eher als »Muskelprotze«. Darüber hinaus hätte sie erlebt, dass Freundinnen von Teamkollegen ihr vorwarfen, sie ringe, um »den Jungs« nahezukommen. Maja wird also von vornherein ein heterosexuelles Begehren unterstellt und ihr gemeinsames Training mit Männern als Gelegenheit interpretiert, mit diesen in körperlichem und sexuell konnotiertem Kontakt zu sein.

Vor dem Hintergrund von Majas Erzählung liegt eine mögliche Erklärung für die Anrufung von Teamsportlerinnen als homosexuell in dem sozialen Setting, in dem sich die Athletinnen bewegen. Trainieren die Ringerinnen und Gewichtheberinnen »unter Männern«, so halten sich Eishockey- und Fußballspielerinnen primär in homosozialen Kontexten auf; sie trainieren »unter Frauen«. Sportteams gelten zudem landläufig als geschlossene Gemeinschaften, in die andere nicht ohne Weiteres Einblicke erhalten und in die neue Teilnehmer_innen erst aufgenommen werden müssen. Eine Vermutung ist, dass das Verständnis von Teams als homosoziale, geschlossene Kontexte die Anrufung der Fußball- und Eishockeyspielerinnen als Lesben begünstigt. Anlass für den »Generalverdacht« bietet demnach nicht nur das »männliche« Verhalten der Sportlerinnen, sondern darüber hinaus die Gemeinschaft mit anderen Frauen und die Abwesenheit von Männern.

Anschlussfähig ist dieser Gedanken an Arbeiten, die sich auf unterschiedliche Weise mit homosozialen Gemeinschaften auseinandersetzen und diesen eine zentrale Bedeutung für die Reproduktion heteronormati-

ver Ordnung zusprechen (für einen Überblick siehe Hammaren/Johansson 2014). Im Anschluss an Eve Kosofsky Sedgwick (1985) ließe sich dabei der Frage nachgehen, ob und wenn ja in welcher Weise sich Frauenteam über die Abgrenzung von Homosexualität ein Mehr an gesellschaftlicher Anerkennung verschaffen (können). In ihrem Buch »Between Men« schlägt Sedgwick alternativ zu der Gegenüberstellung von heterosexuell/homosexuell ein Kontinuum vor, an dessen Enden sie die Begriffe *homozial* und *homosexuell* setzt (ebd.). Homoziale Kontexte legitimieren sich und ihre Machtgefüge demnach über die Abgrenzung zu Homosexualität. Wenngleich sich Sedgwicks Analysen nicht ohne Weiteres auf Frauengemeinschaften und damit Frauensportteams übertragen lassen, so schärfen sie dennoch den Blick dafür, dass Sexualität ein wesentliches, die Geschlechterordnung des Sports strukturierendes Moment ist.

Unabhängig davon, ob sich meine Interviewpartnerinnen als Lesben oder Mannweiber titulierte sehen, geht es mir im Folgenden um die den Sportlerinnen gemeinsame Erfahrung, als geschlechtlich deviant zu gelten. Ähnlich den Zweifeln an ihrer Leistungsfähigkeit kommuniziert auch der Vorwurf der Vermännlichung die Gefahr, im Sport marginalisiert oder gar von ihm ausgeschlossen zu werden (vgl. Kapitel 3). Die Auseinandersetzung mit pejorativen Anrufungen ist demnach gleichbedeutend mit der Notwendigkeit und dem Bemühen, sich als legitime Akteurin innerhalb des Feldes zu behaupten und sich in einer Weise zu positionieren, die es erlaubt, soziale Anerkennung und damit symbolisches Kapital zu generieren. Denn dies ist, wie ich in Kapitel 3.2 gezeigt habe, deshalb von Bedeutung, weil es die Möglichkeit der Rekrutierung von Sponsoren und Werbepartner_innen steigert.

Erkennen die von mir interviewten Sportlerinnen an, dass ihr Sportengagement ein für Frauen ungewöhnliches ist, so zeigt sich zugleich, dass sie eine negative Besetzung der daraus resultierenden Differenz zu einer als »normal« geltenden Weiblichkeit und die Abwertung von Sportlerinnen aufgrund ihres Geschlechtergrenzen überschreitenden Verhaltens und Aussehens vehement zurückweisen. Das vorherrschende »negative Bild« bezeichnen sie als »Klischee« (Ina, FB04) und »Vorurteil« (Andrea, FB05), als »Fehlbild« (Sonja, GH03) oder »falsches Bild« (Isabell, EH01) sowie als unzulässige Verallgemeinerung (Lesbische Spielerinnen seien »durchaus vertreten«, erklärt mir Rike (EH03), vielleicht sogar »zu einem höheren Prozentsatz«, aber das sei »nicht zwingend so«). Sie deklarieren die mit ihnen und ihrem Sport verknüpften Vorstellungen also als

festgefahrene, nicht zuletzt auf Unwissen basierende Annahmen (»falsches Bild«), die – zugespitzt formuliert – an der Realität vorbeigehen und gegen die sie sich zur Wehr setzen.

Das Bemühen um Distanzierung vom Mannweiber- und Lesbenbild manifestiert sich zunächst in dem wiederholten Verweis der Sportlerinnen darauf, dass sie den landläufig pejorativen Vorstellungen über Frauen in Männersportarten nicht entsprechen. Niemand denke, dass sie den »härtesten Sport der Welt« betreibe, erklärt mir die Eishockeyspielerin Lisa (EH02), und auch ihre Teamkollegin Nina (EH05) stellt fest, sie habe »nicht so diese typische Eishockeyfigur«. Sie provoziere bei vielen einen »Aha-Effekt«, wenn sie sich als Bundesliga-Eishockeyspielerin oute. Ähnlich geht es Uta (GH04), die mir berichtet, ihr Gegenüber sei stets erstaunt, wenn sie erzähle, sie sei Gewichtheberin. Sie solle »sie nicht verarschen«, so Uta wortwörtlich.

Wie sich in den Aussagen andeutet, erzählen meine Interviewpartnerinnen die Diskrepanz zwischen klischeehaften Vorstellungen und ihren eigenen Körpern stets über Zitationen Dritter, das heißt anhand von Situationen, in denen Andere ihnen spiegeln, dass sie ihren Erwartungen an das Aussehen einer Gewichtheberin, Ringerin, Eishockey- oder Fußballspielerin nicht entsprechen. Besonders deutlich zeigt sich dies in einer Passage aus dem Interview mit Stefanie (RI04). Sie berichtet darin von ihrem ersten Besuch beim »Sportlerball«, einer Veranstaltung, die in vielen Städten einmal im Jahr stattfindet und bei der die besten Sportler_innen und Sportteams für ihre Leistungen ausgezeichnet werden. Stefanie erzählt:

»und hier aufm Sportlerball (.) also das allererste mal wo ich da war (.) ich glaub nach der deutschen Meisterschaft mit 16 oder 17 (.) da ham se mich auch aufgerufen ›ja Ringerin deutsche Nationalmannschaft blablabla‹ und ich lauf die Stufen hoch und so (.) ›nee nee wir wollen die Ringerin‹ (.) (lachen) ›ja genau (.) ›ja aber das sieht doch normalerweis (.) SO‹ (breitet die Arme aus) ich so (.) ›hmh (.) muss nicht sein (.) bei uns is nicht nur SO (.) da gibt's auch die 48-Kilo-Mädels‹ (.) und das war halt so ganz (.) ganz anders (l:hm) das is Wahnsinn (.) haben sie nicht damit gerechnet da gibt's halt echt ganz unterschiedliche (.) aber immer positive (.) eh Rückmeldungen eigentlich.« (RI04)

Zum Zeitpunkt des Interviews liegt das von Stefanie erzählte Ereignis schon einige Jahre zurück. Nichtsdestotrotz erinnert sie sich an die Si-

tuation und gibt diese im Gespräch in direkter Rede wieder; ein Indiz dafür, dass es sich um ein für Stefanie bedeutsames Erlebnis handelt. Sie sei von den Veranstalter_innen als Ringerin der Deutschen Nationalmannschaft aufgerufen worden. Als sie die Stufen zur Bühne hinaufgeht, halten diese sie jedoch mit den Worten auf »nee nee wir wollen die Ringerin«. Stefanie wird also nicht als Ringerin erkannt. Der Grund dafür ist ihr Körper, ihre Figur. Die Organisator_innen stellen sich eine andere Person vor, eine breitere, dickere Sportlerin. Das zeigt sich in der Bemerkung »ja aber das sieht doch normalerweise SO« aus, bei der Stefanie im Interview ihre Arme ausbreitet. Das darin enthaltene »normalerweise« ist ein Zeichen dafür, dass es sich um eine verallgemeinernde Annahme handelt und nicht um eine Erwartung an Stefanie als Einzelperson. Ganz im Gegenteil: Von Ringerinnen allgemein erwartet man, dass sie breit und stämmig sind, Stefanie hingegen entspricht diesem Bild nicht. Der Frage, ob nicht eigentlich alle Ringerinnen »SO« seien, also breit und stämmig, begegnet Stefanie in ihrer Erzählung mit einer Verneinung. »Muss nicht sein«, sagt sie, »da gibt's auch die 48-Kilo-Mädels«. Stefanie verweist damit auf die leichteste der insgesamt sieben Gewichtsklassen im Frauenringen, das so genannte Fliegengewicht.¹⁴ Athletinnen, die dort aktiv sind, das macht Stefanie hier deutlich, entsprechen nicht dem von den Organisator_innen des Sportlerballs relevant gemachten Bild. Mit ihrer Erzählung ordnet sich Stefanie dieser Gruppe von Ringerinnen zu und positioniert sich so als eine Athletin, die – wenngleich dies hier implizit bleibt – athletisch und durchtrainiert ist, jedoch im Rahmen dessen, was als weiblich und attraktiv gilt.

Auffällig ist, dass das von Stefanie beschriebene Nicht-Erfüllen der an sie herangetragenen Erwartungen positiv besetzt ist. Nicht als Ringerin erkannt zu werden, das zeigt sich am Ende der zitierten Interviewpassage, erscheint in Stefanies Erzählung weder als Mangel noch als Problem. Ganz im Gegenteil, sie berichtet von positiven, anerkennenden Reaktionen (»Da haben sie nicht damit gerechnet (.) da gibt's halt echt ganz unter-

14 | Im Frauenringen werden derzeit Wettkämpfe in sieben Gewichtsklassen ausgetragen: Fliegengewicht (bis 48 kg), Bantamgewicht (bis 51 kg), Leichtgewicht (bis 55 kg), Weltergewicht (bis 59 kg), Mittelgewicht (bis 63 kg), Halbschwergewicht (bis 67 kg) und Schwergewicht (bis 72 kg) (siehe www.ringen.de/neue-gewichtsklassen-und-regelanpassungen-veroeffentlicht/ [letzter Zugriff 30.10.2017]). (Zu Unterschieden zwischen den Männer- und Frauenwettbewerben siehe Kapitel 3).

schiedliche (.) aber immer positive (.) Rückmeldungen eigentlich«). Die sich hier andeutende Verknüpfung von Lob und Anerkennung für das Sportengagement der Athletinnen mit der Feststellung, sie entsprächen *nicht* dem herkömmlichen Bild von Frauen in Männersportarten, taucht auch im Gespräch mit Stefanies Teamkollegin Miriam (R103) auf. Meine Frage, ob sie sich an Situationen erinnere, in denen sie auf ihren Sport angesprochen wurde, bejaht Miriam. Sie werde nicht nur angesprochen, konkretisiert sie, sondern auch von »wahnsinnig vielen Leuten angeguckt«. Grund dafür ist in Miriams Perspektive ihr »athletischer« und »durchtrainierter« Körper. Erst am Vortag des Interviews habe eine ihr fremde Person sie gefragt, welchen Sport sie treibe. Die Reaktion darauf, dass sie Ringerin ist, sei positiv gewesen. »Och das ist ja toll«, zitiert Miriam ihr Gegenüber und fügt dann hinzu: »viele sagen sie hätten sich das gar nich so vorgestellt mich als Ringerin (.) unter Ringerin irgendwas Anderes gedacht (.) aber ja die sagen dann ›das is toll‹ und der Erfolg und als Frau« (Miriam, R103).

Interessant ist, dass Miriam mittels des Adverbs »dann« eine zeitliche und zugleich auch als kausal interpretierbare Abfolge beschreibt: Personen stellen zunächst fest, dass sie Miriam nicht als Ringerin erkannt haben und reagieren im Anschluss anerkennend. Das Lob für den Erfolg und zwar »als Frau« im Ringen ist also unmittelbar mit einer positiv konnotierten Wahrnehmung des Sportlerinnenkörpers verbunden. Miriam erscheint nicht ›zu männlich‹ oder für eine Frau ›zu muskulös‹. Ihr Körper ist vielmehr erstrebenswert. Sie selbst könne das ja nicht beurteilen, erklärt Miriam, aber »andere« fänden sie »sehr athletisch« vor allem für eine Ringerin, die im »Schwergewicht« kämpft. Eine der häufigsten Fragen, die ihr gestellt werden, sei die, »wie man (.) so nen Körper bekommt« (Miriam, R103).

Der in der Interviewpassage mit Miriam aufscheinende zeitlich-kausale Zusammenhang taucht auch im Gespräch mit der Eishockeyspielerin Nina auf. Wie bereits erwähnt, erklärt Nina mir, dass sie »keine typische Eishockeyfigur« habe. Außenstehende reagieren daher erstaunt und sogar begeistert auf ihr Sportengagement. Denn, so erklärt mir Nina,

»ich glaub man stellt sich immer so bestimmte Typen vor die so ne Sportart machen und (.) ich glaub die meisten stellen sich etwas kleinere Leute vor (.) vielleicht etwas stämmiger und meistens dann auch Frauen mit kurzen Haaren (.) is einfach so (.) und dann als erstes kommt ›wie (.) Sie spielen Eishockey‹ (lacht) (.)

›ja ich mach kein Ballett‹ und dann so ›oah ja das is ja toll‹ (.) und dann wird halt gefragt in welcher Liga man spielt wenn man dann sagt zweite Bundesliga dann auch ›oah is ja toll‹ und dann erklärt man nen bisschen.« (Nina, EH05)

Im Vergleich zu Miriam formuliert Nina zunächst ein präziseres Bild der von ihr antizipierten Erwartungen. Eishockeyspielerinnen seien in den Augen Vieler kleine, stämmige und kurzhaarige Frauen. Die kurzen Haare fungieren bei Nina ähnlich wie in anderen Interviews als Metapher für »Lesbisch-Sein«. Mit anderen Worten: Nina geht davon aus, dass Außenstehende nicht nur Erwartungen hinsichtlich ihres körperlichen Erscheinungsbildes haben, sondern auch bezüglich ihrer sexuellen Orientierung. Eben diese Erwartungen aber scheint sie nicht zu erfüllen. Darauf verweist die von Nina wiedergegebene Frage »Wie (.) Sie spielen Eishockey?«. Vergleichbar mit der Passage aus dem Gespräch mit Miriam findet sich auch hier das Adverb »dann« – und zwar gleich mehrfach. Nina beschreibt eine schon fast rituell wirkende Abfolge von Begegnungen mit Personen, denen sie das erste Mal von ihrem Sportengagement berichtet. Dem anfänglichen Erstaunen (›erstens‹) folgt Bewunderung (›und dann so oah ja das is ja toll‹) und schließlich weitergehendes Interesse (›dann wird gefragt...‹).

Wenngleich ich die Bedeutung der syntaktischen Struktur hier nicht überbewerten möchte, so ist es dennoch eindrucklich, dass sich in den zitierten Passagen die in Kapitel 3 beschriebene Struktur des Leistungssports wiederfindet: Frauen sind legitime und anerkannte Akteurinnen des Feldes, wenn sie als Frauen und zwar als ›richtige‹ Frauen erkennbar sind. Das von meinen Interviewpartnerinnen erfahrene Lob für ihr Sportengagement ist, so ließe es sich zugespitzt formulieren, an die Bedingung gesellschaftlich konformer Weiblichkeit geknüpft. Frauen in Männersportarten sind wunderbar, wenn sie dem Klischee *nicht* entsprechen, wenn sie also weder Mannweib noch Kampfllesbe sind. Die dahinterstehende Logik ist also eine bejahende und restriktive zugleich.

Distanzieren sich meine Interviewpartnerinnen von dem an sie herangetragenen Mannweiber- und Lesbenbild zum einen mittels individueller Positionierungen und dem Verweis darauf, dass ihre Körper den negativ besetzten Erwartungen an Frauen in Männersportarten nicht entsprechen, so lässt sich zum anderen beobachten, dass sie sich um eine Zurückweisung des Mannweiber- und Lesbenimages für ihre Sportart als solche bemühen. Das deutet sich nicht nur in der weiter oben zitierten

Sequenz aus dem Interview mit Stefanie an, in der sie über die »48-kg-Mädels« spricht, sondern auch in Utas (EHO4) Verweis darauf, dass ihre »Mannschaft« entgegen gängiger Vorurteile mehrheitlich aus attraktiven Frauen besteht. Es sei schade, erklärt sie mir, dass Gewichtheberinnen in den Augen der meisten als »fett und groß und hässlich« gelten. Weder sie selbst noch ihre Teamkolleginnen entsprächen diesem Bild. »Unsere Mannschaft«, so Uta (GHO4), »besteht zum größten Teil aus Mädchen, die man in der Öffentlichkeit zeigen kann (.) ich meine wir haben auch ne Superschwere dabei (.) aber die is weder hässlich noch irgendwas Anderes.« Die in den Gesprächen mit Uta und Stefanie aufscheinenden Normalisierungsbemühungen finden sich schließlich auch bei der Eishockeyspielerin Lisa (EHO2). Frauen im Eishockey, erklärt mir Lisa, gelten gemeinhin als »sehr männlich (.) dick groß [und] wahrscheinlich irgendwie aggressiv«. Viele wüssten gar nicht, dass im Eishockey »auch schöne Mädchen rumlaufen (1) also wirklich schöne Mädchen«. Die seien »auch ganz normal gebaut« und hätten zudem »ein ganz normales Leben«, seien vielleicht »auch Kindergärtnerin«, wengleich das für manche eventuell »im Widerspruch« zu dem Sport stehe, den sie treiben.

Interessant an den Aussagen der drei zitierten Sportlerinnen ist nicht nur die Tatsache, dass sie das Mannweiber- und Lesbenimage ihrer Sportarten zurückweisen und die dort aktiven Akteurinnen gemäß heteronormativer Weiblichkeitsvorstellungen als schön und fürsorglich und keineswegs nur aggressiv normalisieren. Deutlich wird auch, dass sie die Existenz unkonformer Weiblichkeit nicht gänzlich negieren, sondern relativieren. Es sei im Ringen »nicht nur ›SO‹« erklärt Stefanie, während Uta ihren Teamkolleginnen attestiert, dass diese »zum größten Teil« öffentlich vorzeigbar seien und Lisa feststellt, dass es im Eishockey »auch schöne Mädchen« gebe. Mit anderen Worten: Der von ihnen betriebene Sport ist kein Mannweiber- oder Lesbensport, er ist vielmehr ein Sport, in dem es neben ›normalen‹, attraktiven Frauen auch Mannweiber und Lesben gibt respektive Frauen, deren Verhalten und Körper nicht den herkömmlichen Weiblichkeits- und Schönheitsvorstellungen entsprechen. Genau dies wiederum ist eine Verschiebung, die sich als Versuch interpretieren lässt, ›das Image aufzupolieren‹, wie ich es im Titel dieses Kapitels festgehalten habe, das heißt soziale Anerkennung und damit symbolisches Kapital zu akkumulieren und so die Position des Frauensports innerhalb des sozialen Feldes zu verbessern. Wie ich im Folgenden in einer etwas ausführlicheren Analyse der Fußballerinneninterviews zeige, provoziert

dies allerdings Ausschlüsse und Hierarchisierungen innerhalb der Sphäre des Frauensports.

Dass diese Zusammenhänge in besonderer Weise in den Fußballerinnen-Interviews aufscheinen, lässt sich darauf zurückführen, dass der Frauenfußball, wie bereits angedeutet, auch in öffentlichen Debatten als ›Lesben- und Mannweibersport‹ verhandelt wird. Die Spielerinnen sehen sich daher in vehementerer Form als ihre Kolleginnen aus den anderen untersuchten Sportarten mit dem Vorwurf der Vermännlichung konfrontiert. Zudem führte ich die Interviews im Frühjahr und Sommer 2011, das heißt im Jahr der Frauenfußballweltmeisterschaft in Deutschland. Die Diskussion über Fußball spielende Frauen war zu dieser Zeit in den Medien besonders präsent. Das deutsche Frauenfußballnationalteam, die einzelnen Spielerinnen als auch der bundesdeutsche Frauenfußball wurden in der Presse, im Radio und Fernsehen in all ihren Facetten beleuchtet. Immer wieder tauchten dabei auch das an Fußballerinnen herangetragene Bild des Mannweibs und der Kampfflesbe auf sowie die bereits zitierten spekulativen Zahlen über den Lesbenanteil. Zu beobachten waren dabei immer wieder Bemühungen, den Sport von seinem negativ konnotierten ›Lesbenimage‹ zu befreien. Diese Bestrebungen sind in der Literatur vielfach dokumentiert, vor allem in Bezug auf die mediale Berichterstattung (vgl. Diehr/Groll 2012, Schaaf 2012, Faust/Assmann 2014). Den vom Deutschen Fußball-Bund (DFB) gewählten Slogan »20elf von seiner schönsten Seite«, die kurz vor der Weltmeisterschaft publizierte Fußball-Barbie, die Aufsehen erregenden *Playboy*-Fotos von Bundesliga-Spielerinnen sowie die »Beauty- und Modefotos in Publikumszeitschriften« (Schaaf 2012: 139) beschreiben die Autor_innen dabei als Zeichen einer »Feminisierung des Frauenfußballs« (Degele/Janz 2012: 210).

Vor diesem Hintergrund ist es wenig erstaunlich, dass auch meine Interviewpartnerinnen einen Wandel ihres Sports konstatieren und dessen Mannweiber- und Lesbenimage zu einem Relikt aus früheren Zeiten erklären. Der Frauenfußball, so die einhellige Meinung der Spielerinnen, sei in den vergangenen Jahren weiblicher geworden und habe sich vom Bild des Mannweibs emanzipiert. Dachten lange Zeit alle an Mannweiber, wenn Frauen Fußball spielten, so sei dies dank der zunehmenden Präsenz weiblich wirkender und sich weiblich präsentierender Spielerinnen mittlerweile anders. Den Wandel hin zu mehr Weiblichkeit beschreiben meine Interviewpartnerinnen mithilfe einer Gegenüberstellung eines

Früher und eines Heute und der Erzählung einer generationalen Differenz zwischen den damals und den aktuell aktiven Spielerinnen.

Diese generationale Differenz manifestiert sich für meine Interviewpartnerinnen sowohl in bildlichen Repräsentationen als auch in konkreten Personen, sprich aktiven Fußballspielerinnen. Die langjährige Nationalspielerin Birgit Prinz dient dabei gleich mehrfach als Repräsentantin einer früheren Generation von Fußballerinnen, deren Aussehen als männlich kommentiert wird. Prinz habe in »ihren frühen Jahren [...] schon krass« ausgesehen, stellt Andrea fest. Allerdings seien auch andere mit ihren kurzen Haaren aufgefallen: »[...] das waren fast alle Spielerinnen die so aussahen (.) und da hat man sich schon gefragt was is das jetzt für ne Jungsmannschaft« (Andrea, FB05). Für Andrea ist klar, dass die Körperpräsentationen von Birgit Prinz und Co. Spuren hinterlassen haben. »Ich glaube«, erklärt sie mir, »dieses krasse Vorurteil is natürlich auch durch nen gewisses äußerliches Erscheinungsbild sag ich mal der Spielerinnen oder Fußballspielerinnen in der Vergangenheit hochgekommen (.) naja es gab halt ne Zeit wo alle Frauenfußballspielerinnen oder der überwiegende Teil halt total kurze Haare hatte« (Andrea, FB05). Genau das sei heute nicht mehr so, das habe sich »sehr gewandelt«, so Andrea. Da brauche »man nur mal die Nationalspielerinnen anschauen (.) was die für Frisuren haben (.) da is kaum jemand dabei der auch kurze Haare hat« (Andrea, FB05).

Erzählt Andrea den von ihr wahrgenommenen Wandel des Frauenfußballs ausgehend von Erinnerungen an Birgit Prinz und deren Kurzhaarfrisur, so manifestiert sich das Bild des Fußball spielenden Mannweibs für Hannah auf alten Mannschaftsfotos im Vereinsheim ihres Clubs. Das erklärt sie mir in einer längeren Interviewsequenz, in der wir über die öffentliche Wahrnehmung des Fußballs und des Frauenfußballs sprechen. Hannah gebraucht dabei von sich aus den Begriff »Mannsweiber«. Dass dieser das gängige Bild von Fußball spielenden Frauen spiegelt, ist für Hannah völlig klar. »Was glaubst du meinen Leute damit (.) wenn sie die Idee haben (.) beim Fußball spielen nur Mannsweiber« frage ich sie:

»Dass es halt früher (.) schon auch wenn ich mir so alte Mannschaftsfotos von vor fünfzehn Jahren oder so von unserer Mannschaft angucke (.) dann is es halt schon so dass die meisten (1) ja was man halt so als männliche Züge bezeichnet irgendwie haben (l:hm) halt ganz kurze Haare und irgendwie (1) ja (.) das is jetzt sehr inoffiziell (.) unsere Vereinsvorsitzende is ja auch eine von diesen und über die lästern

wir auch immer weil sie einfach (.) irgendwie unmöglich is und unmöglich aussieht und (.) gut das liegt aber auch daran dass sie unmöglich IS (.) ich glaub wenn sie total nett wär dann würd es keinen interessieren dass sie so aussieht (.) aber die is halt einfach auch scheiße ja (.)« (Hannah, FB01)

Die Teamfotos im Clubhaus sind fünfzehn Jahre alt. Zu sehen sind darauf Spielerinnen mit »männlichen Zügen« und »ganz kurzen Haaren«, Merkmale, die – wie bereits erwähnt – vielfach in den Interviews in Zusammenhang mit Vorstellungen über Frauen in Männersportarten auftauchen. In der Beantwortung meiner Frage danach, was eigentlich hinter der »Idee« stecke, Fußballspielerinnen seien Mannweiber, zieht Hannah die Fotos als eine Art Beweis für die frühere Existenz von Mannweibern im Frauenfußball heran (»dann is es halt schon so«). Auf ihnen wird sichtbar, dass Fußballspielerinnen tatsächlich männlich aussahen. In der Folge erklärt Hannah – ähnlich wie es bei Andrea zu beobachten ist – das Aussehen der früheren Spielerinnen zur Ursache des noch heute an sie herangetragenen negativ besetzten Bildes. Die damit verbundenen sanktionierenden Anrufungen sind in ihrer Perspektive also nicht Teil einer Frauen diskriminierenden Praxis, sie sind den Akteurinnen des Frauenfußballs selbst zuzuschreiben.

Das zeigt sich noch verstärkt in Hannahs Bezugnahme auf die Vereinsvorsitzende. In ihr materialisiert sich das mit früheren Zeiten in Verbindung gebrachte äußere Erscheinungsbild der Fußballerinnen im Hier und Jetzt. Sie taucht als ein lebendiges Relikt der früheren Mannweibergeneration auf. Sie sei »ja auch eine von diesen«, so Hannah, sie sei »unmöglich« und sehe »unmöglich« aus. Nach dieser Feststellung folgt in der obigen Interviewpassage eine Sequenz, in der Hannah sich nicht ganz sicher zu sein scheint, ob das von ihr soeben Gesagte legitim ist. Sie scheint an der politischen Korrektheit ihres Urteils über die unbeliebte, wie ein Mannweib aussehende Vereinsvorsitzende zu zweifeln. In der Konsequenz verlinkt sie die Wahrnehmung des äußeren Erscheinungsbilds mit dem Verhalten der Person und versucht auf diese Weise, das »Lästern« im Team zu rechtfertigen: Über das Aussehen der Vereinsvorsitzenden wird letztlich nur schlecht geredet, weil sie »scheiße« sei. Wäre sie ein netter Mensch, dann hätte niemand etwas an ihrer Körperpräsentation auszusetzen. Mit anderen Worten: Kurze Haare und männliche Züge zu haben und aufgrund dessen als Mannweib zu gelten, muss nicht automatisch zu negativen Sanktionierungen führen, es bietet jedoch eine Angriffsfläche.

Den kurzhaarigen Mannweibern früherer Fußballerinnengenerationen stellen meine Interviewpartnerinnen verallgemeinernd eine »jüngere Generation« (Esther, FBo2) gegenüber. Diese legt Wert auf ihr Äußeres, hat lange Haare, schminkt sich und hat »generell (...) nen sehr viel weiblicheres Erscheinungsbild« (Esther, FBo2). Eben dieses repräsentiert im Jahr 2011 in besonderem Maße die Nationalspielerin Lira Alushi.¹⁵ Sie taucht in allen sechs Fußballerinneninterviews dann auf, wenn die Spielerinnen über die dem Frauenfußball attestierte neue Weiblichkeit sprechen. So auch bei der zuvor zitierten Hannah. Für sie ist Lira Alushi ein »gutes Beispiel« für junge Fußballerinnen, die sich explizit weiblich präsentierten. Alushi habe »das ja quasi zu ihrem Image gemacht, dass sie (.) ne RICHTIG WEIBliche Fußballerin« sei (Hannah, FBo1). Sie erscheint damit im deutlichen Kontrast zu der zuvor beschriebenen Vereinsvorsitzenden und Repräsentantin der Generation Mannweib. Auch Hannahs Teamkollegin Esther zieht Lira Alushi heran, um die Unterschiede im Aussehen älterer und jüngerer Fußballspielerinnen zu illustrieren. Im Vergleich zu Birgit Prinz sei Lira Alushi schlank und dünn, weniger muskulös und stämmig, stellt Esther fest. Wenn sie an das Früher und Heute des Frauenfußballs denke, habe sie sofort den Vergleich dieser beiden Spielerinnen vor Augen, »das ist einfach nen unterschiedliches Erscheinungsbild (I:hmh) vom körperlichen her und vom = lange lockige Haare (I:hm) (t) geschminkt (.) lackierte Fingernägel sowas (I:hm) kennt der Frauenfußball eigentlich nicht in Deutschland« (Esther, FBo2).

Die bisher fehlende Präsenz einer mit Schminke und lackierten Fingernägeln verknüpften Weiblichkeit besprechen Esther und ihre Fußballkolleginnen vor allem mit Blick auf die Frage der Attraktivität ihrer Sportart und zwar für Zuschauer_innen, Werbepartner_innen und Sponsoren. Die Spielerinnen sehen einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Aussehen der Spielerinnen und Werbeeinnahmen, und es ist für sie kein Geheimnis, dass dies neben der sportlichen Leistung eine wesentliche Voraussetzung für den Erfolg des Frauenfußballs ist. Wer Sponsoren für den Frauensport finden und Werbung machen möchte, muss gut aussehen, stellt Esther im Interview fest, »das gilt ja auch fürs Schwimmen oder fürs Eislaufen«. Vorbilder dafür gäbe es überall, und genau »solche Vorbilder würden dem Frauenfußball mal ganz gut tun«, fährt sie fort. Mit anderen Worten: Es braucht gut aussehende Vorreiterinnen, die dem

15 | Zum Zeitpunkt der Interviews hieß Lira Alushi noch Lira Bajramaj.

Frauenfußball in den Medien und in der Werbung auf die Sprünge helfen, ihm – wie Esther es formuliert – »breiteren Zuspruch« verschaffen. Das ist aus ihrer Sicht etwas, dass die »bisherigen Aushängeschilder des Frauenfußballs« versäumt haben. Spielerinnen wie Birgit Prinz könnten »für die Sportart noch mehr erreichen«, wenn sie bei Fernsehauftritten und in den Medien allgemein »mehr aus sich machen« würden, sowohl »optisch« als auch »was ihre gesamte Ausstrahlung angeht«, stellt Esther fest (Esther, FBo2). Aushängeschilder seien »nun mal auch für die Werbung des Sports ganz wichtig«. Das sieht auch ihre Teamkollegin Ina (FBo4) so. Die neue Weiblichkeit berge aus ihrer Sicht Perspektiven, den Sport »populärer« zu machen, ihm »marketingtechnisch« neue Möglichkeiten zu verschaffen. »Weibliche Reize« seien ein Potenzial, das es auszunutzen gelte. Es erlaube »Zuschauer zu ziehen (.) auch gerade halt männliche Zuschauer, die dann halt auch an den Spielerinnen interessiert sind« (FBo4), erklärt sie mir.

Zeigt sich in Inas Aussage zum einen, dass sich die im Zuge des Wandels des Frauenfußballs relevant gemachte Weiblichkeit an heteronormativen Geschlechtervorstellungen orientiert, so wird auch deutlich, dass sich die Spielerin des sexistischen Einschlags ihrer Position durchaus bewusst ist. Sportlerinnen nicht aufgrund ihrer Leistung, sondern aufgrund ihres Aussehens zu vermarkten, ist problematisch, das weiß auch Ina. Anstatt jedoch den Gedanken eines »weiblicheren« Frauenfußballs zu verwerfen, legitimiert sie ihn mittels eines Vergleichs zum Männerfußball. Dort interessierten sich Frauen auch nicht für Spieler wie Philipp Lahm oder David Beckham, weil sie gut Fußball spielten, sondern weil sie gut aussähen. Vor allem David Beckham sei ein »POP-Idol«. Er tauche immer wieder in der Werbung auf, auch »mal in seiner Unterhose und macht dann mal ein schönes Foto«. Inas zentrales Argument ist also, dass auch Fußballspieler ihren Körper darstellen und ihrem Aussehen Bedeutung zugeschrieben wird. Warum also sollte der Frauenfußball nicht ähnlich vorgehen, »wenn man jetzt so Spielertypen hat, die das auch verkörpern«, fragt sie. Wenn als schön wahrgenommene Fußballer Werbung machen, warum sollten also nicht auch als schön wahrgenommene Fußballerinnen dies tun?

Was Ina in ihren Überlegungen ausblendet, ist, dass Frauen keineswegs die primären Adressaten des Männerfußballs sind und Werbesätze nur zu einem geringen Teil über Individualwerbung einzelner Sportler gemacht werden. Sponsoren adressieren in der Regel ganze

Teams und/oder Vereine und ermöglichen dadurch die Verbesserung und Aufrechterhaltung unter anderem der Trainingsstrukturen. Das, was Philipp Lahm und David Beckham mit ihren Individualverträgen verdienen, verhilft nicht dem Männerfußball zu mehr Bekanntheit und Ruhm, sondern basiert vielmehr darauf, dass es sich um erfolgreiche Spieler handelt. Darüber hinaus lässt Bianca unberücksichtigt, dass Männerfußballfans in der Regel nur dann als solche ernst genommen werden, wenn sie sich für den Sport interessieren und über ein entsprechendes ›Fachwissen‹ verfügen, nicht aber, wenn sie ins Stadion kommen, um schöne Fußballer zu sehen (vgl. Sülzle 2011).

In den Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen spiegelt sich sehr deutlich die im Vorlauf der Weltmeisterschaft medial geführte Debatte über Frauen im Fußball wider. Der in der Literatur als »Feminisierung des Frauenfußballs« (Degele/Janz 2012: 2010) beschriebene Wandel taucht dabei als eine von den Spielerinnen positiv bewertete Entwicklung ihrer Sportart auf. Die vielzitierten Mannweiber sind demnach einer »neuen Generation« gewichen, deren Erscheinungsbild weiblich und werbetauglich ist; und das ist nach Einschätzung meiner Interviewpartnerinnen gut so. Denn mehr Weiblichkeit impliziert in der von ihnen relevant gemachten Logik des Werbe- und Sponsorenmarktes eine – auch in sportlicher Hinsicht – bessere Zukunft des Frauenfußballs.

Erklären sich meine Interviewpartnerinnen einerseits zu Fürsprecherinnen der neuen Weiblichkeit und beschreiben diese als Chance für ihren Sport, so ist bemerkenswert, dass sie sich andererseits nur bedingt als Teil eben dieses Wandels sehen. Mehr noch, sie distanzieren sich sogar von der in ihren Augen »ein bisschen tussigen« (Ina, FBo4) Weiblichkeit, die Spielerinnen wie Lira Alushi oder Anja Mittag verkörpern. »Also ich muss das jetzt nicht haben«, erklärt mir Ina, und ihre Teamkollegin Hannah bekennt, sie sei »ja nicht so der Inbegriff einer Tussi« und gehöre nicht zu den Frauen, die »High-heels« anziehen. Ähnlich geht es Esther (FBo2). Im Interview frage ich sie an einer Stelle ganz direkt, welche Bedeutung ›Sich-schön-machen‹ im Sport habe. »Ja, wenn es den Frauenfußball attraktiver macht, dann find's ich gut«, antwortet sie. Allerdings solle man es »nicht übertreiben«. Das sehe sonst »aufgesetzt« aus und zudem würde sie »nicht mit Schminke auf den Platz gehen«. Das zerlaufe dann alles. Was sich in der Aussage Esthers andeutet, taucht gleich mehrfach in den Interviews auf, nämlich die Einschätzung, dass

die »neue Weiblichkeit« des Frauenfußballs mit dem realen Sport nur bedingt kompatibel ist.

Das zeigt sich auch in der bereits zitierten Sequenz aus dem Gespräch mit Ina, in der sie sich von der aus ihrer Perspektive »ein bisschen tussigen« Weiblichkeit abgrenzt. Was sie mit »tussig« meint, erklärt Ina anhand einer Szene aus der Dokumentation »Die besten Frauen der Welt« (»die ham ja auch nen Film gedreht bei der WM beispielsweise wo die sich noch die Fingernägel ehm da abmachen mussten« (FB04)). Es handelt sich dabei um einen Film, der das deutsche Fußballnationalteam der Frauen auf seinem Weg zum Weltmeistertitel 2008 in China begleitet. Die Szene, von der Ina spricht, spielt in der Umkleidekabine des Teams kurz vor Beginn eines Spiels. Zu sehen sind die Spielerinnen Lira Bajramaj und Anja Mittag, die der Schiedsrichterin beim Trikot- und Ausrüstungscheck, ihre Hände zeigen müssen und anschließend aufgefordert werden, ihre Fingernägel zu schneiden, da diese zu lang sind und somit in Zweikämpfen eine Verletzungsgefahr darstellen. Wesentlich ist in der Sequenz, dass die Spielerinnen der Aufforderung der Schiedsrichterin nur ungern nachkommen und zunächst versuchen, ihre Fingernägel bzw. ihre Hände hinter dem Rücken zu verstecken. Was im Film als Inszenierung der Spielerinnen als »richtige« Frauen lesbar ist, fungiert im Interview mit Nina als impliziter Verweis darauf, dass die »neue Weiblichkeit« des Frauenfußballs nur bedingt mit der sportlichen Praxis kompatibel ist. Die langen Fingernägel müssen auf Geheiß der Schiedsrichterin abgeschnitten werden.

Was in den Positionierungen meiner Interviewpartnerinnen aufscheint, ist die Tatsache, dass der beschriebene Wandel zu mehr Weiblichkeit in keiner Weise ein Wandel des Frauenfußballs an und für sich ist, sondern ein Wandel seiner Repräsentation. Zur Debatte steht nicht die sportive Praxis, sondern die Art und Weise, wie über den Frauenfußball kommuniziert wird und wer für ihn (ein-)stehen darf. Frauenfußball spielen und Frauenfußball repräsentieren, so ließe es sich formulieren, entpuppen sich folglich als zwei gänzlich unterschiedliche Dinge – und sind, wie ich im Folgenden zeige, doch unmittelbar miteinander verwoben.

Erzählen meine Interviewpartnerinnen einerseits vom Wandel zu mehr Weiblichkeit und davon, dass die Spielerinnen heute im Vergleich zu früher nicht mehr wie Mannweiber aussehen, so skizzieren sie andererseits ein Bild ihres Sports, das weit mehr Facetten von Frausein und Weiblichkeit zeigt, als es die Beschreibung der »neuen Weiblichkeit« ver-

muten lässt. Mannweiber beziehungsweise männlich wirkende Fußballerinnen gibt es nach wie vor. Davon zeugen nicht zuletzt jene Interviewsequenzen, in denen die Spielerinnen berichten, dass sie manchmal über Gegnerinnen sagen würden »ey guck mal (.) die sieht aus wie nen Mann« (Ela FB04). Zudem, so stellt Hannah fest, könne die Vorstellung Fußball spielender Mannweiber ja auch nicht »komplett weg« sein. Denn »es sind ja in gewisser Weise schon körperliche Veränderungen da (.) jetzt nich wie bei ner Gewichtheberin oder bei ner Boxerin sondern halt weniger (.) aber trotzdem schon (.) und (.) dass vielleicht auch viele irgendwie so von ihrer Umgangsform so nen bisschen burschikoser oder sowas wirken« (FB01). Hannah zufolge ist die Existenz einer, wie sie es nennt, burschikosen Weiblichkeit unmittelbar mit dem Sport verbunden. Frauenkörper, die gemeinhin als Mannweiber bezeichnet werden, sind demnach Produkt sportlicher Praxis – und somit unvermeidbar.

Was meine Interviewpartnerinnen schließlich auch klarstellen, ist, dass »Homosexualität« und der Umgang damit im Frauenfußball ein »alter Hut« (Esther FB02) sei. Ganz im Gegenteil zum Männerfußball, wie Esther findet. »Die müssen da doch total unglücklich sein«, stellt sie fest. Mit anderen Worten: Im Frauenfußball können auch lesbische Spielerinnen glücklich sein. Das bestätigen auch ihre Teamkolleginnen Hannah (FB01) und Ina (FB03). Das sei alles »kein Thema und kein Problem« (Hannah, FB01), »ja es is so es gehört dazu und (.) ja (I:hm) sollen sie mit klarkommen« (Ina, FB03). Ela wiederum verdeutlicht die Selbstverständlichkeit der Präsenz lesbischer Spielerinnen anhand eines, wie sie es nennt, »Skandals« in Holland. Dort habe ein Verein zwei Spielerinnen aus dem Team ausgeschlossen, weil sie eine Beziehung miteinander gehabt hätten. »Wenn man das bei jedem Verein [macht] (lachen) (.) dann hätte man keine Mannschaft [mehr]« (Ela, FB03).

Der Erzählung eines für Sponsoren und Werbepartner_innen »aufpolierten« Bildes des Frauenfußballs stellen die Spielerinnen also letztlich eine weit offenere und vielfältigere Fußballwelt gegenüber. Sie beschreiben ihn als einen sozialen Raum, der lesbisches Leben ermöglicht und problemlos integriert und damit durch das gekennzeichnet ist, was Mennesson/Clément (2003) als »permissive homosociability« nennen (ebd.: 313).

Wie sich in den Interviews zeigt, ist der Frauenfußball und – im Sinne kleinerer Einheiten dessen – die Gemeinschaft des jeweiligen Teams jedoch nicht nur durch diese Offenheit gekennzeichnet, sondern auch

durch eine kollektive Verantwortung aller Spielerinnen für die Repräsentation ihres Sports und somit für das Bild des Frauenfußballs in der Öffentlichkeit. Dies klingt in den weiter oben zitierten Passagen an, in denen meine Interviewpartnerinnen das Mannweiber- und Lesbenbild des Frauenfußballs nicht auf sexistische Strukturen zurückführen, sondern auf das äußere Erscheinungsbild einer älteren Fußballerinnengeneration. Die darin enthaltene Schuldzuweisung spiegelt sich auch in Esthers Vorwurf an Birgit Prinz und ihre Mitstreiterinnen, sie hätten sich nicht ausreichend für den Frauenfußball eingesetzt und hätten »mehr aus sich machen können« (Esther, FB02). Der Gedanke Bourdieus, dass das symbolische Kapital »Gemeinbesitz aller Mitglieder einer Gruppe« (Bourdieu 1998:175) ist, lässt sich in diesem Zusammenhang als die Verpflichtung lesen, die soziale Anerkennung und Bedeutung der Gruppe nicht aufs Spiel zu setzen, sondern verantwortungsvoll mit ihr umzugehen. Mit anderen Worten: Die »permissive homosociability« (Menesson/Clément 2003: 313) des Frauenfußballs hat ihre Grenze dort, wo Körperpräsentationen und Lebensweisen die über Jahre erkämpfte Verschiebung von einer Mannweiber- und Lesbensportart hin zu einer Sportart, in der auch Mannweiber und Lesben aktiv sind, gefährden.

Genau dies aber schafft eine Hierarchie innerhalb des Frauensports, nämlich eine Hierarchie von Weiblichkeiten. Sie differenziert unter anderem zwischen denen, die den Fußball *repräsentieren* dürfen und jenen, die ihn nur spielen. Zentral ist dabei, dass es nicht eine Form der Über- und Unterordnung ist, die mittels harter Sanktionen durchgesetzt wird, sondern vielmehr durch eine »sanfte Gewalt« (Bourdieu 2005: 8), das heißt eine symbolische Gewalt, die den Akteurinnen des Frauenfußballs innerlich ist. Was das meint, deutet sich im Interview mit Esther (FB02) an, wenn sie mir gegenüber äußert, sie »finde es ehm ganz gut, dass es (lesbische Beziehungen, K.H.) nach außen hin also gerade was wieder die Medien angeht (.) nicht so oft öffentlich gemacht wird (.) weil das würde dem Ruf schon schaden« (Esther, FB02). Was Esther hier nicht sagt: Sie selbst lebt lesbisch. Die Unsichtbarkeit lesbischer Fußballerinnen beziehungsweise ihre Zurückhaltung in der Kommunikation ihrer Lebensweise und ihres Begehrens als einen Akt der »eigenen Isolation« (Kittmann 2009: 193) zu bezeichnen, halte ich vor diesem Hintergrund für fehlleitend. Es deutet sich vielmehr an, dass der Verzicht auf Öffentlichkeit den sozialen Sinn der Sportlerinnen für das Feld des Sports spiegelt.

5. Abschied von der Leistungsklasse Geschlecht?

»Da die Wahrnehmungs- und Bewertungsstrukturen im wesentlichen ein Produkt der Inkorporierung der objektiven Strukturen sind, erweist sich die Struktur der Distribution des symbolischen Kapitals im allgemeinen als sehr stabil. Und symbolische Revolutionen setzten eine mehr oder weniger radikale Revolution der Erkenntnisinstrumente und Wahrnehmungskategorien voraus.«
(Bourdieu 1998: 175)

Ausgangspunkt dieser Arbeit war die Feststellung, dass der Sport trotz jahrzehntelanger Bemühungen um Gleichberechtigung und Geschlechtervielfalt eine Sphäre männlicher Dominanz geblieben ist. Anliegen meiner Analysen war und ist es, diese von Cahn als »paradox of progress« (Cahn 2015: 283) beschriebene Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel geschlechtlicher Verhältnisse besser zu verstehen. Mit einer an die Arbeiten Pierre Bourdieus angelehnten, praxeologischen Perspektive habe ich dabei einen theoretischen Zugang gewählt, der es erlaubt, mikro- und makrostrukturelle Perspektiven auf die Reproduktion geschlechtlicher Ordnung des Sports miteinander zu verbinden und folglich individuelle Erfahrungen und Konstruktionen einerseits und überindividuelle Gegebenheiten andererseits im Zusammenhang zu betrachten. Wie in Kapitel 2 verdeutlicht, lassen sich soziale Ein- und Ausschlüsse sowie Über- und Unterordnungen aus einer praxistheoretischen Perspektive als Resultat eines permanenten, konstitutiven Wechselverhältnisses von Struktur und Akteur_in begreifen. Mechanismen und Prozesse der Reproduktion geschlechtlicher Verhältnisse im Sport zu erklären und zu verstehen, bedeu-

tet vor diesem Hintergrund, »subjektive Stellungnahmen« und »objektive Strukturen« gleichermaßen in den Blick zu nehmen. Dies habe ich in der vorliegenden Arbeit in zwei getrennten und dennoch aufeinander bezogenen Analyseschritten getan.

So ging es mir in Kapitel 3 zunächst um einen differenzierten Blick auf das Feld des Leistungssports und um die Frage, wie sich dieses entlang der Kategorie Geschlecht strukturiert. Im Zentrum stand dabei die Geschlechtersegregation des Sports, die Vorstellungen über körperliche Leistungen unmittelbar mit Annahmen über Männer und Frauen, Männlichkeiten und Weiblichkeiten verknüpft und auf diese Weise die im Sport angestrebte Leistungsordnung zu einer immer schon vergeschlechtlichten Ordnung macht. In diesem Sinne fungiert die Leistungsklasse Geschlecht, wie ich zeigen konnte, als eine Struktur, die soziale Akteur_innen entlang heteronormativer Geschlechtervorstellungen ein- und ausschließt und sie zudem in ein hierarchisches Verhältnis zueinander setzt. Geschlecht wird damit jenseits von Leistung zu einem zentralen Zugangs- und Ordnungskriterium des Sports.

Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnis ging es mir in Kapitel 4 um die Frage, wie sich soziale Akteur_innen in Auseinandersetzung mit diesen Strukturen im Feld des Sports bewegen und positionieren und wie sie im Zuge dessen die Geschlechterordnung (re-)produzieren. Im Zentrum der empirischen Analysen standen dabei qualitative Interviews mit Athletinnen, die auf (hoch-)leistungssportlichem Niveau in »Männersportarten« aktiv sind. Als »Neulinge« in traditionell männlich dominierten Bereichen sehen sie sich in besonderer Weise mit Annahmen über Geschlecht und geschlechtliche Leistungsfähigkeit konfrontiert. Sie begegnen zum einen Vorbehalten hinsichtlich ihrer Eignung für das Feld – und zwar als Sportlerin; zum anderen laufen sie Gefahr, ihren Status als »normale« Frau zu verlieren.

Als analytisch interessant haben sich in der Folge zwei Strategien der Vergeschlechtlichung erwiesen: Erstens reklamieren die Athletinnen, als vollwertige Teilnehmer_innen des Feldes anerkannt zu werden, indem sie sich gemäß des Leistungsprinzips als passionierte und in Training und Wettkampf kompromisslose Sportlerinnen erzählen. Geschlecht taucht dabei als eine natürliche Gegebenheit auf, die Männer und Frauen mit unterschiedlichen Leistungsvoraussetzungen versieht. Folgen die Athletinnen in ihren Positionierungen einerseits der Vorstellung einer natürlichen männlichen Überlegenheit, so versuchen sie zugleich die im

Sport von Männern und Frauen erbrachten Leistungen in ein relatives und nicht in ein absolutes Verhältnis zueinander zu setzen. Sie folgen damit dem Prinzip des ›separate but equal‹, einer getrennten und doch gleichberechtigten Teilhabe am Sport. Genau dies aber scheitert letztlich an dem in den Strukturen des Sports festgeschriebenen universell gültigen Maßstab des männlich besetzten Originals. Zugespitzt formuliert: Ein Weltmeisterⁱⁿntitel ist kein Weltmeistertitel.

Eine zweite Strategie der Vergeschlechtlichung zeigt sich im Umgang mit dem landläufigen Vorwurf an Sportlerinnen, sie seien ›vermännlicht‹. Wohl wissend, dass sie aufgrund ihres Sportengagements Geschlechtergrenzen überschreiten, erzählen sich die Athletinnen als ›normale‹ Frauen und deklarieren pejorative Anrufungen als Mannweiber und (Kampf-)Lesben als Klischee und Vorurteil. Verbunden damit ist der Versuch, nicht nur die eigene Person, sondern die gesamte Sportart aufzuwerten und ihr mehr gesellschaftliche Anerkennung zu verschaffen. Die Positionierung als eine mit heteronormativen Weiblichkeitsvorstellungen kompatible Sportart hat jedoch, wie ich am Beispiel des Frauenfußballs aufzeigen konnte, eine Hierarchisierung des Frauensports ›nach innen‹ zur Folge. Denn Weiblichkeiten, die nicht mit heteronormativen Geschlechtervorstellungen konform sind, werden im Zuge dessen marginalisiert und ausgeschlossen.

Es wäre nun zu kurz gegriffen, die Strategien der Sportlerinnen nur in der Perspektive ihrer die Geschlechterordnung des Sports reproduzierenden Wirkung zu betrachten. Zentral ist vielmehr anzuerkennen, dass sich in den Positionierungen der Athletinnen das »spielerische Gespür« zeigt (Bourdieu 1992: 83), das es ihnen überhaupt erlaubt, in einem Feld aktiv und – gemessen an dem, was strukturell möglich ist – erfolgreich zu sein. Analytisch-theoretisch betrachtet aber bleibt festzuhalten, dass in den Konstruktionen der Athletinnen immer wieder die dem Leistungssport zugrundeliegende Geschlechtersegregation als ein wesentliches, limitierendes Moment der Bemühungen um geschlechtliche Gleichberechtigung und Vielfalt aufscheint. Den besonderen Gewinn einer praxeologischen Perspektive sehe ich an dieser Stelle darin, dass sie einerseits erlaubt, »unendlich viele und (...) relativ unvorhersehbare Praktiken« sozialer Akteur_innen in den Blick zu nehmen, sie deren »Verschiedenartigkeit« aber andererseits als begrenzt und als Ergebnis des sozial Möglichen, in diesem Fall des im Leistungssport Möglichen, betrachtet (Bourdieu 1993: 104).

Die Erkenntnis nun, dass die Geschlechtersegregation des Sports ein wesentliches Element der Reproduktion einer heteronormativ-hierarchischen Geschlechterordnung ist, noch dazu eine formalisierte, legt die im Titel dieses Schlusskapitels aufgeworfene Frage nahe: Sind Geschlechtergerechtigkeit und Geschlechtervielfalt im Sport nur denkbar, wenn wir – Sportsoziolog_innen und Geschlechterforscher_innen ebenso wie Akteur_innen des Sports – uns von der Leistungsklasse Geschlecht verabschieden?

Mit dieser Frage schließe ich an eine Reihe von Publikationen an, auf die ich im Rahmen dieser Arbeit bereits Bezug genommen habe und die dezidiert Kritik an einer strikt geschlechterbinären Wettkampfstruktur und der unmittelbar damit verbundenen Vorstellung eines »level playing field« üben (Sullivan 2011: 415, Love 2014, McDonagh/Pappano 2008, Milner/Braddock II 2016). Es sei eine Illusion, so die Autor_innen, dass Chancengleichheit im Sport überhaupt möglich sei. »The fact is the playing field has never been level. There will always be genetic variations that provide a competitive edge for some athletes over others.« (Sullivan 2011: 414) schreibt Sullivan in diesem Zusammenhang. Chancengleichheit, so ihr Argument, sei weder zwischen den Geschlechtsklassen noch innerhalb ihrer möglich, und getrennte Männer- und Frauenwettbewerbe daher nicht mit der Fairnesslogik zu legitimieren. Das von Sportorganisationen so hoch gehaltene Prinzip der Chancengleichheit sei folglich ein »Mythos«, der ausschließlich dazu diene, ein geschlechterbinäres Klassifizierungssystem intakt zu halten und damit einhergehende Diskriminierungen in den Hintergrund zu rücken (ebd. 415).

Diese Kritik wiederum greifen Arbeiten auf, die sich zum Ziel setzen, die Leistungsklasse Geschlecht zu überdenken. Die hierzu zirkulierenden Ansätze sind in ihrer Ausrichtung und »Radikalität« sehr unterschiedlich und ranken von moderaten Variationen der Leistungsklasse Geschlecht bis zu einem kompletten Verzicht auf geschlechtersegregierte Strukturen. So schlägt Markovits (2011) vor, in Teamsportarten ausschließlich gemischtgeschlechtliche Teams an den Start gehen zu lassen und durch die vermehrte Sichtbarkeit von Frauen die männliche Dominanz beispielsweise im Fußball zu durchbrechen. Travers/Deri (2013) wiederum verdeutlichen am empirischen Beispiel einer »transinclusive softball-league«, wie eine Wettkampfstruktur aussehen kann, die nicht an einer strikt binären Geschlechterdifferenz festhält. Sowohl Markovits als auch Travers/Deri stellen in ihren Überlegungen nicht die Frage der Fairness in den Vorder-

grund, sondern vielmehr die Kriterien der Inklusion und der Anti-Diskriminierung. Etwas anders ist dies bei Tännsjö (2000) und Tamburrini/Tännsjö (2005). So schlägt Tännsjö vor, gänzlich auf die Geschlechtersegregation im Sport zu verzichten und anstelle dessen unter anderem weitere Gewichts- und Körpergrößenklassen einzuführen. Frauen, so seine These, erhielten erst dann die Chance, gegen Männer zu gewinnen und ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis zu stellen (Tännjö 2000: 115). Die Kritik, dass Frauen ohne die Leistungsklasse Geschlecht in den meisten Sportarten trotz alternativer Klassifizierungen ins Hintertreffen geraten würden, greift Tännsjö gemeinsam mit Tamburrini in dem so genannten »Bio-Amazon-Project« auf (Tamburrini/Tännsjö 2005, Tamburrini 2014). Die beiden Autoren stellen darin die Frage, inwiefern es nicht dem »genetisch benachteiligten« Geschlecht (d.h. Frauen) bei gemeinsamen Wettkämpfen erlaubt sein sollte, mithilfe gentechnologischer Verfahren diesen Nachteil wettzumachen und so ihren Körper den »Marktanforderungen« des Sports anzupassen (Tamburrini/Tännsjö 2005: 183) – keine geschlechtersegregierten Wettkampfklassen, dafür aber getunte, legal gedopte Sportlerinnenkörper.

Wenngleich vor allem die letztgenannten Ansätze utopisch und darüber hinaus ethisch gewagt scheinen, halte ich das Nachdenken über alternative Leistungsklassen und Wettkampfsysteme für sportpolitisch relevant. Denn spannend wird in den kommenden Jahren sein, wie die IAAF und das IOC mit dem in Kapitel 3 thematisierten Urteil des Internationalen Sportgerichtshofs umgehen werden; insbesondere dann, wenn dieser nach Ablauf der Zweijahresfrist an der Entscheidung festhält und die seit 2011 gültigen *Hyperandrogenism Regulations* auch weiterhin aussetzt. Es ist nicht anzunehmen, dass die Sportverbände sich in der Folge von der Leistungsklasse Geschlecht distanzieren. Allerdings müssten sie sich erneut mit der Frage geschlechtlicher Vielfalt auseinandersetzen, und im Zuge dessen kommen geschlechtertheoretisch fundierte Ideen und Vorschläge für neue Klassifizierungssysteme potenziell jenen Athlet_innen zugute, die sich bisher aufgrund ihres Geschlechts beziehungsweise ihrer Geschlechtlichkeit im Sport diskriminiert sehen.

Mir geht es abschließend jedoch nicht um konkrete Vorschläge für alternative Leistungsklassen, sondern vielmehr um die Frage, was geschlechtertheoretische und sportsoziologische Forschungen auf einer epistemologischen Ebene zu Fragen der Chancengleichheit und zu einer antidiskriminierungspolitischen Vision des Sports beitragen können.

So schließt sich in meiner Perspektive an die Feststellung, dass die Geschlechtersegregation nicht Gleichheit, sondern Hierarchie produziert, die Frage an, wie Gleichheit im Sport überhaupt gedacht werden kann. Was meint es, im Sport gleich zu sein? In den Debatten um die Zugangsberechtigung zur Leistungsklasse der Frauen zeigt sich nicht nur, wie aktuell diese in feministischen Debatten seit langer Zeit diskutierte Frage ist. Deutlich wird zudem, dass Vorstellungen über (Chancen-)Gleichheit immer auch mit dem Begriff der Differenz verwoben sind; und zwar im Fall des Sports zunächst mit dem der *Geschlechterdifferenz*.

Spannend erscheint mir die Frage, wie sich Visionen von Gleichheit im Sport entwickeln und verändern. Welche Vorstellungen von Gleichheit und auch von Gleichberechtigung finden sich in Reglements und Bestimmungen des Leistungssports, in sportpolitischen Programmen von Organisationen und nicht zuletzt bei den sozialen Akteur_innen des Feldes? Aus soziologisch-geschlechtertheoretischer Perspektive schließt sich daran unweigerlich eine Analyse der mit diesen Vorstellungen verbundenen Konstruktionen von Differenz beziehungsweise Geschlechterdifferenz an. Dies wiederum setzt voraus, dass Forscher_innen die von ihnen verwendeten Begriffe von Gleichheit und Differenz kritisch hinterfragen und erkenntnistheoretisch reflektieren. Gleichheit und Differenz sind in diesem Sinne nicht nur »analytische bzw. deskriptive Kategorie[n]«, sie müssen auch als »kritisch normative Kategorie[n]« gedacht und berücksichtigt werden (Maihofer 2013: 34). Mit anderen Worten: Es geht darum, dass auch Sportsoziolog_innen und Geschlechterforscher_innen Visionen von Gleichheit im Sport entwickeln und damit ihren ›Ort der Kritik‹ offenlegen und die Frage beantworten, *welchen* Sport und *wie* sie Sport imaginieren.

Gleichheit und Differenz in diesem Sinne normativ zu denken, darf dabei jedoch nicht bedeuten, hinter ein (de-)konstruktivistisches Geschlechterverständnis zurückzufallen. Es geht nicht um ein Nachdenken über Gleichheit und Differenz nur mit Blick auf Männer und Frauen. Vielmehr geht es um die Frage, wer eigentlich als gleich und wer als »anders« gedacht wird. Wie konstituiert sich die Gruppe der »Gleichen« und die der »Differenten«? Dabei gilt es, wie Martin (2015) anmahnt, die Tendenzen der Sportsoziologie, in ihren Ungleichheitsanalysen Differenzen zu homogenisieren, zu normalisieren und zu essentialisieren, nicht aus dem Blick zu verlieren: »The politics of identity in sociology of sport research needs to be aware of the implicit tendency to homogenize-nor-

malize-essentialize differences between ›others‹ in order to classify it and to fight for its visibilization.« (Martin 2015: 545) Die Sportsoziologie muss in diesem Sinne offener sein für das, was im Sport *nicht* sichtbar ist. Dann besteht die Möglichkeit, jenseits der in der Leistungsklasse Geschlecht festgeschriebenen Geschlechtlichkeiten auch andere Diskriminierungsmuster zu erkennen. Das Zustandekommen von körperlichen Leistungen rückt dann nicht als Resultat einer wie auch immer gearteten physischen Materialität in den Blick, sondern als Ergebnis des sozial Möglichen und Denkbaren. Wer hat überhaupt die Möglichkeit, unter welchen Bedingungen, wann und warum, sportliche Leistungen zu erbringen? In der Auseinandersetzung mit dieser Frage leistet die geschlechtertheoretische Sportsoziologie in meiner Perspektive einen wichtigen Beitrag zu sportpolitischen Debatten, die letztlich darüber entscheiden, wie Gleichheit und Differenz im Sport nicht nur gedacht, sondern gelebt werden.

6. Literatur

- Ahrens, Jens-Rainer (Hg.) (2005): Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Alkemeyer, Thomas (2006): Rhythmen, Resonanzen und Missklänge. Über die Körperlichkeit der Produktion des Sozialen im Spiel. In: Robert Gugutzer (Hg.): Body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld: transcript, S. 265-295.
- Alkemeyer, Thomas/Schürmann, Volker/Volbers, Jörg (Hg.) (2015): Praxis denken. Konzepte und Kritik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Anderson, Eric (2002): Openly Gay Athletes: Contesting Hegemonic Masculinity in a Homophobic Environment. In: Gender & Society 16 (6), S. 860-877.
- Anderson, Eric (2015): Assessing the sociology of sport: On changing masculinities and homophobia. In: International Review for the Sociology of Sport 50 (4-5), S. 363-367.
- Arnsberger, Malte (2008). Der traurige Herkules will Gerechtigkeit. www.stern.de/sport/sportwelt/matthias-steiner-der-traurige-herkules-will-gerechtigkeit-3738558.html am 12.11.2008.
- Barker, Sarah (2015). Banning Testosterone Limits makes Womens Athletics unfair. <http://fittish.deadspin.com/banning-testosterone-limits-makes-womens-athletics-unfa-1722603560> am 17.08.2015.
- Baumann, Anne/Brügel, Christian/Oklitz, Steven/Wagner, Dirk (Hg.) (2015): Fußball und Homosexualität. Immer noch Grund für eine rote Karte? 1. Aufl. München: ScienceFactory.
- Benning, Anette (2000): »Nirgendwo war ich weiblicher als beim Karate!« Frauen und Identität in einer Kampfsportart. In: Bettina Blanke (Hg.): Sport, Identität, Geschlecht. Ahrensburg bei Hamburg: Czwilina.

- Bermon, Stéphane/Vilain, Eric/Fénichel, Patrick/Ritzén, Martin (2015): Women With Hyperandrogenism in Elite Sports: Scientific and Ethical Rationales for Regulating. In: *The Journal of Clinical Endocrinology & Metabolism* 100 (3), S. 828-830.
- Bermon, Stéphane/Garnier, Pierre-Yves (2017): Serum androgen levels and their relation to performance in track and field: mass spectrometry results from 2127 observations in male and female elite athletes. In: *British Journal of Sports Medicine* 51 (17), S. 1309-1314.
- Bette, Karl-Heinrich (1999): *Systemtheorie und Sport*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bette, Karl-Heinrich (2005): *Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit*. 1. Aufl. Bielefeld: transcript.
- Bette, Karl-Heinrich (2010): *Sportsoziologie*. 1. Aufl. Bielefeld: transcript.
- Bette, Karl-Heinrich/Schimank, Uwe (2006): *Doping im Hochleistungssport. Anpassung durch Abweichung*. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Billings, Andrew C./Young, Brittany D. (2015): Comparing Flagship News Programs: Women's Sport Coverage in ESPN's SportsCenter and FOX Sports 1's FOX Sports Live. In: *Electronic News* 9 (1), S. 3-16.
- Birrell, Susan/Cole, Cheryl L. (Hg.) (1994): *Women, sport, and culture*. Champaign IL: Human Kinetics.
- Blinde, Elaine M./Taub, Diane E. (1992): Women Athletes as Falsely Accused Deviants: Managing the Lesbian Stigma. In: *The Sociological Quarterly* 33 (4), S. 521-533.
- Bohuon, Anaïs (2015): Gender Verifications in Sport: From an East/West Antagonism to a North/South Antagonism. In: *The International Journal of the History of Sport* 32 (7), S. 965-979.
- Borggrefe, Carmen (2013): *Spitzensport und Beruf. Eine qualitative Studie zur dualen Karriere in funktional differenzierter Gesellschaft*. Hg. v. Klaus Cachay und Helmut Digel. Schorndorf: Hofmann.
- Bourdieu, Pierre (1992): *Rede und Antwort*. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1993): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Irene Dölling (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 153-217.

- Bourdieu, Pierre (1998): *Praktische Vernunft zur Theorie des Handelns*. Unter Mitarbeit von Hella Beister. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2009): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D. (1996): *Reflexive Anthropologie*. 1. Aufl., [Nachdr.]. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brake, Anna (2015): *Zur empirischen Rekonstruktion sozialer Praxis. Methodische Anforderungen und methodologische Reflexion aus der Perspektive Bourdieuscher Praxistheorie*. In: Franka Schäfer/Anna Daniel/Frank Hillebrandt (Hg.): *Methoden einer Soziologie der Praxis*. 1. Aufl. Bielefeld: transcript, S. 59-90.
- Bryson, Lois (1994): *Sport and the Maintenance of Masculine Hegemony*. In: Susan Birrell/Cheryl L. Cole (Hg.): *Women, sport, and culture*. Champaign IL: Human Kinetics, S. 47-64.
- Bunsell, Tanya (2013): *Strong and hard women. An ethnography of female bodybuilding*. New York: Routledge.
- Bury, Jonah (2015): *Non-performing inclusion: A critique of the English Football Association's Action Plan on homophobia in football*. In: *International Review for the Sociology of Sport* 50 (2), S. 211-226.
- Buschmann, Mechthild/Kröner, Sabine/Becker, Ellen (1988): *Frauen in Bewegung. Der feministische Blick auf Sporttheorie, Sportpraxis und Sportpolitik: Dokumentation des ersten feministischen Seminars in Bielefeld 1987*. 1. Aufl. Ahrensburg bei Hamburg: Czwalina.
- Buzuvis, Erin (2011): *Transgender Student-Athletes and Sex-Segregated Sport: Developing Policies of Inclusion for Intercollegiate and Interscholastic Athletics*. In: *Seton Hall Journal of Sports & Entertainment Law* 21 (2), S. 2-60.
- Cachay, Klaus/Thiel, Ansgar (2000): *Soziologie des Sports. Zur Ausdifferenzierung und Entwicklungsdynamik des Sports der modernen Gesellschaft*. Weinheim: Juventa.
- Cahn, Susan K. (2015): *Coming on strong. Gender and sexuality in women's sport*. Second edition. Urbana, Chicago, and Springfield: University of Illinois Press.

- Caudwell, Jayne (2003): Sporting Gender: Women's Footballing Bodies As Sites/Sights for the (Re-)Articulation of Sex, Gender and Desire. In: *Sociology of Sport Journal* 20 (4), S. 371-386.
- Celikates, Robin (2009): Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Cole, Cheryl L. (2000): »One Chromosome too Many?« In: Kay Schaffer/Sidonie Smith (Hg.): *The Olympics at the millennium: power, politics, and the games*: Rutgers University Press, S. 128-146.
- Cooky, Cheryl/Dycus, Ranissa/Dworkin, Shari L. (2013): »What Makes a Woman a Woman?« Versus »Our First Lady of Sport« A Comparative Analysis of the United States and the South African Media Coverage of Caster Semenya. In: *Journal of Sport & Social Issues* 37 (1), S. 31-56.
- Cooky, Cheryl/Messner, Michael A./Hextrum, Robin H. (2013): Women Play Sport, But Not on TV: A Longitudinal Study of Televised News Media. In: *Communication and Sport* 1 (3), S. 203-230.
- Court of Arbitration for Sport (CAS) (2014). Interim Arbitral Award, CAS2014/A/3759, www.tas-cas.org/fileadmin/user_upload/award_internet.pdf [letzter Zugriff 31.10.2017].
- Das, Andreas (2016). U. S. Women's Soccer Players Renew Their Fight For Equal Pay. www.nytimes.com/2016/07/08/sports/soccer/us-womens-soccer-players-renew-their-fight-for-equal-pay.html am 07.07.2016.
- Davis, Kelly K./Tuggle, C. A. (2012): A Gender Analysis of NBC's Coverage of the 2008 Summer Olympics. In: *Electronic News* 6 (2), S. 51-66.
- Degele, Nina (2013): Fußball verbindet – durch Ausgrenzung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Degele, Nina (2014): »Ich dusch nur mit dem Arsch zur Wand«: Verletzungsmacht und Verletzungsoffenheit als simultane Konstruktion von Heteronormativität. In: Anthony Wayne/Kristian Naglo (Hg.): *On and Off the Field*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 85-104.
- Degele, Nina/Janz, Caroline (2012): Homosexualität im Fußball – Zur Konstruktion von Normalität und Abweichung. In: Gabriele Sobiech/Andrea Ochsner (Hg.): *Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 195-214.
- Degele, Nina/Schirmer, Dominique (2004): Selbstverständlich heteronormativ: Zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung. In: Sylvia Buchen/Cornelia Helfferich/Maja S. Maier (Hg.): *Gender*

- methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 107-122.
- Democracy Now (2013). Interview Martina Navratilova. https://www.democracynow.org/2013/5/1/tennis_star_martina_navratilova_among_first am 01.05.2013.
- Deppermann, Arnulf (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion [61 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 14(3), Art. 13, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1303131> [letzter Zugriff 30.08.2016].
- Deppermann, Arnulf (2014): Das Forschungsinterview als soziale Interaktionspraxis. In: Günter Mey/Katja Mruck (Hg.): Qualitative Forschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 133-149.
- Deutscher Olympischer Sportbund (2012). 8. DOSB-Mitgliederversammlung am 8. Dezember 2012 in Stuttgart. Beschluss der 7. Frauen-Vollversammlung des Deutschen Olympischen Sportbundes. https://www.dosb.de/fileadmin/Bilder_allgemein/Veranstaltungen/Mitgliederversammlung_Stuttgart/Anlage_8_Beschluss_der_7__Frauen-Vollversammlung_des_DOSB.pdf [letzter Zugriff 31.10.2017].
- Deutscher Olympischer Sportbund (2016). Bestandserhebung 2016. www.dosb.de/de/service/download-center/statistiken/ [letzter Zugriff 31.10.2017].
- Deutscher Schwimm-Verband e.V. (DSV) (2017). Wettkampfbestimmungen Fachteil Synchronschwimmen (WB-FT SYN). www.dsv.de/synchronschwimmen/wettkampf/regelwerke
- DFB Jugendordnung. www.dfb.de/fileadmin/_dfbdam/98213-09_Jugendordnung.pdf [letzter Zugriff 31.10.2017].
- Dölling, Irene (2011): Pierre Bourdieus Praxeologie–Anregungen für eine kritische Gesellschaftsanalyse. In: Leibniz online 9, http://leibnizsozietaet.de/wp-content/uploads/2012/11/05_doelling.pdf [letzter Zugriff 30.08.2017]
- Dölling, Irene (Hg.) (1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Doll-Tepper, Gudrun/Pfister, Gertrud (2004): Frauen an die Spitze. Aktionsbündnis zur Steigerung des Frauenanteils in den Führungspositionen des Sports. Hg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.

- dpa-news (2016). Umstrittene Olympiasiegerin – Semenya gewinnt Gold über 800 Meter. www.spiegel.de/sport/sonst/olympia-2016-caster-semenya-gewinnt-gold-ueber-800-meter-a-1108742.html am 21.08.2016.
- dpa-news (2015). »Männliche Nixen«: WM-Debüt beim Synchronschwimmen. www.sueddeutsche.de/news/sport/schwimmen-maennliche-nixen-wm-debuet-beim-synchronschwimmen-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-150723-99-11388 am 23.07.2015.
- Dräger, Juliane (2014). Mann und Mann sind noch kein Paar. www.zeit.de/sport/2014-02/Eiskunstlauf-Paar-Regel am 06.02.2014.
- Dudek, Sonja M. (2009): *Diversity in Uniform?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dunning, Eric (2003): Sport als Männerdomäne. Anmerkungen zu den sozialen Quellen männlicher Identität und deren Transformation. In: Norbert Elias/Eric Dunning/Reinhard Blomert/Detlef Bremecke (Hg.): *Sport und Spannung im Prozeß der Zivilisation*. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 473-502.
- Elling-Machartzki, Agnes (2015): Extraordinary body-self narratives: Sport and physical activity in the lives of transgender people. In: *Leisure Studies*, S. 0-13.
- Elsas, Louis J./Ljungqvist, Arne/Ferguson-Smith, Malcolm A./Simpson, Joe Leigh/Genel, Myron/Carlson, Alison S. (2000): Gender verification of female athletes. In: *Genetics in Medicine* 2 (4), S. 249-254.
- Faust, Friederike/Assmann, Corinna (2014): Queering Football–Körperpraktiken im Frauenfußball zwischen Normierung und Destabilisierung der Geschlechterordnung. In: *Body Politics* 3 (2), S. 145-177.
- Fédération Internationale des Associations de Football (FIFA) (2011). Gender Verification Regulations. www.fifa.com/mm/document/footballdevelopment/medical/01/45/42/02/genderverification_efsd.pdf [letzter Zugriff 31.10.2017].
- Ferris, E. A. E. (1992): Gender verification testing in sport. In: *British medical bulletin* 48 (3), S. 683-697.
- Flake, Collin R./Dufur, Mikaela J./Moore, Erin L. (2013): Advantage men: The sex pay gap in professional tennis. In: *International Review for the Sociology of Sport* 48 (3), S. 366-376.
- Flick, Uwe (2011): Das Episodische Interview. In: Gertrud Oelerich/Hans-Uwe Otto (Hg.): *Empirische Forschung und Soziale Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 273-280.

- Fokus-News (2015). Jede DFB-Spielerin würde für den WM-Sieg 65.000 Euro kassieren. www.focus.de/sport/frauen-wm-2015/wm-dfb-frauen-handeln-wm-rekordpraemie-aus_id_4732295.html am 06.06.2015.
- Gebauer, Gunter/Alkemeyer, Thomas (2004): *Treue zum Stil. Die aufgeführte Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Giess-Stuber, Petra (2000): *Gleichberechtigte Partizipation im Sport? Ein Beitrag zur geschlechtsbezogenen Sportpädagogik*. 1. Aufl. Butzbach-Griedel: AFRA.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): *Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung*. In: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.): *Traditionen Brüche*, S. 201-254.
- Godoy-Pressland, Amy/Griggs, Gerald (2014): *The photographic representation of female athletes in the British print media during the London 2012 Olympic Games*. In: *Sport in Society* 17 (6), S. 808-823.
- Gori, Gigiola/Bandy, Susan J./Hofmann, Annette R./Krüger, Arnd (2008): *Gender, body and sport in historical and transnational perspectives*. Hamburg: Verlag Dr. Kovac.
- Griffin, Pat (1998): *Strong women, deep closets. Lesbians and homophobia in sport*. Champaign, IL: Human Kinetics.
- Groll, Stefanie/Diehr, Susanne (2012): *Who the f*** is Abby? – Die Berichterstattung zur Fußballweltmeisterschaft der Frauen 2011 und ihr Schweigen*. In: Gabriele Sobiech/Andrea Ochsner (Hg.): *Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 123-138.
- Gunkel, Henriette (2012): *Queer Times Indeed? Südafrikas Reaktionen auf die mediale Inszenierung der 800-Meter-Läuferin Caster Semenya*. In: *Feministische Studien* (1), S. 44-52.
- Haeming, Anne (2010). *Dabei sein wäre alles*. www.tagesspiegel.de/sport/frauen-skispringen-dabei-sein-waere-alles/1682000.html am 14.02.2010.
- Hammaren, Nils/Johansson, Thomas (2014): *Homosociality: In Between Power and Intimacy*. In: *SAGE Open* 4 (1).
- Hargreaves, Jennifer (2001): *Heroines of sport. The politics of difference and identity*. London, New York: Routledge.
- Hargreaves, Jennifer/Anderson, Eric (Hg.) (2014): *Routledge handbook of sport, gender and sexuality*. London and New York: Routledge.

- Hargreaves, Jennifer/Anderson, Eric (2014): Sport, gender and sexuality: surveying the field. In: Jennifer Hargreaves/Eric Anderson (Hg.): Routledge handbook of sport, gender and sexuality. London and New York: Routledge, S. 3-18.
- Hartmann-Tews, Ilse (2003): Sport, Medien und Geschlecht. Theoretische Analysen und empirische Erkenntnisse. Opladen: Leske + Budrich.
- Hartmann-Tews, Ilse (2006): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport und in den Sportwissenschaften. In: Ilse Hartmann-Tews/Dorothee Alfermann (Hg.): Handbuch Sport und Geschlecht. Schorndorf: Hofmann, S. 40-53.
- Hartmann-Tews, Ilse/Giess-Stuber, Petra/Klein, Marie-Luise/Kleindienst-Cachay, Christa/Petry, Karen (Hg.) (2003): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport. Opladen: Leske + Budrich.
- Heckemeyer, Karolin (2005): Soziale Anerkennung und persönlicher Gewinn im Fraueneishockey. In: Iff-Info. Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung 22 (29), S. 24-35.
- Heggie, Vanessa (2014): Subjective sex: science, medicine and sex tests in sports. In: Jennifer Hargreaves/Eric Anderson (Hg.): Routledge handbook of sport, gender and sexuality. London and New York: Routledge, S. 339-347.
- Henkel, Doris (2016). Unforced Error des Turnierdirektors. www.nzz.ch/sport/tennis/unforced-error-des-turnierdirektors-1.18716598 am 21.03.2016.
- Henry, Ian P./Robinson, Leigh (2010): Gender Equality and Leadership in Olympic Bodies. Women, Leadership and the Olympic Movement 2010. Hg. v. International Olympic Committee. Lausanne.
- Herrmann, Steffen K. (2005): Queer(e) Gestalten. Praktiken der Derealisierung von Geschlecht. In: Elahe Haschemi Yekani/Beatrice Michaelis (Hg.): Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory. 1. Aufl. Berlin: Querverlag, S. 53-72.
- Hillebrandt, Frank (2007): Soziologische Praxistheorien. Eine problembezogene Einführung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hirschauer, Stefan (2008): Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis. In: Herbert Kalthoff (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 169-187.

- Hoffmann, Eduard/Nendza, Jürgen (2006): Verlacht, verboten und gefeiert. Zur Geschichte des Frauenfußballs in Deutschland. 2. Aufl. Weilerswist: Landpresse.
- Hofmann, Annette R./Vertinsky, Patricia/Jette, Shannon (2010): »Dear Dr. Rogge«: Die Skispringerinnen und die »human rights issue«. In: Sportwissenschaft 40 (1), S. 39-45.
- Hofmann, René (2012) »Sagenhafte Freakshow« www.sueddeutsche.de/sport/fragwuerdige-olympiasieger-in-london-sagenhafte-freakshow-1.1425740 am 10.07.2012.
- Holmes, Morgan (2011): The Intersex Enchiridion: Naming and Knowledge. In: Somatechnics 1 (2), S. 388-411.
- Horky, Thomas/Nieland, Jörg-Uwe (2013): International sports press survey 2011. Books On Demand.
- IAAF Press Release (2017). Levelling the Playing Field in Female Sports. <https://www.iaaf.org/news/press-release/hyperandrogenism-research> am 03.07.2017.
- International Association of Athletics Federations (2011). IAAF Regulations Governing the Eligibility of Females with Hyperandrogenism to compete in Women's Competition. www.iaaf.org/about-iaaf/documents/medical [letzter Zugriff 31.10.2017]
- International Skating Union (2016). Special Regulations & Technical Rules – Single & Pair Skating, Ice Dance, www.isu.org/isu-statutes-constitution-regulations-technical/special-regulations-and-technical-rules/52-2016-special-regulation-sandp-and-ice-dance-and-technical-rules-sandp-and-id-final/file [letzter Zugriff 31.10.2017]
- International Olympic Committee (1996). Resolution of the 1th IOC World Conference on Women and Sport. <http://stillmed.olympic.org/media/Document%20Library/OlympicOrg/Documents/Conferences-Forums-and-Events/Conferences/IOC-World-Conferences-on-Women-and-Sport/1st-IOC-World-Conference-on-Women-and-Sport-Final-Resolution-Lausanne-1996.pdf> [letzter Zugriff 31.10.2017]
- International Olympic Committee (2011). IOC Regulations on Female Hyperandrogenism. www.olympic.org/medical-and-scientific-commission [letzter Zugriff 31.10.2017]
- International Olympic Committee (2012). IOC Regulations on Female Hyperandrogenism. http://stillmed.olympic.org/Documents/Commissions_PDFfiles/Medical_commission/2012-06-22-IOC-Regulations-on-Female-Hyperandrogenism-eng.pdf [letzter Zugriff 31.10.2017]

- International Olympic Committee (2015). IOC Consensus Meeting on Sex Reassignment and Hyperandrogenism. Lausanne, Switzerland: International Olympic Committee, www.olympic.org [letzter Zugriff 31.10.2017]
- International Olympic Committee (2016a). Factsheet Women in the Olympic Movement. Lausanne, Switzerland: International Olympic Committee, www.olympic.org [letzter Zugriff 31.10.2017]
- International Olympic Committee (2016b). Olympic Charter. Lausanne, Switzerland: International Olympic Committee, www.olympic.org [letzter Zugriff 31.10.2017]
- International Olympic Committee (2016c). Code of Ethics. Lausanne, Switzerland: International Olympic Committee, www.olympic.org [letzter Zugriff 31.10.2017]
- International Tennis Federation (ITF) (2014). ITF Pro Circuit Review. www.itftennis.com/procircuit/about-pro-circuit/player-pathway.aspx [letzter Zugriff 31.10.2017]
- Jäger, Ulle (2004): *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*. Königstein/Taunus: Helmer.
- Jones, Janine (2014): Caster Semenya: Reasoning Upfront with Race. In: Namita Goswami/Maeve M. O'Donovan/Lisa Yount (Hg.): *Why race and gender still matter. An intersectional approach*, S. 133-156.
- Jordan-Young, Rebecca M./Sonksen, Peter H./Karkazis, Katrina (2014): Sex, health, and athletes. In: *BMJ* 348 (apr28 9), S. g2926.
- Karkazis, Katrina/Jordan-Young, Rebecca M. (2015): Debating a testosterone »sex gap«. Policies unfairly exclude some women athletes from competition. In: *Science* 348 (6237), S. 858-860.
- Karkazis, Katrina/Jordan-Young, Rebecca/Davis, Georgiann/Camporesi, Silvia (2012): Out of Bounds? A Critique of the New Policies on Hyperandrogenism in Elite Female Athletes. In: *The American Journal of Bioethics* 12 (7), S. 3-16.
- Kayser, Carmen/Wolfer, Thomas (2010). Sind diese Spielerinnen Männer? www.bild.de/sport/fussball/erster-skandal-vor-unserer-frauen-wm-14715918.bild.html am 20.11.2010.
- Kian, Edward M. (2014): Sexuality in the Mediation of Sport. In: Jennifer Hargreaves/Eric Anderson (Hg.): *Routledge handbook of sport, gender and sexuality*. London and New York: Routledge, S. 461-469.
- Kittmann, Matthias (2009): Ein Männerverein im Kampf mit der Emanzipation. In: Rainer Hennies/Daniel Meuren (Hg.): *Frauenfußball*.

- Der lange Weg zur Anerkennung. Göttingen: Die Werkstatt, S. 193-198.
- Kleffmann, Gerald (2016). »Frauen verdienen im Tennis genau, was sie verdienen.« www.sueddeutsche.de/sport/tennis-frauen-verdienen-genau-was-sie-verdienen-1.2961473 am 22.04.2016.
- Klein, Gabriele (2008): Globalisierung, Lokalisierung und (Re-)Nationalisierung. Fußball als lokales Ereignis, globale Ware und Bilderwelt. In: Gabriele Klein/Michael Meuser (Hg.): *Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs*. Bielefeld: transcript, S. 31-42.
- Klein, Jeff Z./Benson, Ken (2014). N.H.L. Promoted Violence Regardless of Health Risk, Players' Suit Says. www.nytimes.com/2014/04/11/sports/hockey/nhl-exploited-violence-players-suit-contents.html am 10.04.2014.
- Klein, Marie-Luise (2012): Vermarktungssituation im Spitzenfußball der Frauen. In: Christa Zipprich (Hg.): *Sie steht im Tor – und er dahinter. Frauenfußball im Wandel*. 1. Aufl. Hildesheim: Arete-Verl, S. 85-104.
- Klein, Marie-Luise/Deitersen-Wieber, Angela/Lelek, Stella (2012): Strukturelle Auswirkungen der Inklusion des Frauen und Mädchenfußballs in die Fußballvereine – untersucht am Beispiel des Westdeutschen Fußball- und Leichtathletikverbandes. In: Gabriele Sobiech/Andrea Ochsner (Hg.): *Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 61-75.
- Kleindienst-Cachay, Christa (2005): »Weibliche« Identität in »männlichen« Sportarten? – Risiken und Chancen. In: *Iff-Info. Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung* 22 (29), S. 9-23.
- Kleindienst-Cachay, Christa/Heckemeyer, Karolin (2008): Um Gottes Willen jetzt wird sie zum Mannweib – Zur Körperpräsentation und Inszenierung von Spitzensportlerinnen in männlich dominierten Sportarten. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* (69), S. 45-57.
- Kleindienst-Cachay, Christa/Kunzendorf, Annette (2003): »Männlicher Sport – »Weibliche« Identität. Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten. In: Ilse Hartmann-Tews/Petra Giess-Stuber/Marie-Luise Klein/Christa Kleindienst-Cachay/Karen Petry (Hg.): *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*. Opladen: Leske + Budrich, S. 109-150.

- Knuth, Johannes (2016). Semenya läuft in der Grauzone. www.sueddeutsche.de/sport/olympia-semenya-laeuft-in-der-grauzone-1.3123453 am 17.08.2016.
- Kosofsky Sedgwick, Eve (1985): *Between men. English literature and male homosocial desire*. New York: Columbia University Press.
- Kröner, Sabine/Pfister, Gertrud (1992): *Frauen-Räume. Körper und Identität im Sport*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- Kruse, Jan (2014): *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Kugelman, Claudia (1996): *Starke Mädchen – schöne Frauen? Weiblichkeitszwang und Sport im Alltag*. 1. Aufl. Butzbach-Griedel: AFRA-Verlag.
- Lamnek, Siegfried (2010): *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch*. 5. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz.
- Leeds, Michael/Leeds, Eva Marikova (Hg.) (2013): *Handbook on the Economics of Women in Sports*. Cheltenham and Northampton: Edward Elgar Publishing.
- Lenskyj, Helen Jefferson (1990): *Power and Play: Gender and Sexuality Issues in Sport and Physical Activity*. In: *International Review for the Sociology of Sport* 25 (3), S. 235-245.
- Lenskyj, Helen Jefferson (2013): *Gender politics and the Olympic industry*. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan.
- Lindemann, Gesa (1992): *Die leiblich-affektive Konstruktion des Geschlechts. Für eine Mikrosoziologie des Geschlechts unter der Haut*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 21 (5), S. 330-346.
- Ljungqvist, Arne/Simpson, Joe Leigh (1992): *Medical Examination for Health of All Athletes Replacing the Need for Gender Verification in International Sports*. In: *JAMA* 267 (6), S. 850-852.
- Lloyd, Carli (2016). *Why I Am Fighting For Equal Pay*. www.nytimes.com/2016/04/11/sports/soccer/carli-lloyd-why-im-fighting-for-equal-pay.html am 10.04.2016.
- Louis, Chantal (2011). *Ich habe keine Lust mich zu verstellen*« Interview mit Nadine Angerer. In *Emma* 7/2011, S. 66-69.
- Love, Adam (2014): *Transgender exklusion and inclusion in sport*. In: Jennifer Hargreaves/Eric Anderson (Hg.): *Routledge handbook of sport, gender and sexuality*. London and New York: Routledge, S. 376-383.
- Macur, Juliet (2014). *Fighting for the Body she was born with. Sprinter Dutee Chand fights van over her testosterone level*. www.nytimes.com

- com/2014/10/07/sports/sprinter-dutee-chand-fights-ban-over-her-tes-tosterone-level.html am 06.10.2014
- Magin, Melanie/Stark, Birgit (2010): Mediale Geschlechterstereotype. In: *Publizistik* 55 (4), S. 383-404.
- Magubane, Zine (2014): Spectacles and Scholarship: Caster Semenya, Intersex Studies, and the Problem of Race in Feminist Theory. In: *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 39 (3), S. 761-785.
- Maihofer, Andrea (2013): Geschlechterdifferenz – eine obsolete Kategorie? In: Dominique Grisard/Ulle Jäger/Tomke König (Hg.): *Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz*. Sulzbach: Helmer, S. 27-46.
- Marjoribanks, Timothy/Farquharson, Karen (2012): *Sport and society in the global age*. Houndmills, Basingstoke, Hampshire, New York: Palgrave Macmillan.
- Markovits, Andrei S. (2011): Sport. Motor und Impulssystem für Emanzipation und Diskriminierung; [Vortrag im Wiener Rathaus am 3. Mai 2010]. Wien: Picus-Verlag.
- Martin, Montserrat (2015): Assessing the sociology of sport: On gender identities in motion and how to de-essentialize difference(s). In: *International Review for the Sociology of Sport* 50 (4-5), S. 542-546.
- Martínez Patiño, María José/Mateos Padorno, Covadonga/Martínez Vidal, Aurora/Sánchez Mosquera, Ana María/García Soidán, José Luis/Díaz Pereira, María del Pino/Touriño-González, Carlos Francisco (2010): An approach to the biological, historical and psychological repercussions of gender verification in top level competitions. In: *Journal of Human Sport and Exercise* 5 (3), S. 307-321.
- McDonagh, Eileen/Pappano, Laura (2008). *Playing with the Boys – Why separate is not equal in sports*. Oxford/New York: Oxford University Press.
- Mennesson, Christine/Clément, Jean-Paul (2003): Homosociability and Homosexuality: The Case of Soccer Played by Women. In: *International Review for the Sociology of Sport* 38 (3), S. 311-330.
- Mennesson, Christine (2004): Être une femme dans un sport »masculine«. Modes de socialisation et construction des dispositions sexuées. In: *Sociétés Contemporaines* (55), S. 69-90.
- Messner, Michael A./Sabo, Donald F. (Hg.) (1990): *Sport, men, and the gender order. Critical feminist perspectives*. Champaign, Ill: Human Kinetics Books.

- Meuser, Michael (2005): Frauenkörper – Männerkörper. Somatische Kulturen der Geschlechterdifferenz. In: Markus Schroer (Hg.): *Soziologie des Körpers*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 271-293.
- Meier, Marianne/Hürlimann, Helen (2012): Pfeifendamen, Stauffacherinnen und Champions: Geschichte und aktueller Stand des Schweizer Frauenfußballs. In: Gabriele Sobiech/Andrea Ochsner (Hg.): *Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 21-39.
- Meuren, Daniel (2014). Unaufgeregte Küsse vor der Tribüne. www.faz.net/aktuell/sport/fussball/homosexualitaet-im-frauenfussball-unaufgeregte-kuesse-vor-der-tribuene-12744735.html vom 09.01.2014
- Meyer, Daniel Steffen (2011). Gehältervergleich im Fußball – ein Job, zwei Welten. www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/gehaeltervergleich-im-fussball-ein-job-zwei-welten-a-768611.html am 23.06.2011.
- Meyer Macaulay, Colin/Hamidi, Moska/Treurnicht-Naylor, Karline (2010): Gender verification testing: Necessary for the integrity of international athletics, or inexcusable breach of personal privacy? In: *Medicine and the Law* 79 (1), S. 25-27.
- Mielke, Gabriele (2010): *Vermarktung des Spitzenhandballs – eine ökonomische Analyse der Handball-Bundesliga Frauen*. Wiesbaden: Gabler.
- Milner, Adrienne N./Braddock II, Jomills Henry (2016). *Sex Segregation in Sports. Why separate is not equal*. Santa Barbara/Denver: Praeger.
- Müller, Marion (2006): Geschlecht als Leistungsklasse. Der kleine Unterschied und seine großen Folgen am Beispiel der »gender verifications« im Leistungssport. In: *Zeitschrift für Soziologie* 35 (5), S. 392-412.
- Müller, Marion (2007): Das Geschlecht des Fußballs – Zur »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« im Fußball. In: *Sport und Gesellschaft* 4 (2), S. 113-141.
- Müller, Marion (2009): *Fußball als Paradoxon der Moderne. Zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nassehi, Armin (2006): *Der soziologische Diskurs der Moderne*. 1. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ogawa, Scott (2014): 100 missing men: participation, selection, and silence of gay athletes. In: Jennifer Hargreaves/Eric Anderson (Hg.): *Routledge handbook of sport, gender and sexuality*. London and New York: Routledge, S. 291-299.

- Padawer, Ruth (2016). The Humiliating Practice of Sex-Testing Female Athletes. www.nytimes.com/2016/07/03/magazine/the-humiliating-practice-of-sex-testing-female-athletes.html am 28.06.2016.
- Palzkill, Birgit (1990): Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport. Bielefeld: AJZ-Verlag.
- Pfister, Gertrud (1990): The Medical Discourse on Female Physical Culture in Germany in the 19th and Early 20th Centuries. In: *Journal of Sport History* 17 (2), S. 183-198.
- Pfister, Gertrud (1999): Sport im Lebenszusammenhang von Frauen. Ausgewählte Themen. Schorndorf: Hofmann.
- Pfister, Gertrud (2006): »Auf den Leib geschrieben« – Körper, Sport und Geschlecht aus historischer Perspektive. In: Ilse Hartmann-Tews/Dorothee Alfermann (Hg.): *Handbuch Sport und Geschlecht*. Schorndorf: Hofmann, S. 26-39.
- Pfister, Gertrud/Langenfeld, Hans (1982): Vom Frauenturnen zum modernen Sport. Die Entwicklung der Leibesübungen der Frauen und Mädchen seit dem Ersten Weltkrieg. In: Horst Ueberhorst (Hg.): *Geschichte der Leibesübungen*, Bd. 3. Berlin: Verlag Bartels und Wernitz, S. 977-1008.
- Pfister, Gertrud/Sisjord, Mari Kristin (Hg.) (2013): *Gender and sport. Changes and challenges*. Münster: Waxmann.
- Pieper, Lindsay Parks (2014): Sex Testing and the Maintenance of Western Femininity in International Sport. In: *The International Journal of the History of Sport* 31 (13), S. 1557-1576.
- Rauchensteiner, Veronika (2013): *Essstörungen im Sport. Körperkult, Schlankheitswahn, Anorexia athletica*. Hamburg: Diplomica Verlag.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), S. 282-301.
- Richtie, Ian (2003): Sex Tested, Gender Verified: Controlling Female Sexuality in the Age of Containment. In: *Sport History Review* 34 (1), S. 80-98.
- Rose, Lotte (1997): Körperästhetik im Wandel. Versportung und Entmütterlichung des Körpers in den Weiblichkeitsidealen der Risikogesellschaft. In: Irene Dölling (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 125-149.

- Rosenberg, Danny; Stevens, Julie (2013): Heads up: violence and the vulnerability principle in hockey revisited. In: *Sport in Society* 16 (3), S. 283-294.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a.M., New York: Campus Verlag.
- Schaaf, Daniela (2011): *Die Sexualisierung des Sports in den Medien*. Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Schaaf, Daniela (2012): »Lieber Barbie als Lesbe?« Dispositionen von Sportjournalisten und Sponsoren zum heteronormativen Körperideal im Frauenfußball. In: Gabriele Sobiech/Andrea Ochsner (Hg.): *Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 139-154.
- Schäfer, Franka/Daniel, Anna (2015): Zur Notwendigkeit einer paxissoziologischen Methodendiskussion. In: Franka Schäfer/Anna Daniel/Frank Hillebrandt (Hg.): *Methoden einer Soziologie der Praxis*. 1. Aufl. Bielefeld: transcript, S. 37-58.
- Schäfer, Franka/Daniel, Anna/Hillebrandt, Frank (Hg.) (2015): *Methoden einer Soziologie der Praxis*. 1. Aufl. Bielefeld: transcript.
- Schäfer, Hilmar (Hg.) (2016): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. 1. Aufl. Bielefeld: transcript.
- Schimank, Uwe (1988): Die Entwicklung des Sports zum gesellschaftlichen Teilsystem. In: Renate Mayntz/Bernd Rosewitz/Uwe Schimank/Rudolf Stichweh (Hg.): *Differenzierung und Verselbständigung: zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme*. Frankfurt a.M., New York: Campus Verlag, S. 181-232.
- Schmidt, Robert (2012): *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. 11, 1., Originalausgabe. Berlin: Suhrkamp.
- Schmidt, Robert (2016): Theoretisieren. Fragen und Überlegungen zu einem konzeptionellen und empirischen Desiderat der Soziologie der Praktiken. In: Hilmar Schäfer (Hg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. 1. Aufl. Bielefeld: transcript, S. 245-264.
- Schmitz, Sigrid/Degele, Nina (2016) Testosteron als bio-soziales Konzept: Zur wechselseitigen Transformation von Hormonen, Körpern und Sozialem. In: Paula-Irene Villa/Julia Wustmann/Steffen Loick Molina/Anna-Katharina Meßmer (Hg.) *Cut'n Paste The Body – Körper, Geschlecht und Technologie*. Frankfurt a.M.: Campus (i. E.).

- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13 (3), S. 283-293.
- Schwermer, Alina (2016). Raus aus der Bundesliga. www.taz.de/!5296919/am 29.04.2016.
- Schwengel, Markus (2005): Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Scraton, Sheila/Fasting, Kari/Pfister, Gertrud/Bunuel, Ana (1999): It's still a Man's Game? The Experiences of Top-Level European Women Footballers. In: *International Review for the Sociology of Sport* 34 (2), S. 99-111.
- Shilling, Chris/Bunsell, Tanya (2009): The female bodybuilder as a gender outlaw. In: *Qualitative Research in Sport and Exercise* 1 (2), S. 141-159.
- Shilling, Chris/Bunsell, Tanya (2014): From iron maiden to superwoman: The stochastic art of self-transformation and the deviant female sporting body. In: *Qualitative Research in Sport, Exercise and Health* 6 (4), S. 478-498.
- Sobiech, Gabriele (2012): Die Logik der Praxis: Frauenfußball zwischen symbolischer Emanzipation und männlicher Herrschaft. In: Gabriele Sobiech/Andrea Ochsner (Hg.): *Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 171-194.
- Sobiech, Gabriele/Ochsner, Andrea (Hg.) (2012): *Spielen Frauen ein anderes Spiel? Geschichte, Organisation, Repräsentationen und kulturelle Praxen im Frauenfußball*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stichweh, Rudolf (1990): Sport – Ausdifferenzierung, Funktion, Code. In: *Sportwissenschaft* 20 (4), S. 373-389.
- Stichweh, Rudolf (1995): Sport und Moderne. In: Jochen Hinsching (Hg.): *Modernisierung und Sport*. Sankt Augustin: Academia-Verlag, S. 13-28.
- Sullivan, Claire F. (2011): Gender Verification and Gender Policies in Elite Sport: Eligibility and »Fair Play«. In: *Journal of Sport & Social Issues* 35 (4), S. 400-419.
- Süddeutsche Sportticker (2013). 300.000 Euro für den WM-Gewinn. www.sueddeutsche.de/sport/wm-praemie-des-dfb-euro-fuer-den-titelgewinn-1.1831243 am 29.11.2013.

- Sülzle, Almut (2011): Fußball, Frauen, Männlichkeiten. Eine ethnographische Studie im Fanblock. Frankfurt a.M.: Campus
- Sykes, Heather (2006): Transgender and Transsexual Policies in Sport. In: *Women in Sport and Physical Activity Journal* 15 (1), S. 3-13.
- Tagg, Brandon (2012): Transgender Netballers: Ethical Issues and Lived Realities. In: *Sociology of Sport Journal* 29 (2), S. 151-167.
- Tamburrini, Claudio (2014): Queer genes? The Bio-amazons project: a response to critics. In: Jennifer Hargreaves/Eric Anderson (Hg.): *Routledge handbook of sport, gender and sexuality*. London and New York: Routledge, S. 358-367.
- Tamburrini, Claudio/Tännsjö, Torbjörn (2005): Genetic technology and sport: ethical questions. London, New York: Routledge.
- Tännsjö, Torbjörn (2000): Against sexual discrimination in sports. In: Torbjörn Tännsjö/Claudio Marcello Tamburrini (Hg.): *Values in sport. Elitism, nationalism, gender equality, and the scientific manufacturing of winners*. London, New York: E & FN Spon, S. 101-115.
- Travers, Ann/Deri, Jillian (2011): Transgender inclusion and the changing face of lesbian softball leagues. In: *International Review for the Sociology of Sport* 46 (4), S. 488-507.
- Tucker, Ross/Collins, Malcolm (2009): The science and management of sex verification in sport. In: *South African Journal of Sports Medicine* 21 (4), S. 147-150.
- United World Wrestling (2017). *International Wrestling Rules – Greco-Roman Style, Freestyle, Women's Wrestling*. <https://unitedworldwrestling.org/governance/regulation/olympic> [letzter Zugriff 30.10.2017]
- Walther-Ahrens, Tanja (2011): *Seitenwechsel. Coming-Out im Fußball*. Gütersloh: Gütersloher Verlags-Haus.
- Weaving, Charlene/Roberts, Samuel (2012): Checking In: An Analysis of the (Lack of) Body Checking in Women's Ice Hockey. In: *Research Quarterly for Exercise and Sport* 83 (3), S. 470-478.
- Weber, Jonetta D./Carini, Robert M. (2013): Where are the female athletes in *Sports Illustrated*? A content analysis of covers (2000-2011). In: *International Review for the Sociology of Sport* 48 (2), S. 196-203.
- Wellard, Ian (2009): *Sport, masculinities and the body*. New York: Routledge.
- Werron, Tobias (2012): Kontingenz in Serie. Zur ›Spannung‹ des modernen Sports. In: Swen Körner (Hg.): *Die Möglichkeit des Sports*. Kon-

- tingenz im Brennpunkt sportwissenschaftlicher Analysen. Bielefeld: transcript, S. 25-48.
- Westbrook, Laurel/Schilt, Kristen (2014): Doing Gender, Determining Gender: Transgender People, Gender Panics, and the Maintenance of the Sex/Gender/Sexuality System. In: *Gender & Society* 28 (1), S. 32-57.
- Wetterer, Angelika (1995): Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In: *Interdisziplinäres Symposium Frauenforschung* (Hg.): *Konstruktion von Geschlecht*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlag, S. 199-223.
- Wiederkehr, Stefan (2012): Jenseits der Geschlechtergrenzen. Intersexuelle und transsexuelle Menschen im Spitzensport. In: *Feministische Studien* 30 (1), S. 31-43.
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview [25 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 22, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228> [letzter Zugriff 30.10.2017]
- Zeit-Online (2016). DSV-Funktionär: Olympia-Synchronschwimmen für Männer nicht absehbar. www.zeit.de/news/2016-08/15/schwimmen-dsv-funktionaer-olympia-synchronschwimmen-fuer-maenner-nicht-absehbar-15173405 am 15.08.2016.
- Zürcher, Christian (2016). Die Preisgeldkluft zwischen Mann und Frau. www.tagesanzeiger.ch/sport/tennis/die-preisgeldkluft-existiert/story/25960007 am 13.04.2016.

Kulturwissenschaft



Maria do Mar Castro Varela, Paul Mecheril (Hg.)

Die Dämonisierung der Anderen

Rassismuskritik der Gegenwart

2016, 208 S., kart.

17,99 € (DE), 978-3-8376-3638-3

E-Book

PDF: 15,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3638-7

EPUB: 15,99€ (DE), ISBN 978-3-7328-3638-3



Fatima El-Tayeb

Undeutsch

Die Konstruktion des Anderen

in der postmigrantischen Gesellschaft

2016, 256 S., kart.

19,99 € (DE), 978-3-8376-3074-9

E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3074-3



Arianna Ferrari, Klaus Petrus (Hg.)

Lexikon der Mensch-Tier-Beziehungen

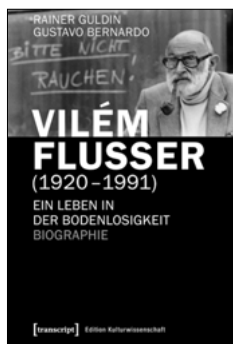
2015, 482 S., kart.

29,99 € (DE), 978-3-8376-2232-4

E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-2232-8

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Kulturwissenschaft



Rainer Guldin, Gustavo Bernardo
Vilém Flusser (1920–1991)
Ein Leben in der Bodenlosigkeit. Biographie

September 2017, 424 S., kart., zahlr. Abb.
34,99 € (DE), 978-3-8376-4064-9
E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4064-3



Thomas Hecken, Moritz Baßler, Robin Curtis, Heinz Drügh,
Mascha Jacobs, Nicolas Pethes, Katja Sabisch (Hg.)
POP
Kultur & Kritik (Jg. 6, 2/2017)

Oktober 2017, 176 S., kart., zahlr. Abb.
16,80 € (DE), 978-3-8376-3807-3
E-Book: 16,80 € (DE), ISBN 978-3-8394-3807-7



Sonja Hnilica, Elisabeth Timm (Hg.)
Das Einfamilienhaus
Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 1/2017

Juli 2017, 176 S., kart.
14,99 € (DE), 978-3-8376-3809-7
E-Book: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3809-1

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

